IM BANNE DES DEUTSCHEN ADLERS: KRIEGSROMAN

Alfred Funke

Digitized by Google

Im Banne des deutſchen Adlers.

Digitized by Google

409157

Im Banne des deutschen Adlers.

Kriegsroman

von

Alfred Funke.

Verlag von W. Vobach & Co.,
Berlin, Leipzig, Wien, Zürich.

Digitized by Google

Nachdruck verboten.

Copyright by W. Vobach & Co. 1915.

Druck von
W. Vobach & Co.,
Leipzig.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Auf der breiten Terraſſe des Hotels „Boa Viſta“ der Inſel Madeira, hoch über der portugieſiſchen Hafenſtadt Funchal, ſtand in der erſten Morgenfrühe der deutſche Kapitänleutnant Jobſt von Steinitz.

Noch wogten die Nebel in den Tälern und hüllten die Küſte in ihren Schleier. Der erſte roſige Schein lief leiſe im Oſten über das Gewölk. Im ſchwarzblauen Weltmeer ſpiegelte ſich der glimmende Gruß der Frühe. Leiſe, träumend gingen die Wogen, als atme die gigantiſche Tiefe im ruhigen Morgenſchlummer. Nur der Giſcht der Brandung an ſtarren Felſen ſchäumte weiß und fiel in ſchimmernden Garben, über denen die leichten Möwen wie Tauben ſchwebten.

Nun glühte der ragende Gipfel des Pico do Lobo im erſten Strahl, der aus der Tiefe zum Dom des Himmels blitzte. Kleine Wolken ſegelten an der blauen Weltkuppel, flammten im jungen Glaſt und zerrannen wie verwiſchter Hauch auf leuchtendem Saphir. Im Oſten ſtand ein glänzender Streif, immer glühender, immer brennender in flammende Wolken wie in Scharlach und Purpur gehüllt. Zinnober und Karmin, zartes Violett und ſanftes Lila tönten die Ränder ab.

Wie der rote, flammende Morgenſchein das braune Segel des Sardinenfiſchers vergoldete, der eben vom Strande bei Calheta abſtieß! Wie die Nebel immer tiefer in die Schluchten krochen, wie ſcheues Nachtgeſindel!

Digitized by Google

Und mit einem Male ſchoß die Sonne blutrot über den Horizont; nicht langſam wie im nebligen Norden. Wie mit einem Freudenſprung ſchnellte ſie empor, und die Farben des Morgens verblaßten vor ihrer Majeſtät. Wie eine ſchimmernde Flut ließ ſie ihren goldenen Schein über das ewige Meer gleiten, riß die letzten Nebelhüllen von den Bergen. Wie prunkvoll gewappnete Helden ſtanden die ſtarren Spitzen des Hochgebirges über den Graten und Päſſen, den Halden und Matten, und hoch im Aetherblau zogen Geier majeſtätiſch ihre Kreiſe.

„Bom dia, senhor! Guten Morgen!“ weckte eine Stimme den Andächtigen. Ein Kellner grüßte höflich.

„Bom dia, Giuſeppe! — Sie kommen wegen des Gepäcks? Ich hoffe, daß Ihr Landsmann unten pünktlich einläuft.“

In dieſem Augenblick kam vom Meere das dröhnende Signal eines Dampfers. Weiß ſchimmernd bog er in die Reede von Funchal ein und ließ Anker fallen.

„Es iſt die ‚Regina Elena‘, mein Herr. Ganz beſtimmt!“

Kapitänleutnant von Steinitz atmete auf. Acht Tage hatte er auf das italieniſche Schiff gewartet, acht lange Tage! Nun ſchlug die Stunde der Erlöſung.

„Dann bleibt es bei unſrer Abmachung, Giuſeppe. Das große Gepäck mit der Zahnradbahn hinunter und an Bord! Ich erwarte Sie kurz nach Sonnenuntergang am verabredeten Ort. Hier!“

Er gab dem Italiener ein Geldſtück. Der verbeugte ſich: „Mille grazie, signore! A questa sera! Auf dieſen Abend!“ Dann verſchwand er eilig.

Herr von Steinitz blieb noch auf der Terraſſe. In tiefen Zügen atmete er die friſche, würzige Morgenluft, die von den Pinien und Fichten des Berges herüberſtrich, wo auf weiten Halden das Heidekraut wucherte. Wie in der nordiſchen

Digitized by Google

Heimat. In langer Strecke zog sich die Zahnradbahn abwärts. Die blanken Schienen glitzerten in der Sonne, ehe sie sich in der üppigen Fülle der Platanen und Zedern, der Eichen und Oleander verloren, um dann ganz zwischen wucherndem Zuckerrohr und Rebengärten, Palmen und Rosen zu verschwinden. Unten lag das Paradies des Südens, hier oben grüßte ihn ein Stück deutschen Waldes und deutscher Heide. Wie ein Gruß des Vaterlandes war es, das ihn jetzt heimrief.

Mit genauer Not war das Bremer Lloydschiff, an dessen Bord er gereist war, dem englischen Kreuzer entschlüpft. Unten im Hafen von Funchal lag es. Wie eine Nußschale. Deutlich erkannte Herr von Steinitz die schwarzweißroten Farben an der Gaffel. Dicht neben den grünweißroten Streifen des hell gestrichenen großen Italieners, der vom La Plata kam. Mit diesem, mit der „Regina Elena", mußte er reisen, unter neutraler Flagge. Nach Genua.

Aber würde er dahin unangefochten kommen? Als deutscher Seeoffizier gewiß nicht. Denn in der Enge von Gibraltar hielten die Engländer jeden Dampfer an und führten jeden deutschen Wehrpflichtigen in die Kriegsgefangenschaft. Und das Vaterland rief, rief in höchster Not nach jedem deutschen Manne, der eine Waffe zu führen wußte!

In Bahia, an der Küste Brasiliens, hatte den Kapitänleutnant von Steinitz die Nachricht von der Kriegserklärung erreicht. Ein Jahr Urlaub hatte er sich geben lassen. An einer großen wissenschaftlichen Expedition ins Innere Brasiliens hatte der Wagemutige teilnehmen wollen. Mit dem ersten deutschen Schiffe war er zurückgefahren.

Nun hatte er acht lange Tage hier ungeduldig verbracht. Tage zornigen Wartens und schmerzlichen Hoffens. Und doch waren es zugleich Tage voll heimlichen Glücks gewesen.

Digitized by Google

Unverhofft hatte er im Park der Quinta Sant' Anna die Familie Archibald Stanford getroffen. Wo sie eigentlich beheimatet waren, wußte Miſter Stanford ſelber nicht, wie er lachend ſagte. Auf der Inſel Wight hatte er ſein Landhaus. Im Londoner Stadtteil Belgravia, wo die reichen Leute wohnten, hatte er ſeine Stadtwohnung, in der City ſein Geſchäft, in Schottland einen alten adligen Landſitz, wo er Moorhühner ſchoß und Forellen angelte, und wenn es Herbſt wurde, ſiedelte die ganze Familie nach Madeira über, denn Miſtreß Stanford, eine zarte Dame, fürchtete den Londoner Winternebel. Im zeitigen Frühjahr reiſte Miſter Archibald Stanford mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Kinde Ethel über die Riviera zurück und war wieder in England, wenn die Seaſon in London begann und die großen Rennen bei Epſom alles verſammelten, was ſich zur vornehmen engliſchen Welt rechnete.

Bei den Oaks zu Epſom, den berühmten Rennen in der Woche vor Pfingſten, hatte Kapitänleutnant von Steinitz zuletzt Miß Ethel Stanford geſprochen. Sie waren ſeit zwei Jahren gute Bekannte. Auf der Kieler Woche hatte der damalige Oberleutnant zur See Jobſt von Steinitz im Kaiſerlichen Jachtklub Miß Ethel Stanford zuerſt geſehen, um ſie nie wieder zu vergeſſen. Ihretwegen war er im Hochſommer mit kurzem Urlaub an den engliſchen Strand gegangen. Ihretwegen war er nach England gereiſt, ſo oft der Dienſt es geſtattete. Und die verwöhnte Tochter des reichen Reeders, deſſen Schiffe von der Themſe nach Indien und an die Küſten Amerikas liefen, gab ſich durchaus keine Mühe, zu verbergen, daß ſie dieſen deutſchen Seeoffizier ganz gern ſah.

Nun hatten ſie ſich plötzlich unter den Zedern und Eichen des gepflegten Parkes auf Madeira gefunden.

Digitized by Google

„Sie hier, Herr von Steinitz!“ hatte Miß Ethel Stanford deutſch gerufen, ohne ſich um das Stirnrunzeln des Vaters zu kümmern. Sie wußte, daß der Deutſche ſich freute, ſeine Mutterſprache zu hören.

Und ſie hatte ihm die Hand kräftig geſchüttelt, die er küſſen wollte, und ihn mit ſtrahlenden Blauaugen angelacht. „Es war ſo furchtbar langweilig.“

„Was ſagſt du, Ethel?“ hatte ihr Vater ſie unterbrochen. „Ich habe mich durchaus nicht gelangweilt, und deine Mutter ſicher auch nicht. Good morning, Sir, how do you do?“

Aber Ethel hatte munter weitergeplaudert. „Papa geht ins Kaſino, wenn das Dinner in Reids Palace Hotel — da wohnen wir nämlich — vorüber iſt, und macht ſein Spielchen, und Mama ſitzt dann mit Miß Eliſa noch eine Stunde im Salon und blättert in den Zeitſchriften, worin nun nichts mehr ſteht als greuliche Bilder von dieſem gräßlichen Krieg, und ich kann am Kamin ſitzen und die törichten Redensarten junger und alter Herren anhören, die nichts Neues zu ſagen wiſſen. Es iſt alſo ganz famos, daß Sie kommen!“

So waren ſie nun jeden Tag zuſammen geweſen. Ethel ſchien die erſtaunten Geſichter der Hotelgäſte gar nicht zu ſehen, wenn ſie mit dem deutſchen Kapitänleutnant wie mit einem guten Kameraden durch die Stadt ging, in die Anlagen am Kaſino, in den ſchönen Botaniſchen Garten mit den prachtvollen Palmen und den Jakarandabäumen, und wenn Miß Eliſa, die alte Geſellſchafterin der Frau Stanford, ein grämliches Geſicht machte, weil ſie lieber im bequemen Schaukelſtuhl auf der Hotelterraſſe ſaß, ſo ſagte Ethel kurzweg: „Bemühen Sie ſich nicht, Miß Eliſa! Ich finde auch allein den Weg mit Herrn von Steinitz. Nicht wahr, Papa?“

Digitized by Google

Und Herr Archibald Stanford, der seine Einzige sehr liebte und sich mit Wonne von ihr tyrannisieren ließ, nickte seiner Frau beruhigend zu: „Lassen wir sie, liebe Alice. Dieser Herr von Steinitz ist ein vollendeter Gentleman."

Nach dem Hotel „Boa Vista" hinauf waren sie mit der Zahnradbahn gefahren, mit dem niedrigen Schlitten abwärts auf der glatten Zickzackstraße. Zu Pferd und im Tragnetz hatte Ethel ihn begleitet nach Camara de Lobos und zum Pico do Infante, und als er, der leidenschaftliche Hochtourist, mit einem Führer einen Gipfel der Insel sich als Ziel vornahm, stellte Miß Ethel sich im Lodenanzug, die lange „Hasta", den Bergstock, in der Hand, Madeiraschuhe mit Gummisohlen an den Füßen, ebenfalls ein und machte die Tour mit. Da waren sie einander näher gekommen als unten in der Stadt unter den Menschen. Da hatten sie nicht mehr von Sport und Jagd, Fuchshetze und Lachsangeln, Ballspiel und Regatten und allen andern Themen englischer Geselligkeit geredet. Da waren sie gute Kameraden geworden.

Gestern noch hatte Jobst von Steinitz mit Ethel eine Hochtour gemacht, die ihm noch in der Erinnerung den Stolz auf das tapfere Mädchen ins Blut jagte. Steil und schwierig war der Aufstieg gewesen. Immer die Levadas entlang. So hießen die offenen Wasserleitungen der Insel, die der Bergquellen rieselnde Flut auffingen und ins Tal hinableiteten. Mit schwerer Mühe waren die Sturzbäche in Mauern gefaßt, neben denen Wege und Pfade liefen. Wo aber der Abhang neben der Levada keine Fläche bot, verschwand der Steg; und wer ihr bis ins Hochgebirge folgen wollte, mußte oft auf schmaler Mauerkante gehen. Auf kurze Strecken war manche Levada als kühner Bogen über eine Schlucht gebaut, die unten blau dämmernd gähnte. Wer hinüber wollte, mußte auf dem

Digitized by Google

Mauerwerk wie auf frei ſchwebender Brücke ſchreiten. Wer ſeines Fußes und Kopfes nicht ſicher war, kehrte um.

Gerade die Levada Alta unter dem Pico do Lobo war verrufen. Die meiſten Touriſten wählten einen Umweg. Auch der Führer riet dazu. Aber Miß Ethel Stanford erklärte kurz: „Ich habe auf dem Julier in Graubünden das letzte Edelweiß gepflückt. Und wenn ich etwas will, ſo ſetze ich es auch durch!“

Eine kleine, eigenſinnige Falte hatte ſich von der Naſenwurzel aufwärts in die Stirn gezogen, als ſie ſprach.

„Gehen wir alſo!“ beſtimmte Herr von Steinitz und ſchritt vorauf. Das Heidekraut blieb allmählich zurück, ſpärliches Gras ging noch eine Weile mit, dann krochen Mooſe und Flechten als letzte Grüße der grünen Welt über Steingeröll und Felsblöcke. Näher kam die verrufene Stelle der Levada. Brauſendes Gewäſſer ſchoß zwiſchen Felswand und Außenmauer raſend in die Tiefe. Der Führer nahm nun die Spitze und wollte die Dame hinter ſich anſeilen. Miß Ethel lehnte es ab. Den Beſchluß machte Herr von Steinitz.

„Sehen Sie auf den Führer, Miß Ethel, und den Stock feſt gegen die Felswand geſtemmt! Im ſchlimmſten Falle nach innen gleiten. Ich fange Sie auf!“

„Keine Angſt, Herr von Steinitz!“

Der Führer erſtieg die Mauer der Levada. Sie war breit genug. Sorgſam prüfte er jeden Stein der oberen Kante. Dann ſchritt er ruhig voran. Nun ſtand er über dem Abgrund, zur Linken den brauſenden Wildbach. Die beiden Touriſten folgten. Miß Ethel ſah geradeaus, genau in der Linie des Führers ſetzte ſie den Fuß weiter. Ganz ruhig, Schritt für Schritt, als gäbe es keinen gähnenden Abgrund neben ihr. Noch drei Schritte — und ſie ſtand aufatmend

Digitized by Google

auf dem ſchmalen Platz, der jenſeits in den Felſen geſprengt war. Als ſie ſich nach ihrem Begleiter umſah, ſtand Herr von Steinitz neben ihr.

„Sehr gut, Miß Ethel! Sie haben ſich in der Gewalt. Darauf ſind ſolch kleine Promenaden im Reich der Geier die ſicherſten Proben.“

„O, ich habe mich durchaus nicht gefürchtet. Ich wußte Sie ja hinter mir!“

„So großes Vertrauen haben Sie zu mir, Miß Ethel?“

„Vom erſten Tage an, als ich Sie ſah, vertraute ich Ihnen. Wiſſen Sie noch, als wir uns in Kiel zuerſt ſahen?“

Es lag in ihren Augen ein beſonderer Glanz, als ſie ihn nun anſah. Ihre Wangen waren gerötet, und unter dem Rande ihres grünen Hutes mit dem Heidekraut im Bande quoll das reiche, ſchwarze Haar vor. Jobſt von Steinitz wallte das Blut heiß zum Herzen; er hätte ſie in die Arme ſchließen mögen, als ſie ihn anlächelte mit ihren roten, friſchen Lippen und ihren weißen, ſchimmernden Zähnen. Aber der Führer ſtand neben ihm und wunderte ſich bereits über den hochgewachſenen, blonden Mann, dem die grauen Augen leuchteten, als ſähe er in den offenen Himmel. Schön wie eine Madonna war ja dieſe Engländerin! Ihre Augen waren blau wie das Meer.

So ſchritten ſie weiter. Und lange wollte kein Geſpräch zwiſchen ihnen aufkommen. So voll waren ihre Herzen. Stumm gingen ſie nebeneinander. Als ſie aber zwiſchen den Rebengärten auf einem Schlitten zur Stadt abwärtsfuhren, ſagte er kurz: „Morgen reiſe ich, Miß Ethel. Darf ich Ihnen Lebewohl ſagen?“

„Sie werden doch meinen Eltern und Miß Eliſa die Hand drücken zum Abſchied? Kommen Sie zu uns zum Abend!“

Digitized by Google

So war er am vergangenen Abend unten im Hotel gewesen. Aber es hatte ihn nicht lange dort gelitten. Die englische Gesellschaft sah den Deutschen sehr wenig freundlich an. Es blieb bei einem kühlen Lebewohl. Dann ging der deutsche Gast. Nun war die Stunde des Scheidens da. —

Herr von Steinitz nahm nach dem Frühstück auf „Boa Vista“ einen Schlitten am Hotel und fuhr abwärts. Die beiden Führer liefen auf geflochtenen Sohlen nebenher und schoben, wo die Strecke eben war. Wo die glatte Bahn fiel, sprangen sie auf die Kufen, und wo die Fahrt an den Kehren zu sausend wurde, hielten sie den Schlitten an kurzen Stricken und bremsten. Da, wo das Tor in den Park der Quinta Sant' Anna führte, lohnte Herr von Steinitz die Führer ab und ging in die morgenkühlen Anlagen.

Er war noch nicht hundert Schritte gegangen, als er unter einem hohen Tilbaum, der aus einem Rundteil flammender Geranien aufragte, eine Dame in weißem Kleide sah.

„Ethel!“ schoß es ihm durch den Kopf. Ohne Hut, den aufgespannten weißen Schirm auf die Schulter gelegt, den Stiel langsam drehend, wartete sie auf ihn.

„Ich darf Sie doch nicht ohne einen allerletzten Gruß gehen lassen. Guten Morgen, Herr von Steinitz! — Woher ich es wußte? Ich habe einfach hinauftelephoniert. Und nun kommen Sie! Die andern schlafen noch. Wie immer!“

Bei den letzten Worten lächelte sie ihm zu.

Sie klappte den Schirm zusammen. Schattige Eichen schützten den Weg, der zu einer kleinen Aussichtsbrüstung führte. Grüne Kanarienvögel surrten hin und wieder durch den Morgen. Ein großer, perlmutterblauer Falter schwebte vor ihnen her. Still und feierlich war es ringsum noch. Von unten kam das gedämpfte Rauschen des Meeres. Palmen und Drazänen

Digitized by Google

ſchirmten die kleine Terraſſe, dunkler Juniperus und ſchlanke Zypreſſen waren wie ſcharfe Schatten in leuchtende Blumenbeete geſetzt. Zwei Stufen führten zur Ausſicht. Herr von Steinitz und Ethel traten an die Brüſtung und ließen den Blick in die Weite fliegen.

„Stundenlang könnte ich hier ſtehen, Herr von Steinitz. Sehen Sie dort das Segel? Wie ein Schwan gleitet es auf den dunklen Wogen. Und wie dort die weiße Brandung an den Klippen ſchäumend aufbegehrt! Ein ewiger Kampf! Und hier — ſoweit das Auge reicht — ein ewiger Friede!“

Sie beſchrieb mit der Hand einen weiten Bogen über das offene Meer und die grünen Berge der Inſel, aus deren Wäldern und Gärten die ſchimmernden Atalayas, die weißen alten Wachttürme auf ſteilen Küſtenfelſen, die hellen Fronten der Dörfer und die Zickzacklinien der Levaden hervorſtachen.

„Ewiger Friede?“ ſagte er nachdenklich. „Ich meine, der Orangenduft und die Roſenpracht hier betäuben, und die linde Luft macht ſchlaff. Nur der Kampf ſtählt den Mann, und dieſes ganze Paradies gebe ich für ein einziges Bauerndorf in meiner Heimat.“

„Ich wußte es lange. Sie haben Heimweh.“

Er ſchwieg. Vor ihm ſtieg das Bild der Heimat auf. In den grünen Marſchen Holſteins ſtand der Edelhof derer von Steinitz. Er ſah das langgeſtreckte Herrenhaus hinter den ſchlanken Pappeln und Ulmen, deren Gipfel vom ewigen Weſt der Nordſee gen Morgen gebeugt waren; die weiten Koppeln hinter den Buchenknicks, wo die rot-weißen glatten Kühe graſten und die Fohlen ſprangen; die ſegenſchweren Saaten, in denen die Senſen rauſchten; die unendliche Heide mit ihrer rotvioletten Erikapracht und den Millionen Bienen im goldenen Wams, mit ihrem Spuk am hellen Sommertag über gelbem

Digitized by Google

Schwefelginſter und finſterem Wacholder, ihrer trauten Einſamkeit und ihren verſchwiegenen Sooten, wo die Heidegeiſter um Mitternacht den Menſchen verſunkene Goldſchätze zeigen; und über den fernen Deichen den „blanken Hans“, die weite See, ſo ſtill im träumenden Sommertag und ſo ſchaurig wild im jagenden Novemberſturm! — Alles, alles ſtand lockend vor ſeiner Seele.

Was war ihm die Fremde mit den fremden Menſchen!

„Kommen Sie, Herr von Steinitz, Sie werden melancholiſch. Gehen wir noch ein Stück aufwärts!“ ſchlug Ethel vor.

Im Weiterſchreiten plauderte ſie harmlos. „Warum ſind Sie geſtern ſo ſchnell gegangen? Das iſt ſogar Papa aufgefallen. Aus Verzweiflung über Ihre Treuloſigkeit habe ich ihn ins Kaſino begleitet. Miß Eliſa ging natürlich mit. Es war ſo drollig dort, wie die Leute ihr Geld verſpielten.“

„Sie finden das drollig, Miß Ethel?“ In ſeiner Antwort lag ein ſtrenger Ton.

„Ja, es iſt drollig, zu beobachten, wie die Leute ſich gebärden, wenn ſie ſpielen. Da iſt die Prinzeſſin Dhain. Sie ſoll ſehr reich ſein, ſagt Papa. Jedenfalls ſcheint ſie auch ſehr fromm zu ſein, denn ſie ſchlägt immer heimlich das Kreuz, ehe ſie ſetzt; ſie ſetzt immer auf Rot, und wenn ſie verliert, ſo flucht ſie leiſe. — Da iſt der Graf Bardoni, der gelbe, verhutzelte Italiener! Er hat immer eine Hand in der Bruſttaſche, wenn die Kugel der Roulette ſchwirrt. Herr Dickinſon ſagt, der Graf habe ein Stück Henkerſtrick in der Taſche des Fracks, das er vom Scharfrichter für ſchweres Geld gekauft habe. Gräßlich, nicht wahr? — Und dann die dicke Baronin Schotkin! Sie ißt fortwährend Pralinés beim Spiel, und es iſt ihr ganz gleich, ob ſie gewinnt oder verliert. Der Direktor

Digitized by Google

des Kasinos setzt ihr darum immer eine große Reserveschachtel Pralinés hin. Diese närrischen Menschen alle!"

„Sie haben auch gespielt?"

„Ja. Wenigstens zehnmal habe ich ein Goldstück gesetzt, aber immer verloren. Dafür haben die Croupiers mir Freude gemacht. Sie ziehen ein feierliches Gesicht, als ob sie Schulexamen hielten; und wenn sie die Drehscheibe schwirren lassen, daß die Kugel springt und klappert, stieren alle darauf, als hänge der Seelen Seligkeit davon ab, ob die alberne Kugel auf Rot oder auf Schwarz bleibt. Schließlich ist es doch nichts andres, als wenn man auf dem Jahrmarkt um Pfefferkuchen dreht."

„Nur daß man hier nicht um Pfefferkuchen spielt!"

„Nein. Aber das wäre viel amüsanter. Hier geht's um Geld, das ist doch langweiliger."

„Und das sagen Sie als Engländerin?"

„Warum denn nicht?"

Unter dichtem Lorbeer und Myrtengesträuch war ein Ruhesitz am Wege geschaffen. Stiller Friede herrschte noch in dieser Stunde. Kein Spaziergänger kam den Parkweg herab.

Ethel Stanford setzte sich auf die Bambusbank und lud ihren Begleiter gleichfalls ein. Sie liebte das friedvolle Plätzchen.

„Wenn die andern Siesta halten, sitze ich oft mit einem guten Buche hier. Aber Sie sind mir die Antwort noch schuldig geblieben. Oder sind Sie böse, daß ich gespielt habe?"

„Ich hätte kein Recht dazu. Ich persönlich halte freilich das Spiel für eine Todsünde gegen die Vernunft. Es verdirbt den Menschen mehr als jedes Laster. Es ist giftiger als Morphium!"

„O, nun zürnen Sie wirklich! Ich werde es also nie wieder tun. Bestimmt nicht."

Digitized by Google

Sie sagte es ganz ernsthaft, wie ein Kind, das ein Versprechen gibt.

„Das war es nicht, was mich in Erstaunen setzte, Miß Ethel. Aber daß Sie als Engländerin das Geld so gering schätzen, das wundert mich. Wissen Sie nicht, daß das Gold die schlimmste Waffe Ihres Volkes gegen die ganze Welt ist? Jetzt haben die Machthaber in London sie gegen mein deutsches Vaterland gekehrt. Für blankes Gold werfen sie ihre Heere auf das Festland, werben neue Söldner! Aber lassen wir das!"

Sie schwiegen beide. Unversehens hatte er das berührt, was sie tagelang absichtlich vermieden hatten.

„Nun reden Sie doch vom Krieg, Herr von Steinitz! Nun bin ich am Ende noch Ihre Feindin, weil ich aus englischem Blute stamme?"

„Aber, Miß Ethel! Wie könnte ich den Menschen mit der Nation verwechseln! Aber den Seemann in mir müssen Sie verstehen. Wenn wir in der Schiffsmesse saßen, schon als Kadetten, da war es uns gewiß, daß einmal der Tag kommen müßte, an dem die deutsche Flotte auf Leben und Tod gegen Englands Geschwader fechten würde. Das war uns so gewiß wie der Tod. Auf diesen Tag haben wir alle gebrannt. Nun ist er da!"

„Und Sie werden gegen uns kämpfen, Herr von Steinitz?"

„Ich habe die Stunden gezählt bis zum heutigen Tage, Miß Ethel. Ich werde sie zählen, bis ich in Wilhelmshaven bin und an Bord meines Schiffes komme. Ich müßte kein deutscher Seemann sein, wollte ich nicht alles aufbieten, um rechtzeitig auf der Schanze und im Turm zu stehen, wenn unsre Panzer und Kreuzer hinausdampfen zum Kampf auf das freie Meer. Aber mein Herz wird bei Ihnen sein, Ethel."

Digitized by Google

Ganz schlicht sprach er es, als rede er eine Selbstverständlichkeit. Und die junge Dame neben ihm nahm seine Hand, die er ihr bot, hob die Augen und fragte leise: „Ist das die Wahrheit?"

„So wahr ich hoffe, daß der allmächtige Gott mit uns sein wird im ehrlichen Kampfe!"

Rot und blaß wurde Ethel. Sah denn dieser deutsche Mann nicht, wie sie als Engländerin bei dem Gedanken litt, daß Alt-Englands Flotte von deutschen Kriegsschiffen zerschossen, von deutschen Torpedos vernichtet werden könnte? Sah er nicht, wie er ihren Stolz grausam verletzte? Und doch konnte sie sich nicht heftig wehren gegen ihn! Er war der wahrhaftige Mann. Sein Herz brachte er ihr offen entgegen. Er verbarg keinen Gedanken. So grimmig er England haßte — ihr, der Tochter Englands, gehörte dieses deutsche Herz. Das begriff sie in dieser Sekunde.

„Dann glaube ich es," erwiderte sie und sah ihn vertrauensvoll an.

Da legte er leise den Arm um sie.

„Ethel, ich gehe, ehe die Sonne wieder aus dem Meere steigt. Aber jede Stunde wird meine Seele zu dir fliegen, wie die weißen Möwen dort über das Meer. Und wenn ich in diesem Kampfe bleibe, wirst du mein letzter Gedanke sein. Das mußte ich dir sagen, ehe ich gehe. Mein Leben gehört dem Kaiser, mein Herz dir allein! Und nun — lebe wohl!"

Sie schluchzte leise, als er sie küßte. Aber sie bot ihm willig die Lippen, dann ging sie neben ihm Arm in Arm unter den schattigen Wipfeln, durch die das goldene Sonnenlicht lugte und in denen die Finken schlugen.

An einem voll erblühten Rosenbusch blieb sie stehen. Sie brach einen Zweig mit zwei aufblühenden Knospen. Die eine reichte sie ihm, die andre behielt sie.

Digitized by Google

„Wenn ich dich wiederſehe, Jobſt, will ich dich fragen, ob du dieſe Knoſpe bewahrt haſt. Die meine wirſt du finden. Ich werde ſie behüten wie mein Leben. Und nun gehe! Mit Gott, Jobſt! Er allein weiß, wie er uns zuſammenführen will. Aber mir will bange werden.“

Zum letzten Male barg ſie das Haupt mit den dunklen Flechten an ſeiner Bruſt. Noch einmal küßte er ſie. Dann ſchritt ſie voraus, dem Hotelwege zu. Und Jobſt von Steinitz ſchritt hinab in die Stadt als ein Mann, dem in derſelben Stunde Glück und Leid begegnet ſind.

* * *

Das Angelusläuten kam von dem Turm der alten Kathedrale, als Herr von Steinitz läſſig durch die Straßen der Stadt Funchal ſchlenderte. Wie ein Touriſt, der planlos eine Stunde verbringt. Durch den Botaniſchen Garten ſchritt er noch einmal, wo auf den Bänken zwiſchen farbenbunten Beeten müßige Menſchen ſchwatzten und rauchten. Als die erſten Laternen angezündet wurden, ging er die breite Promenade hinab, wo vor dem Kiosk die Menge den Klängen der Militärmuſik lauſchte, vor den Kaffeehäuſern ſaß und den linden Abend auf ihre Weiſe genoß. Portugieſiſche Soldaten in kläglichen Uniformen bummelten mit ſchäkernden Mädchen.

Eigentlich doch eine loddrige Geſellſchaft, dieſe portugieſiſche Armee, dachte Steinitz. Aber als Kanonenfutter gegen uns iſt ſie den Engländern gut genug.

Er nahm einem Zeitungsjungen das Abendblatt ab und warf einen Blick in die telegraphiſchen Nachrichten.

„Die Geſellſchaft hier muß natürlich drucken und glauben, was Reuter von London herüberlügt und jeden Pariſer Schwindel dazu. Aha! Die Ruſſen ſtehen alſo ſchon in

Digitized by Google

Posen, und die Franzosen haben Straßburg genommen. Was? Revolution in Berlin? Der deutsche Kronprinz ermordet? Höher geht es eigentlich kaum noch! Die Russen sollen zwanzig deutsche Kriegsschiffe in der Ostsee vernichtet haben? Wer das glaubt, muß schon ein Portugiese sein. Und natürlich: Barbarei der Deutschen in Belgien! Drei deutsche Panzerkreuzer im Kanal durch englische Unterseeboote versenkt. Die Franzosen machten bei Verdun dreißigtausend deutsche Gefangene! — Danke, mein Bedarf ist gedeckt."

Er warf das Blatt von sich.

„Wenn die Leute hier monatelang diesen Blütenstrauß infamer Lügen täglich neu gewunden bekommen, müssen sie schließlich glauben, daß auch für die portugiesische Armee ein billiger Sieg in Deutschland zu holen ist. Na, vielleicht binden sie als Englands Vasallen in Afrika mit uns an!"

Er bog von der Promenade in eine Querstraße zum Hafen. Entlang am Waisenhause, einem ehemaligen Nonnenkloster, das mit seinen vergitterten Fenstern wie ein Gefängnis aussah, kam er in eine Nebenstraße, wo die Häuser sich nahe aneinanderdrängten. Nach Stockfisch und Knoblauch duftete es aus den Vendas, den Kramläden und Schenken, wo das gewöhnliche Volk und die Matrosen ihre Einkäufe machten. Ochsen schleppten einen Schlitten über das glatte Pflaster, und der Treiber mit der Stange rief in den Lärm spielender Kinder und schwatzender Weiber. In der Mitte der Straße prangte über einer schwelenden Oellampe in grellen Buchstaben der stolze Name: „A estrella do oceano. Der Stern des Ozeans."

Seeleute in blauen Leinenblusen und Hafenarbeiter hockten auf Schemeln und Fässern, rauchten ihre Maisblattzigaretten und tranken dunklen Wein oder Schnaps. Sie schwatzten und

Digitized by Google

lärmten, und aus einer Ecke kamen die dudelnden Töne einer Ziehharmonika, in die die schrille Weise einer Mandoline hineinschrie.

„Boa noite, senhores!“ grüßte Herr von Steinitz. „Guten Abend!“

Der Wirt, ein vierschrötiger Portugiese mit schwarzem Borstenhaar, warf einen prüfenden Blick auf den neuen Gast. Dann fragte er geschäftsmäßig: „Um copo de vinho! Ein Glas Wein?“

„Sim, senhor! Jawohl!“

Der Wirt goß aus einer bauchigen Korbflasche ein Glas voll und reichte es über die Schenkbank. Der Gast sah sich um. Da winkte ihm einer der Hafenarbeiter zu.

„Ihr Koffer ist besorgt, Herr.“ Es war ein Italiener.

Herr von Steinitz gab ihm ein Silberstück und reichte ihm das gefüllte Glas. „Und welche Kabine habe ich?“

„Agostino weiß es. Er spielt drinnen mit guten Freunden.“

„Geben Sie den Herren hier noch ein Glas!“ befahl Herr von Steinitz und ließ einen silbernen Eskudo auf den Tisch klappen. Dann folgte er dem Italiener in die Hinterstube.

Da saßen in dichtem Zigarettenqualm Leute von der „Regina Elena“ beim Kartenspiel.

„Alza le carte! Abheben, Agostino!“

Die abgegriffenen Blätter flogen vor die Spieler, während ein Gast auf Herrn von Steinitz zukam.

„Buona sera, signore!“ Es war der Kellner Giuseppe.

Die andern sahen kaum auf. Sie brachten ihr Spiel erst zu Ende.

„Gioca il primo, Agostino! Du spielst an!“

„Il sette! Sieben!“

„L'otto! Acht.“

Digitized by Google

„Fante! Der Bube ſticht!“

„Asso! Das As geht über alle, wie der König über die Bettler!“

Giuſeppe redete leiſe mit Herrn von Steinitz. „Es iſt alles in Ordnung. Agoſtino, der Koch, iſt ein ehrlicher Kerl. Ich kenne ihn genau. Wir ſind beide Mailänder. Und der Barbier, der neben ihm ſitzt, der lange Cecco, hat alles mitgebracht. Ihre eigne Mutter würde Sie nicht erkennen. Sie werden ſo ſicher nach Genua kommen, als Cecco dort das Spiel gewonnen hat.“

Der Barbier zählte die Stiche.

„Trenta — trentadue — dreißig, zweiunddreißig — questo basta! Das langt, meine Herren!“

Er nahm die Karten zuſammen und warf einen Blick auf den neuen Gaſt.

„Du ſpielſt wohl für mich, Giuſeppe?“

Der Kellner nahm Ceccos Platz.

Der ging in einen Nebenraum und lud den deutſchen Herrn ein:

„Favorisca, signore! Bitte, treten Sie ein, Herr!“

Dann verriegelte der Barbier die Tür ſorgfältig und bat: „Bitte, ſetzen Sie ſich!“

Er betrachtete ſeinen Kunden mit Kennerblick.

„Braun genug ſind Sie für einen Spaniolen, mein Herr. Aber zu blond! Dieſe ſpaniſchen Dickköpfe haben Stoppeln wie eine Drahtbürſte und ſchwarz wie Ruß! Alſo ändern wir das! Aber ich muß Sie ſchon ſcheren wie einen Hammel im Mai!“

Die Maſchine fuhr durch das blonde Haar des deutſchen Offiziers. Ganz kurz ſchor Cecco es, aber er ſammelte jede Flocke in dem Scherſack.

Digitized by Google

„Man iſt bei dieſen Portugieſen nie ſicher, Herr! Für Geld verraten ſie den eignen Vater!"

Ob du beſſer biſt, mein Junge? dachte im ſtillen Herr von Steinitz zweifelnd.

Cecco färbte nun die Haare mit einer Flüſſigkeit.

„Morgen ſind Sie ſchwarz, als ſeien Sie in Malaga auf die Welt gekommen! Und nun den Bart! Weg muß er! Und ich werde Sie auf dem Schiff jeden Tag ſauber raſieren. Darauf halten die Spanier."

Dabei ſchlug er den Seifenſchaum. Nach zehn Minuten war Herr von Steinitz glatt geſchabt, als habe der beſte Figaro Sevillas ihn unter dem Meſſer gehabt.

„Die Augenbrauen! Schwarz! Rabenſchwarz! So! Und einen Strich unter die Wimpern, daß Ihre Augen dunkler erſcheinen. Und zeigen Sie bitte Ihre Hände! Natürlich! Kavalierfinger. Aber dieſer Extrakt aus Nußſchale bräunt ausgezeichnet. Die Fingerſpitzen und die Handflächen beſonders reiben! Sehr ſchön! Wir wären ſo weit, mein Herr. Und nun, bitte, wechſeln Sie den Anzug!"

Herr von Steinitz nahm die einfache blauleinene Tracht der Schiffsarbeiter. Nur die Weſte, in deren Innentaſche die Mappe mit ſeinen Papieren und dem Gelde ſteckte, behielt er unter dem Leinenzeug. Eine neue wollene Zipfelmütze, wie ſie die ſpaniſchen Hafenarbeiter tragen, lag ebenfalls bereit.

„Stecken Sie das Meſſer in den Gurt, Herr! Kein Spaniole ohne Meſſer! Und vergeſſen Sie die Zigarette nie! Die geht ihm auch im Schlafe nicht aus. Den Riemen mit dem Browning behalten Sie ruhig! Die andern Sachen bewahre ich bis Genua in meiner Schiffskiſte. Und nun beſehen Sie ſich bitte im Spiegel. Sie ſind von dieſem Augenblick an der argentiniſche Bürger Pedro Gomez. Hier iſt der Ausweis!"

Digitized by Google

Zu seinem Erstaunen erhielt Herr von Steinitz von dem Barbier eine abgestempelte Ausweiskarte der Behörde von Buenos Aires.

„Aber woher haben Sie die?“

„Fragen Sie, woher die Biene den Honig geholt hat, wenn Sie ihn auf dem Brote haben? Sie sind von jetzt ab der argentinische Bürger Pedro Gomez und verstehen nichts als Spanisch und ein paar Brocken Italienisch, die Sie von Agostino gelernt haben. Sie fahren als Gehilfe des Koches für Zwischendeckküche.“

Das klang alles so bestimmt und sicher, daß der Verwandelte sich kaum noch wunderte. Diese Italiener waren alle geriebene Jungen, wenn sie ein Stück Geld verdienen und zugleich einen Spitzbubenstreich aushecken konnten. Aber als er sein Bild im Spiegel sah, riß er doch die Augen auf. Dieser Pedro Gomez aus Buenos Aires hatte auch nicht die leiseste Aehnlichkeit mehr mit dem Kapitänleutnant Jobst von Steinitz.

„Fünfzig Lire bekomme ich, Herr!“

Herr von Steinitz zahlte. Dann rief Cecco den Koch und Giuseppe herein.

„Hier ist dein neuer Gehilfe, Agostino,“ lachte er. „Ganz frisch angeheuert für das Zwischendeck. Bis Genua. Papiere in Ordnung. Heißt Pedro Gomez, gebürtig aus Buenos Aires.“

Der Koch nickte. „Carajo! Einen echteren Spaniolen habe ich nie gesehen! Die Engländer mögen dich beschnüffeln, Pedro Gomez, wie sie wollen! Wenn sie in dir etwas andres sehen als den einfältigsten Pucherofresser, der je von der Pampa gekommen ist, so können sie auch eine tote Katze auf dem Seile tanzen lassen. Also, du bist mein Mann von jetzt

Digitized by Google

ab, Pedro Gomez. Und wenn du ſicher im Hafen von Genua biſt, bekomme ich hundert Lire, auf die ich mir eine Anzahlung erbitte."

Auch er bekam ſeine fünfzig Lire. Giuſeppe aber dankte. „Sie haben mir genug gegeben! Gute Reiſe! Und wenn Sie die Engländer zuſchanden ſchießen, denken Sie an mich! Wenn unſre Flotte nur erſt losdonnern wollte!"

Aber Agoſtino ließ ihm keine Zeit zu politiſchen Betrachtungen. Er ließ Cecco wieder in die Stube der Spieler treten und verabſchiedete ſich von den andern. „Ich habe da einen neuen Küchenhelfer angeheuert. So einen dummen Spaniolen, der den Weg an Bord nicht findet, und wenn man ihm drei Laternen um den Hals hängt. Laßt euch nicht ſtören! Ich bringe ihn an Bord. Und vergeßt nicht, daß um elf Uhr das letzte Boot vom Pier geht!"

„Keine Angſt, Agoſtino! Vergiß du nicht, daß du drei Lire zu zahlen haſt. Du haſt oft ein kurzes Gedächtnis."

Aber Agoſtino überhörte die gute Mahnung. „Los, Pedro Gomez!" kommandierte er. „Und wenn vor den Zwiſchendeckern und den Matroſen dir hin und wieder ein paar ſaftige Grobheiten aus meinem geſegneten Munde an den Kopf fliegen, ſo vergiß nicht, daß das zu deinem Handwerk gehört!"

Durch eine Hintertür gelangten ſie auf die Strandſtraße, wo die Boote auf dem ſteinigen Ufer lagen, feſtgemacht gegen plötzliche See.

An dem alten gemauerten Pier hielt gerade die Pinaſſe der „Regina Elena", als Agoſtino mit ſeinem Gehilfen ankam.

„He! Warten!" rief er die Stufen der Steintreppe hinab. „Vorwärts, Pedro Gomez! Oder willſt du hinüberſchwimmen?"

Die beiden Seeleute ſprangen in das Boot. Ein kurzer Pfiff, und die Pinaſſe ſurrte ab, durch die ſchwappenden Wogen

Digitized by Google

der Reede dem riesigen Dampfer zu, aus dessen runden Kabinenfenstern die Lichter strahlten.

Dem Wachthabenden an Bord wurde kurz vom Koch der neue Gehilfe gemeldet. Der Ausweis war in Ordnung. Der Mann wurde in die Schiffsliste eingetragen.

Dann zeigte ihm Agostino das Logis. Es war für einen Kartoffelschäler und Polentarührer recht vornehm. Eine Kabine zweiter Klasse. Allerdings ein bißchen abgelegen.

Aber Pedro Gomez tat einen Seufzer der Erleichterung, als er die Tür hinter sich dicht machte.

Aus dem offenen Fenster sah er die Lichter von Funchal. Deutlich ließen sich die Flammen verfolgen, die aufwärts zum Monte und den Hotels führten. Da lag auch Reids Palace Hotel.

„Ethel!" seufzte er leise und schmerzlich. Da tastete er nach der Ledertasche. Die barg sein kostbarstes Heiligtum.

Ob diese Rosenknospe je erblühen würde zu voller, duftender Pracht?

Gott wußte es!

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Schwarzblaue Wogen des offenen Weltmeeres wälzten sich gegen den scharfen Bug der „Regina Elena". Aus den hellgelben Schloten strich der Rauch hoch über den schimmernden Sonnensegeln der Decks wie ein riesiger düsterer Wimpel in den sonnenglänzenden Tag. Wie eine ungeheure Schlange lag die schäumende Kiellinie hinter den rastlosen Schrauben auf der dunklen Tiefe. Möwen strichen um den stolzen Dampfer als erste Boten des Festlandes. Ehe der Abend die Lichter zündete, mußte aus den rollenden Wogen Gibraltars starrer Felskoloß auftauchen, wo über den festen Bastionen und den schweren Geschützen Englands Flagge wehte.

Das erste Frühstück war vorüber. In kleinen Gruppen wandelten die Reisenden über das Promenadendeck, lagen in bequemen Stühlen oder lehnten an der Reling mit suchenden Blicken. In Funchal waren die letzten Nachrichten an Bord gebracht worden, die drahtlose Station des Schiffes hatte neue Anschläge gemacht, und überall wurden die Aussichten der Heere und Flotten in diesem Weltkriege eifrig erörtert; selbst bei den Zwischendeckern, meist armen Leuten aus Sizilien und Apulien, die aus Argentinien heimkehrten. Auf der Pampa hatten sie Weizen geschnitten und Schafe geschoren. Nun kehrten sie mit gespartem Gelde heim über Genua und Neapel.

Digitized by Google

28

Die sonnenbraunen Leute waren gedrückter Stimmung. Wenn sie heimkamen, lag die Gestellungsorder vielleicht schon auf dem Tische, und wer seine Polenta in Frieden zu essen gedachte, mußte zur Fahne oder an Bord einrücken.

„Der Teufel soll die Engländer holen!“ wünschte der schwarze Onofrio grimmig. „Sie sind an allem Unglück in der Welt schuld.“

„Du bist ein Narr!“ stritt ein andrer, der auf seinem Blechkoffer hockte. „Die Oesterreicher haben keinen Frieden gehalten. Hast du vergessen, was Luigi Rossato sagte? Den Oesterreichern müssen wir's auf die Kappe geben! Triest und Fiume holen wir uns, wenn wir gegen sie losgehen.“

„Und der Dreibund?“ mischte sich ein Dritter ins Gespräch. „Habt ihr vergessen, daß Italien dreißig Jahre lang nur Nutzen vom Bündnis mit Deutschland und Oesterreich gehabt hat?“

„Wenn aber doch die Deutschen schon geschlagen und die Franzosen auf dem Wege nach Berlin sind? Hast du denn die Extrablätter nicht gelesen? Man geht mit dem Stärksten, wenn man kein Narr ist! Oder sollen die Engländer und Franzosen Genua und Neapel und Palermo in Trümmer schießen? Geht mir mit dem Dreibund!“

Der schwarze Onofrio aber gab sich nicht zufrieden.

„Du bist ein Dummkopf, Beppo! Bist du einmal in Tunis gewesen? Nein? Aber ich habe dort gearbeitet und schönes Geld verdient. Ueberall traf ich Landsleute. Italienisch wurde in jedem Nest gesprochen, und wir waren sicher, daß wir nicht vergeblich zu Tausenden hinübergegangen waren. Eine italienische Kolonie mußte Tunis werden. Wir waren und sind ja zahlreich dort wie die Puffbohnen am Allerseelentag*). Aber

*) Am Allerseelentage ißt der einfache Italiener Puffbohnen.

Digitized by Google

was geſchah? Deine Freunde, die Franzoſen, kamen und ſchnappten uns den fetten Biſſen vor der Naſe weg, und wir wiſchten uns den Schnabel. Nun haben ſie in Bizerta ihren feſten Kriegshafen, und wir ſchlugen uns mit den Arabern und Türken in Tripolis herum. Dreinſchlagen müſſen wir! Feſt dreinſchlagen, ſolange es noch Zeit iſt. Oder wir kommen zu ſpät, wenn die Erde neu geteilt wird, und können den blanken Knochen benagen, wenn die andern den guten Braten verſpeiſen."

Aus der Zwiſchendeckskücke drang Lärm und Geſchimpfe.

„Das iſt der Koch Agoſtino wieder, der es dem dummen Pedro Gomez gibt, dem Spanier," ſtellten ein paar Frauen feſt.

„Maledetto!" ſchrie Agoſtino, die Kochsmütze in den Nacken geſchoben. „Dieſer ſpaniſche Schmierfink iſt nicht einmal zum Breirühren zu gebrauchen. He, Teresina," wandte er ſich an eine Sizilianerin, „gehe ein bißchen an den Herd! Oder ihr kriegt alle angebranntes Eſſen. Und du, Pedro Gomez, ſchere dich zum Henker!"

Die Frauen und Burſchen des Zwiſchendecks lachten jetzt dem dummen Pedro nach, der verlegen vorbeiſchlich.

„Der Tölpel! Nicht mal den Brei rühren kann er. Ja, ja! Die Spanier kennt man. In der Sonne liegen und faulenzen, das können ſie! Dem lieben Gott den Tag ſtehlen!"

Pedro Gomez aber kehrte ſich nicht daran. Er drückte ſich die Stiege hinab und verſchwand. Als er allein war, lachte er vergnügt. Dieſer Agoſtino war ein Hauptkerl! Er ſchrie wie ein Siebmacher und hantierte mit Töpfen und Deckeln wütend, daß es klapperte und klirrte.. Aber dabei lachte er mit ſeinen weißen Zähnen den Pedro Gomez an und ſagte leiſe: „Das gehört zur Komödie, Signore! Legen Sie ſich aufs Ohr in Ihrer Kabine, da iſt es beſſer als hier am heißen Herde!"

Digitized by Google

Aus dem runden Fenſter muſterte nun Jobſt von Steinitz das Meer. Oft genug war er an Bord durch die Enge von Gibraltar gefahren, wo Europa und Afrika ſo dicht zuſammenkamen, daß eine Biene von den Felſen Spaniens nach Tanger hinüberfliegen konnte. Zum erſtenmal als junger Kadett auf dem Schulſchiff. In Malaga hatte er die Gräber der unglücklichen Kameraden von der geſtrandeten „Gneiſenau“ beſucht und einen friſchen Kranz dort niedergelegt. Zum Kreuzergeſchwader Oſtaſiens war er durch das blaue Mittelmeer gedampft. Durch den Suezkanal, an Aden, Colombo und Singapore vorbei. Und überall wehte dem deutſchen Kreuzer die engliſche Flagge entgegen, überall drohten die Rohre Englands und machte ſich engliſcher Hochmut breit. „Rule Britannia, rule the waves!“ Selbſt Sanſibar hatten die Briten weggeſchnappt, als die deutſchen Farben über Daresſalam und Tanga gehißt wurden und deutſche Schutztruppen die Araber Oſtafrikas, die Sklavenjäger, gebändigt hatten.

Aber Helgoland haben wir dafür, Gott ſei Dank! dachte er für ſich. Damals hatten ſie alle gemurrt, als die engliſchen Krämer für ein großes deutſches Gebiet an der oſtafrikaniſchen Küſte, für Uganda und Wituland den Deutſchen nur die kleine Felſeninſel Helgoland boten und Sanſibar noch als Zugabe einhandelten. „Die Deutſchen haben eine neue Hoſe für einen alten Knopf gegeben,“ hatte Henry Stanley damals gehöhnt. Was würden die Engländer heute wohl darum geben, wenn ſie den alten Knopf Helgoland an ihrem Rocke behalten hätten!

Helgoland! Wie oft hatte er die rote Felſeninſel aus dem deutſchen Meere ſteigen ſehen! Wie trotzig ſah ſie hinaus auf die See, das ſtarke Bollwerk der deutſchen Flotte, das Elbe und Weſer ſchirmte! Wie oft hatte er im Manöver an

Digitized by Google

Bord eines deutschen Panzerschiffes das Blinkfeuer des Helgoländer Leuchtturms über die grauen Wogen gleiten und huschen sehen! Wenn die schweren Geschütze im Turm und die Batterien der Schiffsartillerie dröhnten und donnerten, die flinken Torpedoboote durch schäumende Wellen rasten und von Kuxhaven her die Stücke der Strandforts krachten! Bis am Mast des Admiralschiffes die drei Wimpel hochgingen, das Schlußzeichen UBS. Wie hatten sie schon als übermütige Kadetten gesagt, wenn die drei Signalflaggen flatterten? „Alles hat sich ausgetobt — UBS, Gott sei gelobt!"

Wie hatte ihm das Herz geklopft, als er zum erstenmal als junger Leutnant eine Schiffsbesichtigung mitmachte, zum erstenmal ihm deutlich zu Gemüte geführt wurde, was Verantwortlichkeit an deutschem Bord bedeutet! Wie deutlich stand der Abend vor dem großen Ereignis noch in seiner Erinnerung! Leutnant Schmerling, den sie immer Sperling nannten, und Ingenieur Meyer hatten mit ihm am Biertisch gesessen. Schmerling hatte ein loses Mundwerk. „Ja, ja, Steinitz! So eine Besichtigung ist ein Hochgenuß ersten Ranges! Beinahe wie Austern mit Sekt. Passen Sie mal auf, wenn morgen früh, sobald das Sünderglöcklein acht Glasen schlägt, der Herr Admiral das Fallreep hochkrabbelt und der ganze Hofstaat hinter ihm! Kreuz und quer geht das, von der Gösch zum Flaggenstock, von der Brücke zur Bilge, von der Pulverkammer zum Hellegatt, und Exzellenz hat Augen wie ein Scheinwerfer, und Ihnen steht der Morgentau der Angst auf Ihrer Denkerstirn. Uns andern auch, und selbst der hochmögende Herr Kapitän und Kommandant hat Träume und Gesichte. Nicht nur von den Admiralsstreifen und RMA.*).

*) RMA. ist die bei Seeoffizieren gebräuchliche Abkürzung von „Reichs-Marine-Amt".

Digitized by Google

Auch vom Spazierstock und Zylinder. Und klappte es nicht bei Ihnen, so hat Exzellenz zwar nur ein bedauerndes väterliches Lächeln. Aber hernach genießen Sie einen Anpfiff, gegen den ein Nordweststurm mit Schloßen nur ein sanftes, stilles Säuseln ist! Aber lassen Sie die Zigarre nicht ausgehen, lieber Steinitz! Der Mensch gewöhnt sich an vieles. Na, und nun wollen wir noch einen kleinen Männerskat machen. Los, Meyer, Sie alter Schlotjunker!"

Und als der Ingenieur abwinkte, setzte sich Schmerling ans Klavier und sang lustig: „Was die Welt morgen bringt, ob sie mir Sorgen bringt, Freud' oder Leid. Danach ich nimmer frag' —"

Draußen in Tsingtau war er nun, und Oberleutnant Buddeus hatte berichtet, aus dem Sperling sei draußen in China schon ein Reisvogel geworden. Aber den losen Schnabel habe er immer noch.

Nun lagen die Japaner vor der deutschen Trutzburg am chinesischen Strand. Ein Wespenschwarm gegen eine Handvoll tapferer deutscher Männer! Und bei den gelben Japsen lagerten die Engländer, diese Hetzer und Verräter!

Nun war der Tag da! „Der Tag!" hatten sie in der Messe einander oft genug zugetrunken. Auf „den Tag" das Glas gehoben, an dem die große Abrechnung mit England kommen mußte! Auf „den Tag", da die Welt sehen würde, ob wirklich die Meere nur Englands Reich sein sollten. Da zum erstenmal die deutschen Granaten gegen die englischen Panzer heulen und krachen würden. Auf den Tag der Rache für tausendfache Kränkung, für jahrelangen Hohn, für Lüge, Hinterlist und Verleumdung!

Und auf diesen Tag hatte auch Jobst von Steinitz gebrannt! Wie ein Schlag war es durch ihn gefahren, als er

Digitized by Google

es noch in Brasilien vernahm: „Der Krieg ist von England erklärt!“

Nun zählte er die Stunden, bis er nach Wilhelmshaven käme. Zu den Kameraden. An Bord! Und hinaus zum Kampf auf die wogende See!

Der Koch steckte den Kopf zur Kabinentür herein.

„È permesso, signore? Erlauben Sie?“

„Was gibt's?“

„Ein englischer Kreuzer ist an Steuerbord in Sicht. In einer halben Stunde können wir ihn längsseits haben. Er hält gerade auf uns zu. Der Kapitän schimpft, aber diese Engländer werden sich wahrscheinlich wenig um die Laune des Alten kümmern.“

„Das ist sehr wahrscheinlich.“

„Ich werde Ihnen den Barbier Cecco noch einmal hereinschicken. Besser ist besser. Und dann kommen Sie zu mir in die Kambüse. Keine Sorge! Wir werden diesen Rock Scorpions*) schon Sand in die Augen streuen, daß sie die Sonne für einen Mailänder Käse ansehen sollen. Also keine Angst, Signore!“

Kapitänleutnant von Steinitz drückte dem Koch der Sicherheit halber noch ein Goldstück in die Hand. Sobald dieser Agostino nur mit einem Auge nach ihm zwinkerte, wenn der Engländer an Bord kam, war das Spiel verloren.

„Mille grazie, signore!“

Agostino verschwand. Kurz darauf klopfte es an der Tür. Der Barbier meldete sich, sah Pedro Gomez prüfend an und erklärte: „Ein bißchen schmieriger könnten Sie schon ruhig

*) „Felsenskorpione“, Spottname für die englische Besatzung von Gibraltar.

Digitized by Google

aussehen." Dann ließ er seine Kunst walten und meinte selbstbewußt: „Sie haben hoffentlich Ihren Taufschein noch irgendwo? Sonst glauben Sie selber noch, daß Sie Pedro Gomez aus Buenos Aires sind."

Der Barbier strich ebenfalls noch ein Goldstück ein, machte seine tiefste Verbeugung und ging.

Nun kam die gefährliche Stunde! Jobst von Steinitz fühlte doch das Klopfen des Herzens gegen die Rippen. Gegen Neger und Boxer hatte er ruhig im Feuer gestanden. Aber nun kam der heimtückische Feind gegen den Wehrlosen! Was half der Protest des Italieners, wenn bei einer Musterung der Reisenden der englische Offizier gegen diesen Pedro Gomez Verdacht schöpfte? Er würde ihn ganz gleichmütig ins Boot bringen lassen. Und dann? — Jobst von Steinitz überlief es fröstelnd. Drüben in Gibraltar würden sie ihn gefangen halten, bis der Krieg zu Ende war! In den Baracken konnte er vielleicht Monate untätig liegen. Und die deutschen Kameraden schlugen sich ohne ihn gegen den Feind!

Er ballte die Faust bei diesem Gedanken. Aber was half es! Hier galt nur die List. Ruhig Blut, Jobst! — Aber — du bist ja gar nicht mehr Jobst von Steinitz! Du bist Pedro Gomez. Merke es dir genau! Im Hafenviertel von Buenos Aires hast du Ochsenhäute verstaut und Weizen geschaufelt. Und nun ist es Zeit, daß du dich an deine Kochtöpfe heranmachst!

Gleichgültig drängte er sich durch den Schwarm der Zwischendecker zur Küche. Ein schneller Blick über die Reling zeigte den Kreuzer. Herausfordernd wehte die englische Kriegsflagge. Signale gingen darunter hoch.

Das Zeichen: „Halt! Drehen Sie bei!"

Die aufgeregten Reisenden standen auf Deck, an der Reling, bei den Booten. Gläser wurden auf das englische

Digitized by Google

Kriegsschiff gerichtet. Von der Brücke kam die zornige Stimme des Kapitäns. Die Schrauben stoppten. Still lag das Schiff vor dem Steuer. Immer näher kam der Kreuzer.

Engländer schwenkten begeistert die Mütze. „Hip, hip, hurra!"

Aber ein Schiffsoffizier der „Regina Elena" sagte leise vor sich: „Diese britischen Seeräuber soll der Teufel holen!"

Ein Franzose hatte es verstanden. „Was sagen Sie, mein Herr?" fuhr er den Seemann an. „Sind wir auf einem neutralen Schiff oder nicht? Ist das die Stimmung der Italiener?"

Der Offizier aber gab ruhig zurück: „Bekümmern Sie sich um Ihre eignen Angelegenheiten!"

Von der Brücke kam der Pfiff für den Bootsmann: „Fallreep!"

Die Schiffstreppe wurde an Steuerbord herabgeführt, wie es die seemännische Höflichkeit verlangte. Ein Boot, mit englischen Matrosen bemannt, kam auf die „Regina Elena" zu. Taktmäßig hoben sich die langen Riemen. Zwei Offiziere kamen das Fallreep herauf, vom Kapitän des Dampfers empfangen. Schweigend drängten sich Reisende hinter dem Führer des Schiffes. Nur die Engländer begrüßten laut den Landsmann in Uniform.

Der erwiderte aber nur sehr gemessen und wandte sich höflich an den Kapitän.

„Tut mir leid, Sir. Aber ich habe Befehl, mir Ihre Besatzung und die Passagiere anzusehen. Haben Sie Deutsche oder Oesterreicher an Bord?"

„Nein, Sir. Aber ich werde durch Ihren Besuch Verspätung in Genua haben."

„Tut mir aufrichtig leid. Lassen Sie alles, was an Bord ist, auf Achterdeck antreten. Sie, Marley," wandte er sich an

Digitized by Google

seinen Kameraden, „gehen in den Maschinenraum und haben acht, daß sich keiner drückt!“

Die Reisenden wurden zuerst gemustert. Ihre Papiere wurden durchgesehen. „Das ist eine merkwürdig tapfere Manier!“ grollte ein Italiener. „Die Engländer sollten lieber die ‚Emden‘ fangen! Es ist freilich bequemer, wehrlose Schiffe zu belästigen!“

Der englische Offizier tat, als höre er es nicht.

„Das ist ja, als wenn die Briganten einen überfallen!“ rief ein andrer. „Warum rufen Sie nicht gleich: ‚Hände hoch!‘, wenn Sie kommen?“

Der englische Offizier blieb ruhig. „Haben Sie Lust, mich nach drüben, nach Gibraltar, zu begleiten?“ fragte er. „Man würde Ihnen dort Manieren beibringen. Wir durchsuchen jeden, wenn es uns paßt! Jeden!“

„Solange er still hält,“ kam es aus dem Gedränge.

„Warum haben Sie denn das deutsche Unterseeboot im Kanal nicht durchsucht?“ spottete eine Stimme. „Sie hätten die Torpedos konfiszieren können, die Ihre drei Kreuzer gesprengt haben, den Cressy und —“

„Stellen Sie den Mann fest!“ befahl der englische Offizier.

„Wenn Sie ihn mir bezeichnen können — sehr gern!“ antwortete der italienische Kapitän.

Aber der Engländer fand den Spötter nicht heraus. Finster musterte er weiter Reisende und Papiere. Er fand niemand, der als Wehrpflichtiger zur deutschen oder österreichischen Wehrmacht gehörte.

„Die Passagiere bleiben hier achtern! Lassen Sie die Mannschaft auf Vordeck antreten. Aber jeden!“ befahl er.

Matrosen und Heizer kamen und passierten Musterung. Offiziere, Stewards und Küchenpersonal, alle mußten antreten.

Digitized by Google

Scharf wurden alle angesehen und nach dem Verzeichnis der Schiffsrolle aufgerufen.

„He, Pedro Gomez, heran!“ rief der Koch seinen Gehilfen an. „Mensch! Binde wenigstens deinen Schmierlatz ab, wenn du zu anständigen Leuten kommst!“

„Pedro Gomez!“ kam die Stimme des verlesenden Engländers. Pedro sagte gemächlich: „Si! Sou yo! Der bin ich.“

„Für einen Spanier ist er schmutzig genug!“ sagte der Engländer zum Kapitän. „Fällt der in den Kessel, so gibt es Fettaugen auf der Suppe!“

Pedro Gomez machte ein möglichst dummes Gesicht. Er stellte sich neben Agostino und wischte sich mit der Schürze den Mund.

„Gut, Kapitän!“ schloß der englische Marineoffizier die Untersuchung. „Tut mir leid, daß ich Sie aufhalten mußte. Gestern haben wir an Bord eines spanischen Schiffes dreiundfünfzig Deutsche und Oesterreicher abgefangen. Man wird in Berlin und Wien etwas lange auf sie warten, schätze ich. Also — good bye, Sir!“

„Go to hell!“ murrte der Italiener, als der Engländer mit seinem Kameraden das Fallreep hinab und ins Boot ging.

Dann dröhnte die Dampfpfeife der „Regina Elena“. Das Schiff nahm seinen Kurs in die Straße von Gibraltar. Auf Genua.

Pedro Gomez atmete auf, als die Schiffsschrauben arbeiteten und das Kielwasser rauschte. Die schlimmste Gefahr war vorüber. Am übernächsten Tage war der Dampfer vor Genua. Freilich, auf einen neuen Besuch durch einen Franzosen oder Engländer mußten sie unterwegs noch immer gefaßt sein.

Aber warum sollte der schärfere Augen haben als der Kamerad unter dem Union Jack, der drüben das Boot wieder an Bord nahm?

* * *

Digitized by Google

Im Hafen von Genua, am Ponte Federico Guglielmo, hatte die „Regina Elena“ festgemacht. Die Hafenvisite ging an Bord. Eine kleine Viertelstunde später hastete Kapitänleutnant von Steinitz durch das Gitter der Zollwache, hinter ihm ein Steward mit dem Koffer. „Pedro Gomez“ war an Bord geblieben. Agostino und der Barbier aber erschöpften sich in Dankesbezeigungen, als der Deutsche ging.

„Ein nobler Mann!“ war ihr Urteil.

Sonst hatte Jobst von Steinitz das prächtige Rundbild des Hafens und der ragenden Stadt, die stolzen Paläste, am Hange des schirmenden Gebirges übereinandergetürmt, die Schiffe an den Kais, den Kriegshafen, in dem einst Fiesco ertrank, mit Bewunderung betrachtet. „Genova la Superba“ nannten die Italiener den Welthafen unter dem Fort Sperone, auf dem die Kriegsflagge mit dem Savoyerkreuz wehte. „Genua, die Stolze.“ Wie eine Königin grüßte sie den Fremdling, der von langer Meerfahrt an ihr Gestade kam.

Heute hatte Jobst von Steinitz kaum einen flüchtigen Blick für die beiden Lloyddampfer, die untätig am Kai lagen, träumend von den Fahrten durch den Suezkanal zum fernen Osten; von den Reisen über Neapel und Gibraltar nach Neuyork.

Richtig! Es war Krieg! Die Bremer Schiffe wären eine gute Prise für die englischen und französischen Kriegsschiffe gewesen.

„Glückliche Reise, mein Herr!“

Ein Geldstück für den Steward, ein kurzes Wort an den Kutscher, und in rasselnder Fahrt ging es bergauf. Die stolzen Palmen am Denkmal des Kolumbus grüßten den Fremdling. Er sah sie gar nicht.

Er achtete auch nicht auf das Gewimmel des Volkes am Hafen und in den lavabelegten Straßen. Zeitungsverkäufer riefen die Morgenblätter aus.

Digitized by Google

„Die Deutschen in Belgien geschlagen! Fünf deutsche Armeekorps in Polen gefangen! Die Oesterreicher auf der Flucht!“

Jobst von Steinitz ging jeder Ruf durchs Herz. Das konnte unmöglich die Wahrheit sein! Er kannte ja die verlogene Presse Oberitaliens, die vom Gelde der Franzosen und Engländer lebte und in ihrem Solde schrieb. Was hätte er für eine deutsche Zeitung gegeben! Er mußte die Wahrheit wissen! Aber auf dem deutschen Konsulat würde er sie erfahren. Und er drängte den Kutscher: „Fahren Sie zu!“

Dieser Fahrgast hat es eilig wie ein durchgebrannter Kassierer! dachte der Rosselenker und ließ die Peitsche knallen. Dafür nahm er dem Deutschen aber wenigstens zwei Lire mehr ab. Eilige Leute achteten nie genau aufs Wechselgeld.

Vor dem deutschen Konsulat hielt der Wagen.

„Aspetta! Warten!“

„Si, signore!“

In der Amtsstube des Konsulats erfuhr der Kapitänleutnant von Steinitz endlich die Wahrheit. In Belgien und Frankreich standen die deutschen Heere siegreich. Im Osten hatte Hindenburg die Russen in die masurischen Sümpfe getrieben, und über Lüttich, Brüssel und Antwerpen wehte die deutsche Flagge!

Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Ueber die Schweiz konnte er unangefochten reisen. In einer Stunde ging der Schnellzug über Mailand.

„Deutsche Zeitungen erhalten Sie vielleicht im Restaurant Bavaria gegen gutes Trinkgeld.“

Und noch eins. Da war ein Brief an den Kapitänleutnant Jobst von Steinitz. Schon seit vier Wochen lagerte er auf dem Konsulat.

Digitized by Google

Ein Blick auf die Schrift. Das war Hannas Hand. Von seiner einzigen Schwester. Poststempel Insterburg. Der erste Gruß aus der Heimat! Von Hanna! Aber aus Insterburg?

Er barg den Brief hastig in der Tasche. Vor fremden Augen mochte er ihn nicht lesen.

„Sie begreifen, daß ich keine Minute verlieren möchte. Meine Empfehlung an den Herrn Generalkonsul! Guten Morgen!"

„Glückliche Reise, Herr Kapitänleutnant!"

Und draußen war er.

„Ristorante Bavaria!"

„Si, signore!"

Der Wagen rasselte ab. In der deutschen Bierstube Bavaria fand er Landsleute. Ein Glas Pilsner. „Zum Wohl! Gott strafe England!"

„Er strafe es!" lautete der Gegengruß.

Und dann Zeitungen. Ganz gleich! Und wenn sie ein paar Wochen alt waren! Ein dickes Bündel klemmte er unter den Arm.

„Guten Morgen, meine Herren! Ich muß den Mailänder Zug noch erreichen."

Als die Lokomotive ihren schrillen Pfiff zum Glasdach der Halle sandte, saß Jobst von Steinitz allein in einem Wagenabteil. Nun schnell den Brief Hannas! Er erbrach das Wappensiegel, faltete den Bogen auf und las:

„Lieber Bruder Jobst!

Ins Ungewisse hinein sende ich diese Zeilen. Aber Graf Anton Kozniewski, den ich zufällig in Berlin traf, riet mir, meinen Brief nach Genua zu schicken. Das sei der einzige Weg, der Dir offen stehe. Vor Rotterdam

Digitized by Google

fingen die Engländer jeden Dampfer ab, und wenn Du von Südamerika kämeſt, würdeſt Du auf jeden Fall die italieniſche Linie nehmen. Du kennſt den Grafen ja auch. Ich habe ihn in Rapallo im vergangenen Winter geſehen, als ich mit Mama dort war. Dieſer Graf iſt ein Mann, der durch Charakter und Erfahrung turmhoch über alle Männer emporragt, die ich bisher kennen gelernt habe. Du biſt natürlich ausgenommen, lieber Jobſt!“

Jobſt von Steinitz lächelte. Er wußte ja längſt, daß dieſe Bekanntſchaft in Rapallo mehr als eine Epiſode in Hannas Leben bedeutete. Freilich, man konnte ihr nicht widerſprechen. Graf Anton Kozniewski, Majoratsherr auf Wola in Poſen, aber auch in Oeſterreich und Rußland reich begütert, war nicht nur ein tadelloſer Kavalier, ſondern auch ein durch und durch gebildeter Kopf, der ſeine diplomatiſche Laufbahn plötzlich abbrach, nachdem er zuletzt als Generalkonſul in Bombay die Monarchie Oeſterreich-Ungarn vertreten hatte. Während der Kieler Woche hatte Herr von Steinitz ihn zuletzt geſehen. Auch Hanna war dageweſen. Zufall? — Kaum!

Graf Kozniewski hatte ſich auch keine Mühe gegeben, ſein großes Intereſſe für Hanna zu verbergen. Nicht auf einen Flirt war ſeine Aufmerkſamkeit hinausgegangen. Der ſichere und erfahrene Mann hatte im Trubel der Feſtwoche bei Hannas Mutter die Einführung erbeten, die in der guten Welt den erſten Schritt in die Familie bedeutet. Herrn von Steinitz war die Aufmerkſamkeit des polniſchen Grafen gegen die Schweſter mit den blauen Augen anfangs ſeltſam, faſt befremdend.

Aber ſobald er mit dem Grafen eine Stunde für ſich gehabt hatte, begriff er den Eindruck, den Graf Kozniewski

Digitized by Google

auf die Schweſter und auf die Mutter machen mußte. Das war nicht der Mann, der unter einem Pariſer Firnis polniſche Leichtfertigkeit und Genußſucht verbarg. Das war nicht der temperamentvolle Kavalier der Warſchauer Salons, der eine Leidenſchaft aufpraſſeln und ſchnell abbrennen läßt, um achſelzuckend an der öden Leere der Folgezeit vorbeizugehen. Dieſer Sproß altadligen Geſchlechts war eher melancholiſch veranlagt. Mit einem leiſen Peſſimismus ſah er die Welt und ihre Dinge an. Dabei lag ein verſteckter Spott um ſeine Lippen, wenn er mit der eleganten Welt des Sportes und des Geldes zuſammenkam. Aber er war dabei ein Mann jener ritterlichen Form, jenes edlen Denkens und vornehmer Geſinnung, die nur der Gewinn einer mühevoll erkämpften Welterfahrung ſind. Und Graf Anton hatte die Welt reichlich geſehen! Nicht nur als Diplomat. Die Fürſtenhöfe kannte er freilich genau, und wo er bei einem Marſchallamt ſeine Karte abgab, war er des Empfangs gewiß. Gerade dieſe Verbindungen mit den Höchſtgeborenen hatten die Dienſte des öſterreichiſchen Diplomaten ſo wertvoll gemacht. Man prophezeite ihm ſchon den Miniſterſeſſel, als er noch ein junger Legationsrat in Athen war. Beſonders am Balkan war er zu Hauſe. Aber er hatte es geradezu gefordert, daß man ihn nach Indien verſetzte.

„Ich hatte es ſatt, blinden Leuten die Augen zu öffnen. Wozu ſich im ewigen Kampfe gegen Rußland aufreiben? Man wollte nicht hören, wenn ich vor dem Moskowitertum warnte. Man hat in Sofia und anderswo Lehrgeld bezahlt und wird weiter ſchwer dafür büßen, wenn man Rußland für eine Macht hält, die Kulturziele kennt und uneigennützige Gefühle gegen ſtammverwandte Völker hegt. Das Moskowitertum war nicht ſtärker, aber treuloſer und brutaler als ehrliche Staatskunſt. Ich bin alſo gegangen. Das Slawentum wird am Ruſſentum

Digitized by Google

zugrunde gehen, wenn es nicht rechtzeitig zwischen sich und ihm das Tischtuch zerschneidet."

Das war die einzige Andeutung politischer Art, die Graf Kozniewski Herrn von Steinitz gemacht hatte. Und als er aus Bombay mit dem Abschiede zurückkam, hatte er lächelnd eine erstaunte Frage beantwortet.

„Mein Gott, man wird es leid, leeres Stroh zu dreschen, und man besinnt sich mit vierzig Jahren, daß man auch ein Recht hat, als Mensch zu leben. Der Diplomat aber ist kein Mensch. Er ist ein Organismus, dem von Amts wegen Seele und Gefühl eingeblasen werden. Er steht unter einer fortwährenden Suggestion. Nämlich, daß er sein eignes Denken aufzugeben und seine Fähigkeiten nur einem politischen Programm zu widmen hat, das meistens mit jedem Minister wechselt. Ich habe den Geschmack daran verloren. Ich gedenke, jetzt erst mein wirkliches Leben zu beginnen."

Herr von Steinitz hatte den Polen begriffen. Aber zugleich hatte er — vielleicht unabsichtlich — merken lassen, daß seine Schwester Hanna, dieses Mädchen aus rein deutschem Blute und von echt deutschem Denken, nicht in dieses Leben passe, wie es Graf Anton sich träumte. Der Graf hatte einmal kurz bemerkt: „In der wichtigsten Frage des Lebens soll man nur das eigne Herz sprechen lassen, nicht den Verstand. Das ist meine Meinung."

Nie wieder war das Gespräch auf diesen Punkt gekommen. Aber Hannas Brief ließ zwischen den Zeilen lesen. —

„Graf Kozniewski hat mit seiner Prophezeiung also doch recht behalten. Besinnst Du Dich, wie er immer wieder betonte, daß im Osten der wahre Feind aller wirklichen Kultur stehe — Rußland? Gegen diese Gefahr des Moskowitertums bedeute das widerwärtige Ränkespiel Englands

Digitized by Google

und der blinde Haß Frankreichs gegen die deutsche Kultur nichts. Denn im Grunde genommen sind alle Staaten Europas, soweit sie Anspruch auf die Bezeichnung einer Kulturnation machen dürfen, auf dem gleichen Fundament gegründet, das der Russe mit Bewußtsein als die westliche Kultur bezeichnet und bis aufs Messer befehdet. Mit Brutalität, wo er es kann. In Polen hat er es bewiesen. Mit aller ränkevollen List und mit treuloser Politik, und wo es mit der brutalen Gewalt, mit Krieg und Mord nicht geht, da läßt er den Rubel rollen. Der Russe hat selbst seinen Frieden mit seinem Todfeinde England gemacht, das ihn doch nur ausnutzen will gegen uns, nur, weil man in Petersburg glaubt, daß Englands Geld und der britische Neid augenblicklich gute Kameraden des Moskowitertums seien. Man begreift in London und Paris nicht, was man in Wien rechtzeitig erkannt hat: daß ein starkes Deutsches Reich der sicherste Schutzwall gegen den schlimmsten Feind des gesamten Europas ist, gegen das Russentum. Das ist der Grundfehler der englischen Diplomatie gewesen, als sie den jetzigen Krieg anzettelte, denn ohne Englands Unterstützung hätte Rußland nicht den Mut gehabt, so herausfordernd aufzutreten und den serbischen Mordbuben das Rückgrat zu stählen. Ueber ein geschlagenes Deutschland würde das Moskowitertum zunächst nach Wien und Konstantinopel, dann nach Indien gehen. Aber die Vorsehung sei weiser als alle Diplomaten der Welt zusammen, sagte Graf Koznicwski, es sei also widersinnig, an eine Niederlage der deutschen Sache zu glauben, weil mit ihr Freiheit und Gesittung Europas auf dem Spiele stehen.

Seitdem der Graf mir diese diplomatische Privatlektion gegeben hat, verstehe ich, warum der furchtbare Krieg für

Digitized by Google

uns ein heiliger iſt. Er iſt ein Kreuzzug gegen das ruſſiſche Barbarenvolk. Wie von einer hohen Warte ließ mich der Graf ſchauen, und ſeit jener Stunde war trotz Mamas Tränen mein Entſchluß gefaßt. Bin ich ſchon ein Mädchen, in deſſen Hand die Waffe nicht paßt, ſo will ich in dieſem Kreuzzuge wenigſtens Dienſte der Liebe verrichten an den Streitern, die hinausziehen für Vaterland, Freiheit und Kultur. Ich bin alſo als Rote-Kreuz-Schweſter auf den öſtlichen Kriegsſchauplatz gegangen.

Tage voll furchtbarer Sorge liegen hinter uns. Als die Barbarenhorden des Zaren ins offene Land brachen, als ſie allen Geſetzen menſchlicher Sitte mit der Koſakenfauſt ins Geſicht ſchlugen und gegen die wenigen Korps an unſrer Grenze ihre Maſſenheere warfen, da war es mir, als brande das wilde Meer gegen einen ſchwachen Damm, als würde der kleine Riß, durch den die Flut brach, zur gähnenden Lücke, durch die eine Sintflut von Blut und Greueln in unſer Vaterland hereinbranden müſſe. Am liebſten hätte ich ſelbſt ein Gewehr ergriffen und gegen die Ruſſenhorden gefeuert. Nicht der Schmerz, ſondern die Wut und der Schrei nach Rache werden in jedem Herzen lebendig, wenn es ſehen muß, was ruſſiſche Soldaten unter Kriegführung verſtehen. An den Untaten der Ruſſen im deutſchen Land habe ich gelernt, zu glauben, daß der kulturloſe Menſch eine Beſtie iſt. Der Koſak küßt das Kreuz und kniet vor ſeinem Heiligenbild, und im nächſten Augenblick erſchießt er den Greis, der ihm das letzte Brot auf den Tiſch legte, und ſtürzt wie ein Vieh auf ſchutzloſe Frauen und Mädchen, die nicht rechtzeitig flohen, weil ſie an Menſchlichkeit glaubten. Ich begreife nun den Polen, der ſich mit Abſcheu vom Ruſſen wendet, als dem kulturloſen, beſtialiſchen Menſchen, der

Digitized by Google

nur dem Instinkt gehorcht, wenn er frevelhaften Führern überlassen ist. Und dagegen müßtest Du unsre Krieger sehen! Ich habe die jungen Kriegsfreiwilligen gegen die Schützengräben der Russen stürmen sehen. Jäger waren es meist, die Seite an Seite mit der ostpreußischen Landwehr gegen eine zehnfache Uebermacht fochten. Junges Blut, das von der Schulbank und aus der Werkstatt zur Fahne geeilt war. Im Gefecht haben sie keinen Russen geschont. Furchtbar haben sie aufgeräumt. Aber nach beendeter Schlacht haben sie selbst in den Russen die Menschen und Brüder gesehen. Da habe ich gemerkt, welche tiefe Kluft zwischen uns und dem Russentum gähnt! Großfürst Nikolai wird als der schlimmste Kriegshetzer und Deutschenfeind bezeichnet. Ich habe den Grafen Kozniewski nach ihm gefragt. ‚Der Großfürst,' meinte er, ‚ist weiter nichts als das bezahlte und ehrgeizige Werkzeug stiller Mächte. Aber wenn Sie die Politik in Petersburg verstehen wollen, so dürfen Sie die Damen des Hofes nicht vergessen. Die Zarin repräsentiert nur bei Hofe. Die Zarinmutter, einst Prinzessin Dagmar von Dänemark, hat ihren Einfluß zu wahren gewußt, den sie schon zu Alexanders III. Zeiten besaß. Und sie hat in den montenegrinischen Prinzessinnen, die die Politik ihres Vaters auch als russische Großfürstinnen am Zarenhofe weitertreiben, verständnisvolle Helferinnen für ihr Programm gefunden. Das aber ist sehr einfach: Tod allem Deutschtum!'

Graf Kozniewski scheint besonders gut über die Verhältnisse am russischen Hofe unterrichtet zu sein. Er ist freilich höchst ungern in Petersburg, wie er sagt. Aber hin und wieder zwingt ihn sein großer, in Rußland liegender Grundbesitz, sich an der Newa sehen zu lassen. Leider hat er seine Mutter bisher nicht bewegen können, von ihrem

Digitized by Google

Gut Suchow im Gouvernement Suwalki auf österreichisches oder deutsches Gebiet zu reisen. Die alte Gräfin haßt jede Reise und ist sehr gebrechlich. ‚Sie glaubt nun einmal an die Anhänglichkeit ihrer russischen Bedienung, die ihr zwar die Hände küßt, aber sie schamlos bestiehlt,‘ sagte der Graf. ‚Im übrigen sind Launen einer alten Mutter auch dann ein heiliges Gesetz für den Sohn, wenn sie gegen die Vernunft gehen.‘ — Dieses eine Wort hat mich einen Blick in seine Seele tun lassen. Er ist ein edler und guter Mensch, dem alles Niedrige fern bleibt. Nach langem Wandern durch die Welt sucht er die Ruhe am eignen Herd. Es sei der Fluch der Diplomaten, sagt er, daß sie nirgend bodenständig würden. Und wenn sie endlich für immer vor Anker gingen, seien sie meistens abgetakelt. Auf den Grafen trifft das allerdings nicht zu. Augenblicklich ist er unterwegs. Ein paar Wochen Schweiz wollte er sich gönnen. Seinen letzten Gruß bekam ich aus Interlaken. — Nun habe ich gewiß genug vom Grafen geschrieben, und ich sehe meine brüderliche Liebe verständnisinnig lächeln. Aber ich habe nie ein Geheimnis vor Dir gehabt, lieber Jobst. Und so soll es bleiben. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Du den Grafen kennen lernst. Er wird Dir sein Herz leicht öffnen. Ich weiß es. Und wenn Ihr erst Freunde geworden seid, wird mein Glück vollkommen sein. Ach, Jobst, bisweilen beschleicht mich das Zagen! Es wäre zuviel Sonne für meine Augen! Ich kann es nicht glauben, daß es kommen soll, dieses eine, unendliche, selige Glück! Aber er hat mir zum Abschied in Berlin gesagt: ‚Jetzt ist nicht die Stunde, das letzte Wort zu sprechen. Aber sie wird kommen. Sobald der Krieg vorüber ist.‘ — Und dann hat er mir viele herzliche Grüße an Dich aufgetragen, nachdem er an

Digitized by Google

Mama geſchrieben hat. Zum Abſchied aber bat er mich, ein Kreuz zu tragen, das ſeiner einzigen, früh verſtorbenen Schweſter gehört hatte. Es ſolle mich ſchützen. Ich trage das Kreuz, in deſſen Mitte ein einziger großer Rubin iſt.

Das alles ſollteſt Du als erſter erfahren. Ich weiß nicht, wann Du kommſt. Aber ich reiche Dir im Geiſte Hand und Mund und bitte den lieben Gott, daß er Dich in ſeinen gnädigen Schutz nehme, wenn Du für unſer Vaterland kämpfen wirſt. Der Sieg wird mit uns ſein!

Mutter iſt traurig und ängſtlich, ihr gutes Herz kann ſich noch immer nicht daran gewöhnen, beide Kinder vor dem Feind zu wiſſen. Nun Gott befohlen! In ſchweſterlicher Liebe und Treue

Deine Hanna."

Jobſt von Steinitz faltete nachdenklich das Schreiben der Schweſter zuſammen. Bisher hatte er nur mit dem Gedanken geſpielt, daß Graf Anton Kozniewski eines Tages um Hanna werben könne. Nun war es ſchon entſchieden. Hanna gehörte mit Herz und Seele bereits dem Grafen Anton. War es ein Glück?

Er ſah gedankenvoll vor ſich hin. Rechts und links vom ſauſenden Zuge glitten die kleinen Bergneſter vorüber. Eine Kirche, um die ſich die armſeligen Häuſer ſcharten. Maleriſche Höhen, zerriſſene Felspartien und Schluchten durchflog auf kühnem Bau und in langen Tunnels die raſtloſe Lokomotive. Ihr Pfiff gellte wie ein Schlachtruf, und hinterdrein donnerten die Wagen. Immer fort, immer fort, immer fort! So kam der Takt der Räder von den Schienen.

Sonderbar! Nie hatte Jobſt von Steinitz darüber nachgedacht, daß dieſe unendlich langen Schienenſtränge das ſichtbarſte Zeichen gemeinſamer Arbeit und Geſittung zwiſchen den

Digitized by Google

Völkern Europas bedeuteten. Keine Grenze, keine Schranke kannten die langen Stahlstreifen. Ueber die großen Ströme und durch die Alpen spannten sie sich. Nur Rußland gebot auch ihnen Halt. Seine Eisenbahnen hatten ihre eigne Spurweite.

Jobst von Steinitz lächelte. Sogar hier sonderte sich das halbasiatische Moskowitertum von den übrigen europäischen Kulturstaaten ab. Und wenn es seine Riesenbahnen baute, von Moskau durch Sibirien bis nach China hinein, so dienten diese nicht dem friedlichen Fortschritt, nein, nur der Gewalt, der Macht, dem Krieg!

Graf Kozniewski hatte schon recht. Der Russe gehörte nicht zum Europäertum. Und bewußtermaßen sonderte er sich ab. Wenn auch der Zar an der Newa in der Stadt Peters des Großen Hof hielt — Rußland war doch ein Stück Asien geblieben.

Mochte es nur bei den Asiaten bleiben!

Dieser Krieg, in den auch Jobst von Steinitz fuhr, bedeutete mehr als einen blutigen Streit zwischen Deutschen, Franzosen und Engländern! Er war eine von den Stunden, in denen die ganze Welt einen Schritt weiter tut, in der die Weltenuhr zum dröhnenden Schlage ausholt. Für eine neue Zeit, für sinkende Macht und aufsteigende Kraft! Und diese Kraft, dieses Werkzeug in der Hand des Weltenlenkers war das deutsche Volk, wenn es treu zusammenhielt!

Nun war seine Stunde da! Der heilige Krieg!

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Nur kurze Stunden des Abſchieds hatte Kapitänleutnant von Steinitz im elterlichen Hauſe verbringen dürfen, Stunden, in denen das Herz der Mutter faſt verzagte.

„Hanna iſt von mir gegangen, Jobſt. Nun gehſt du. Und ich bleibe ganz allein. Ich werde ſterben vor Sorge und Angſt!“

So hatte ſie immer wieder geklagt und unter heißen Tränen endlich den einzigen Sohn geſegnet für den heiligen Krieg.

Als der Wagen vor der kleinen holſteiniſchen Bahnſtation hielt, kam ein Verwundeter. Mühſam ſchleppte er ſich am Stock. Ein bärtiger Landwehrmann.

„Das iſt Fritz Wieſche, Mutter!“ ſagte Jobſt von Steinitz. Dann trat er, nun im Waffenrock des deutſchen Seeoffiziers, an den Verwundeten in der feldgrauen Uniform.

„Woher, Fritz Wieſche?“

„Aus dem Lazarett in R., Herr Kapitänleutnant. Mit Urlaub nach Hauſe.“

„Was haben Sie?“

„Beinſchuß, vor Antwerpen. Aber ich denke, in drei Wochen bin ich wieder draußen. Mich leidet's ſchon nicht mehr hier, ſolange noch ein Engländer auf dem Feſtland iſt!“

Jobſt von Steinitz ſah ſeine Mutter mahnend an. Sie verſtand ihn. Wenn dieſer Bauernſohn trotz ſeiner Wunde

Digitized by Google

auf neuen Kampf brannte, ſollte der Sohn eines alten, ritterlichen Geſchlechts auch nur eine Stunde ſäumen?

„Du nimmſt Fritz Wieſche wohl im Wagen mit, Mutter?“

„Gewiß. Steigen Sie doch bitte ein!“

Der Zug raſſelte heran. Herr von Steinitz half dem Verwundeten in den bequemen Landauer, umarmte noch einmal die Mutter und befahl dem Kutſcher kurz: „Fahr' zu, Hein!“

Noch ein Wink, und feſten Schrittes ging er zum Zuge. Auf der Heerſtraße unter den kahlen Ulmen rollte der Wagen hin. Die Dame aus altem Adelsgeſchlecht mit dem Bauernſohn! Wie ſchnell die Schranken fielen in der Stunde gemeinſamer Not und Gefahr!

Der Stationsvorſteher grüßte den Kapitänleutnant militäriſch. „Soeben kommt die Depeſche, daß Tſingtau gefallen ſein ſoll, Herr Kapitänleutnant.“ Dem Manne in der roten Mütze ſtanden die Tränen in den Augen.

„Was? Tſingtau gefallen?“

Wie ein Schlag fuhr es durch Jobſt von Steinitz. Wohl hatte auch er nicht mehr gehofft, daß das Häuflein deutſcher Helden draußen in Oſtaſien der Uebermacht der Japaner und Engländer auf die Dauer ſtandhalten könne. Aber nun, da das Unglück hereingebrochen war, beſchlichen tiefe Trauer und heiliger Zorn das Herz des Seeoffiziers.

„Die gelbe Bande!“ ſagte er grimmig.

Unwillkürlich ballte er die Fauſt.

Er ſtieg ein. Das Abteil war leer. Wie ein Träumender ſaß er, während der Zug über das flache Land flog, vorüber an den leeren Koppeln und braunen Feldern, auf denen die Winterſaat zage Keime trieb, vorüber an den ſchweigenden Dörfern mit den ragenden Kirchtürmen, die ſo

Digitized by Google

friedlich träumten, als gebe es nirgend in der Welt Krieg und Not und Tod!

Tſingtau gefallen! Zwei Jahre lang war Jobſt von Steinitz draußen in Oſtaſien geweſen. Beim Kreuzergeſchwader. Wie hatten ſich alle gefreut, wenn der rot-weiße Leuchtturm von Tſingtau aufkam, wenn die grüne Inſel Arkona aus dem chineſiſchen Meer tauchte, nun unter der deutſchen Kriegsflagge und mit deutſchem Namen geſchmückt. Wie flink waren die Blaujacken an Bord der Kreuzer geweſen, wenn der Befehl kam: „Klar zum Ankern!“ Hei, wie die weiße Ankerflagge mit dem ſchrägen roten Kreuz hochging! Wenn Tage wonnevoller Raſt an deutſchem Strand winkten! Tage voll deutſcher Fröhlichkeit mit lieben Landsleuten!

Die Marine hatte ja das „Muſterländle“ Kiautſchou unter ihrer Verwaltung gehabt! Hier hatten die deutſchen Seeleute gezeigt, was aus einem verkommenen Chineſenwinkel zu ſchaffen ſei, wenn deutſcher Fleiß und Wille ans Werk gingen!

Wie eilig hatte es Jobſt von Steinitz als junger Leutnant ſelbſt gehabt, wenn der Landurlaub nach Tſingtau winkte! Wie die Rikſchas an der Marinewerkſtatt und der Salutbatterie vorbei dem Badeſtrande zuflitzten, wo auf blendendem Sande die Badehütten und Strandkörbe ſtanden! Da weilte die Geſellſchaft Tſingtaus mit dem gleichen Behagen, wie ſie am Nordſeeſtrande den Hochſommer früher verlebt hatte. Und zwiſchen den Damen und Herren immer die weißen Tropenanzüge der Marineoffiziere. Wie ein Rundbild voll friſcher Farben ſtand alles plötzlich wieder vor ſeinem Geiſte, was halb vergeſſen geweſen. Drüben ragte weiß aus grünem Park das Wohnhaus des Gouverneurs, die Wälder des Iltisberges grüßten herüber, der Moltke- und der Bismarckberg hoben ſich aus dem flachen Strande wie ſchirmende Hüter. Wie die

Digitized by Google

chineſiſchen Poliziſten in grauer Uniform und dem dunklen Kopfſchal, den ſie ähnlich den indiſchen Truppen als Turban trugen, ſtramm ſtanden, wenn die Rikſcha mit dem deutſchen Seeoffizier vorbeirollte! Vorüber an den ſchwarzen und roten Schildern mit goldenen Zeichen, unter denen die Krämer der Chineſenſtadt ihre Auslagen feilhielten, wo die Händler wandelten, die Bambusſtange mit ihren Laſten über der linken Schulter, die Schneider und Schuſter vor ihren Buden ſaßen und arbeiteten, die Garküchen ihre Enten und Hühner, von Millionen Fliegen umſchwärmt, lockend den Langzöpfen boten, wo am Handelshafen die ſchweren Frachtdſchunken mit den braunen Mattenſegeln vor Anker gingen und die Sampans auf den Strand gezogen waren; wo Stapel von Brettern und Balken, Laſten Gerſte und Bohnen lagen, wo die halbnackten Hafenkulis ihren Reis mit getrocknetem Fiſch aßen und begierig aus dem dünnen Rohr mit dem Glasmundſtück ein paar Züge rauchten, wo der Lärm und das Feilſchen nicht abbrachen. Und abgeſondert von dieſem Teile Chinas dehnte ſich die deutſche Stadt mit ihren ſchmucken Bauten, den Banken und Hotels, den Kaſernen und Befeſtigungen! Unten am Strande ſpielte die Kapelle des Seebataillons, durch die Straßen marſchierten deutſche Mannſchaften, genau ſo ſtramm und ſchmuck wie in Wilhelmshaven und Kiel, und auf der Reede lagen die Kreuzer unter der deutſchen Kriegsflagge!

Und alles das ſollte mit redlicher Mühe nur geſchaffen ſein, um den verſchlagenen Gelben zum Raube zu werden? Deutſcher Fleiß hatte die kahlen Berge bewaldet. Ueber die Lauſchanberge lagerte ſich heute grüner, fröhlicher Wald! An einem wundervollen Lenztage waren ſie einmal hineingeritten in die grüne Bergeinſamkeit. Er und drei Kameraden von der „Prinzeß Irene“. Auf flinken Chineſenponys ging es durch

Digitized by Google

das Dorf Taitungtſchen. Marktgewimmel auf dem Platze. Herr von Steinitz lächelte unwillkürlich, wenn er an den graubärtigen Dorfſchreiber dachte, der, eine große Brille auf der Naſe, mitten unter den Fleiſchern und Tabakkrämern, zwiſchen den Muſchelhaufen und Fiſchkörben, den brodelnden Töpfen der Garküche, den Bergen von Trauben, Mandarinen, Perſimonen und Melonen hockte und würdevoll ſeine Kundſchaft bediente. Und hinter dem kreiſchenden Haufen der Händler und Käufer wartete die ſtille Waldeinſamkeit! Die ſchattigen Gingkobäume und Eichen, aus denen hier und da die roten Granitſchroffen des Gebirges aufragten. Die plätſchernden Bäche ſprangen zu Tal. Tauben flatterten aus den Felslöchern, bunte Stieglitze flitzten durch Zweige und Buſchwerk, Steinhühner huſchten ins Verſteck, wenn der Hufſchlag der Pferde auf der ſauberen Straße klang. Blaue Falter gaukelten vor den Reitern durch den hellen Tag, Vogelſang kam aus dem Grün, und immer höher ſtieg der feſte Serpentinenweg über die Cecilienbrücke zur Irenenbaude und zum Geneſungsheim, wo es ſich auf der Veranda in der Abendkühle ſo wonniglich ſaß in bequemen Korbſeſſeln, wenn das Mondlicht auf der weißen Straße lag, über die blanken Blätter der Tamarinden und Zitronen gaukelte und die Wälder wie dunkle Schatten in die ſilberne Nacht eingezeichnet waren.

Und alles das ſollte nur geſchaffen ſein, um den Japanern zum Raube zu werden?

Dieſen Räubern mit der ewig lächelnden Maske, auf die vertrauensvoller deutſcher Glaube als ſtille Bundesgenoſſen gegen die Ruſſen rechnete, bis die Aſiaten plötzlich die Larve fallen ließen.

Nun war auch das letzte verzweifelte Ringen der heldenhaften Kameraden vorbei! Was nicht zerſchmettert und verblutet

Digitized by Google

war, ſaß in japaniſcher Gefangenſchaft! Die einſt unter dem Grafen Walderſee gegen die Boxer von Tientſin nach Peking marſchierten, hatten in grimmigem, mörderiſchem Streite die Waffen Mann gegen Mann gekreuzt. Tauſend gegen zehn. Und über dem zerſchoſſenen Tſingtau flatterte jetzt die japaniſche Kriegsflagge.

In London aber rieben die Drahtzieher ſich die Hände. Die Gelben hatten im fernen Oſten ein Stück Blutarbeit für England getan, wie einſt im Sudan die Aegypter und gegen Afghaniſtan die indiſchen Regimenter.

Der Grimm packte Jobſt von Steinitz. Dieſe Ränkeſchmiede in London hatten es von jeher verſtanden, andre Völker für die Macht Englands ins Feuer zu jagen. Für Albions Größe verbluteten die Regimenter des Feſtlandes. Und bis auf den Tag, da der Botſchafter Großbritanniens die Kriegserklärung in Berlin abgab, hatte die Welt nicht ſehen wollen, daß ſie in Krieg und Brand geſteckt wurde, weil der Nutzen Englands es verlangte. Aber das eigne Blut ſchonte England und ließ den Kampf auf fremder Erde führen!

„Nur Geduld!“ murmelte Herr von Steinitz. „Unſer Tag kommt! Der Tag!“

War Tſingtau gefallen, ſo war nur ein verlorener Poſten genommen. Aber Ehre und Anſehen der deutſchen Flagge waren darum nicht angetaſtet. Nein! Aus jedem Tropfen deutſchen Blutes, das den Strand gefärbt und über die zerſchoſſenen Batterien geſickert war, ſproß neuer Lorbeer! Die Helden von Tſingtau würden ſie heißen, ſolange die Kriegsgeſchichte todesverachtenden Heldenmut mit ehernen Lettern aufzeichnet.

Aus ihrem Blute aber würde auch der rote, flammende Haß ſprießen, der tödliche Haß gegen England!

Digitized by Google

Und der Tag würde kommen, da die Freunde von heute dem engliſchen Waffengefährten die Rechnung präſentierten! Wie ſie jetzt den Deutſchen an die Kehle geſprungen waren, würden ſie ſich einſt gierig auf England draußen werfen, ſobald das Britenreich in den Fugen krachte, ſobald die Völker Aſiens ſich darauf beſannen, daß ſie Sklaven der Londoner Tyrannen waren! Japan und England im Bunde — die Tücke und der Verrat Hand in Hand! Was jetzt als kluge und weitſchauende Politik der Londoner Staatsmänner geprieſen wurde, würde einſt verflucht und verdammt werden von Millionen! Dieſe Schule König Eduards VII. von England und ſeines gelehrigen Handlangers Grey würde einmal als verblendete Torheit gebrandmarkt werden! Und die Vergeltung würde kommen! Wie ein Sturm, der vernichtend heranbrauſt! Die ewige Gerechtigkeit, die Grundlage aller irdiſchen Dinge, der Urquell aller Ereigniſſe im Leben der Völker, erforderte es! Dieſe Gewißheit lebte in jedem deutſchen Herzen wie der Pulsſchlag des Blutes!

Die Schule König Eduards! Wer war er denn geweſen, der vielgeprieſene Schlingenſteller? Ein törichter, ehrgeiziger Egoiſt, der an das lange Daſein eines Lebemannes das Schlußkapitel politiſcher Größe und perſönlicher Rache hängen wollte! Der König der Mode, dem ein ganzes Leben lang eine neue Krawatte wichtiger geweſen war als die geſamten Verhandlungen des Parlaments, ein Spieler, der ſelbſt dem heuchleriſchen England zum Aergernis gelebt hatte, der als Kronprinz ſogar vor den Schranken des Gerichts Zeugnis ablegen mußte, als ſeine Genoſſen vom grünen Tuch abgeurteilt wurden! Ein gewiſſenloſer Verſchwender, der von Baron Hirſch ſeine Millionenſchulden begleichen ließ und die künftige Krone Englands als Bürgſchaft gebrauchte! Ein Neider, der ſeinem

Digitized by Google

Neffen Wilhelm II. die frische Tatkraft und den unverdorbenen Willen nicht gönnte und aus giftiger Mißgunst überall Minen auf den deutschen Weg legte, in Paris, in Petersburg, ja, selbst in Wien den greisen Kaiser Franz Joseph gern zum Abfall vom Dreibunde, von der alten Waffenbrüderschaft beredet hätte. Warum kam er jährlich nach Marienbad? Warum suchte er geflissentlich die engsten Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn? Treulos von Natur, versuchte er jedes Mittel, auch andre zur Treulosigkeit zu verleiten! Und in diesem Wahn, in dieser verblendeten Gier, das Deutsche Reich und seinen Kaiser zu demütigen, zu vernichten, scheute er sich nicht, selbst die schlimmsten Feinde britischer Größe, Rußland und Japan, an die Seite Englands zu ziehen!

Hatten die Londoner Diplomaten, diese Leute aus König Eduards Schule, es wirklich vergessen, daß Rußland seit Jahrhunderten ihr Todfeind war? Hatten sie es vergessen, daß der russische Rubel in Persien und Afghanistan gegen englische Macht, gegen britischen Einfluß stets rollte? Dachten sie nicht mehr daran, daß über das wilde Hochland des Pamirs die Regimenter des Zaren gegen Indien vorgeschoben wurden, daß Kosaken in Persiens Hauptstadt das Moskowitertum stützten und Englands Macht verdrängten? Und glaubten sie wirklich, daß sie mit dem Stückchen Kiautschou die Habgier der Japaner stillen würden? Wußten sie nicht, daß Japan darauf lauerte, England aus China, ja aus Indien zu verdrängen, um selbst die führende Macht Asiens zu werden? „Asien den Asiaten!“ Diese Losung war von Japan ausgegangen. Und sie bedeutete Englands kommenden Sturz in Asien!

Aber König Eduards Ehrgeiz verstopfte sich die Ohren gegen die Mahnungen der Weltgeschichte und des eignen

Digitized by Google

Gewiſſens. Der verſchlagenſte Staatsmann Europas zu ſein, war ſein Ziel. Er wollte nicht ſehen, daß alle wahrhaft großen engliſchen Diplomaten und Miniſter Todfeinde Rußlands geweſen waren. Der kluge Disraeli, Lord Beaconsfield, hätte ſehen müſſen, daß ein König von Großbritannien und Irland nach Reval fuhr, um mit dem Zaren einen Bund zu ſchließen! Er würde eine ſolche Politik für Wahnſinn erklärt haben. Aber König Eduard ging nach Reval.

Und plötzlich fiel Jobſt von Steinitz der Satz aus dem Briefe ſeiner Schweſter ein: „Aber wenn Sie die Politik in Petersburg verſtehen wollen, ſo dürfen Sie die Damen des Hofes nicht vergeſſen!“

Graf Anton Kozniewski hatte dieſe Worte zu Hanna geſagt. Und der Graf kannte ſowohl die Londoner als die Petersburger Hofgeſellſchaft. Wie hatte er doch weiter ausgeführt? „Das Programm aber iſt ſehr einfach: Tod allem Deutſchtum!“

Das war die ganze Weisheit der Schule Eduards VII. Ein ſehr erbärmliches, kurzſichtiges Programm. Da war der vielgeſchmähte Napoleon III. doch dem Britenkönige noch turmhoch überlegen geweſen! Napoleon hatte das Uebergewicht der romaniſchen Raſſe in der Politik erſtrebt, und die Vormacht dieſer Raſſe war Frankreich. Dafür war er nach Mexiko, nach Italien gegangen, dafür hatte er bei Solferino und Magenta gefochten und Oeſterreich aus der Lombardei verdrängt. Dafür hatte er ſelbſt das Spiel gegen Bismarck gewagt. Aber England hatte das eigne Blut verraten! Rollte nicht ſeit den Tagen der Angeln und Sachſen, ſeit grauer Vorzeit Germanenblut in den Adern des engliſchen Volkes?

„Warum darüber grübeln und grimmig ſein?“ Jobſt von Steinitz raffte ſich auf.

Digitized by Google

Was kümmerten ihn, den Seemann, die Ränke der Diplomaten! Ihn rief der Kaiſer, des Reiches Großadmiral, der Hüter deutſcher Flaggenehre. Der Kurs war geſetzt. Gegen England. Der Tag war da!

Ehe der Abend ſank, war Jobſt in Wilhelmshaven bei den Kameraden. Die Nordſee, das deutſche Meer, lag vor ihm! „Hüte dich, England!“

* * *

Auf dem Hauptbahnhofe in Hamburg verließ Kapitänleutnant von Steinitz den Zug. Die Zeit des kurzen Aufenthalts genügte vielleicht, einen Kameraden zu treffen.

Vor dem Zuge ging er auf und ab, mit ſcharfem Seemannsauge das Gedränge der Reiſenden muſternd. Marineuniformen entdeckte er. Aber es waren keine Bordkameraden oder nahen Freunde darunter.

Plötzlich fiel ſein Blick auf einen Mann in einfachem blauen Düffelwams, der ihn militäriſch grüßte. Ein echtes deutſches Seemannsgeſicht mit den graublauen, durchdringenden Augen, dem kurzgehaltenen Bart und wetterbraunen Zügen. Ein Mädchen in einfachem, dunklem Mantel und Hut ſtand neben dem Seemann und trat ſtill zur Seite, als der Kapitänleutnant auf den Grüßenden zuging.

„Sie ſind es, Pederſen? Auch eingezogen?“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant! Habe mich heute in Wilhelmshaven zu ſtellen.“

„Da werden wir uns alſo wiedertreffen. Das iſt Ihre Braut?“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant! Geſina Smend, meine Braut.“

Herr von Steinitz grüßte das junge Mädchen.

Digitized by Google

Der Seemann aber ſagte einfach: „Das iſt mein Leutnant von früher, Geſche.“

Es klang wie Stolz und Vertrauen aus den wenigen Worten. Sein Leutnant! Unter dem er draußen in der Südſee an Bord gedient hatte, der treuherzige Junge von der Waterkant, der Jahre hindurch von ſeinem Fiſcherdorf auf ſeinem Ewer hinaus auf die Nordſee gefahren war, Sommer und Winter vor den Netzen gelegen hatte und nun wieder des Kaiſers Rock anzog, um unter der Flagge mit dem Eiſernen Kreuz hinauszudampfen auf die wogende See, gegen England!

„Platz nehmen!“ kam der Ruf der Schaffner.

Der Seemann reichte ſeiner Braut die Rechte: „Alſo lebe wohl, Geſche! Der Kaiſer braucht mich.“

„Geh' mit Gott, Hinrich!“

Noch ein langer Händedruck, ein ſchmerzlicher Blick des jungen Mädchens, und der Seemann ſtieg ein.

So ſchlicht ſchieden zwei Herzen, die in Treue und Liebe aneinanderhingen.

„Der Kaiſer braucht mich.“

Der Kapitänleutnant hatte das Wort vernommen. Es ging ihm durch die Seele. So ſelbſtverſtändlich war es dieſen ſtarken Menſchen vom Nordſeeſtrande, daß ſie ſich trennten, wenn der Kaiſer rief! Und doch barg ſich auch in dieſen Worten die gleiche heiße Liebe, der ſtille, blutende Schmerz, Bangen und Hoffen, wie bei allen, die der Krieg auseinanderriß!

„Der Kaiſer braucht mich.“

Jobſt von Steinitz ſchaute noch einmal aus dem Fenſter auf das Frieſenmädchen, das ſtill dem abrollenden Zuge nachſchaute. Geſche hieß ſie, wie ſo manches Fiſcherkind. Groß und ſtattlich war ſie, friſche Farben lagen auf den Wangen.

Digitized by Google

Nun winkte ſie noch einmal. Dann wandte ſie ſich ab und führte das weiße Tuch an die Augen.

Wieder eine, die alles gab für das Vaterland!

Der Zug ſchnaubte durch den trüben Tag. Ueber die Harburger Brücke. Auf der Elbe lagen Schlepper unter Dampf auf der Wacht. Müßig träumten die Segler im Hafen von langer Meerfahrt. Der Weg über die freie See war ihnen verſperrt. Draußen lauerten der engliſche Pirat und die tückiſche Mine. Der Pulsſchlag des Lebens ſtockte in den Häfen. Den Gepanzerten unter der Kriegsflagge gehörte die See!

* * *

Im Marinekaſino zu Wilhelmshaven traf der Kapitänleutnant Kameraden. Morgen ging es hinaus auf See! Jobſt von Steinitz war als Erſter Offizier an Bord des Hilfskreuzers „Reichsadler“ kommandiert und hatte ſich bei ſeinem Vorgeſetzten, dem Fregattenkapitän Fredrichs, gemeldet.

„Alſo wären wir doch wieder einmal zuſammen an Bord, lieber Steinitz!“ hatte der Kommandant ihn herzlich begrüßt. „Iſt ſchon eine Weile her, wie? Warten Sie mal! Ja, natürlich, vor Kobe war es, als ich damals abgelöſt wurde. Dachten wir damals auch nicht, daß wir die Japſen noch einmal auf der Gegenſeite finden würden! Was ſagen Sie zu der gelben Gemeinheit gegen Tſingtau? Eine Schande!“

Der Kommandant hatte ein gutes Gedächtnis. Im japaniſchen Hafen Kobe waren ſie zuletzt zuſammen an Bord des deutſchen Kreuzers geweſen. Jobſt von Steinitz wußte den Tag noch ſehr genau, an dem beim Einlaufen in den Hafen die japaniſche Kriegsflagge, die rote Sonne im weißen Felde, über dem deutſchen Kreuzer luſtig flatterte.

Digitized by Google

„Fallen Anker! Backspieren aus! Erstes Geschütz — Feuer!“ Und über die Reede von Kobe donnerte der erste Gruß des deutschen Schiffes für die Flagge des Landes, in dessen Hafen man ankerte. Einundzwanzigmal dröhnten damals die deutschen Rohre, einundzwanzigmal antwortete die japanische Salutbatterie. Genau, wie es die seemännische Höflichkeit forderte. Damals hatten die deutschen Seeoffiziere noch die „Satsuma“ unter die Gläser genommen, das Flaggschiff des japanischen Admirals Togo. An Steuerbordseite des deutschen Schiffes ging einer der neuen großen amerikanischen Panzerkreuzer vor Anker. Die „Kalifornia“ war es gewesen. Und dann war das japanische Boot mit dem Komplimentieroffizier gekommen, und der kleine gelbe Kerl in Marineuniform stieg das Fallreep herauf, wurde vom Wachthabenden empfangen und zum Kommandanten geleitet. Kurz nach dem Japaner kam der Amerikaner in einer schlanken Gig. Alles nach Seemannsbrauch, und hernach fuhr der Erste Offizier des deutschen Kreuzers hinüber zum Japaner und Amerikaner und tat die gleichen Fragen: „Woher? Wohin? Wie lange wollen Sie bleiben?“ Und was der Höflichkeiten mehr waren. Nun würden die Granaten hinübersausen, wenn ein Deutscher dem Japaner begegnete!

Eine kleine Viertelstunde tauschten die beiden Herren an Bord des „Reichsadlers“ ihre Erinnerungen von der Kreuzerstation in den ostasiatischen Gewässern aus. Dann trennte sie der Dienst. Am Abend wollten sie eine Stunde im Marinekasino sein. Vielleicht zum letzten Male!

* * *

„Nun sagen Sie, lieber Steinitz, wer hat Sie hergekarrt?“ begrüßte Oberleutnant Michels den Kameraden. „Ich denke, Sie wimmeln bei den Botokuden oder andern interessanten

Digitized by Google

Herrſchaften im tiefſten Urwalde umher oder ſuchen die verborgenen Schätze der Inkas."

„Sehr einfach. Bin bis Madeira mit dem Lloyddampfer und dann mit der ‚Regina Elena' nach Genua gekommen."

„Na, ſo einfach iſt das nun gerade nicht! Sie konnten geradeſo gut eine längere Sommerfriſche als engliſcher Gefangener in Gibraltar oder auf Malta genießen."

„Oder auf Ceylon," miſchte ſich ein Oberſtabsarzt ins Geſpräch. „Meinen armen Jungen haben die Engländer nach Colombo gebracht."

„Was? Den Privatdozenten?"

„Jawohl! Er hat ſtudienhalber Kleinaſien bereiſt. Ein engliſcher Kreuzer brachte vor Smyrna den Dampfer auf, mit dem mein Hans heimkehren wollte; man ſetzte ihn als deutſchen Wehrpflichtigen zunächſt in Malta feſt, und von da iſt er nach Ceylon weitergeſchafft worden."

„Gott ſtrafe England!" ſagte Kapitän Fredrichs, hob ſein Glas Pilſner und trank den Kameraden zu.

Wenn ſie ſonſt im Kaſino ſaßen, drehte ſich das Geſpräch um die Dinge des dienſtlichen Lebens, um Beförderungen, Manöver und Kommandos. Und wenn ſie lange genug oben im Saale geſeſſen hatten, an deſſen Wänden manches Andenken von langer Seefahrt hing, ſo gingen die ganz Seßhaften wohl noch ins Kneipzimmer zu ebener Erde, um ein ganz trautes Beiſammenſein hinter dem Schoppen zu feiern.

Beſonders, wenn das Manöver vor der Tür ſtand und das Geſchwader an der Mole und auf der Reede lag.

Jetzt ſaßen ſehr ernſte Leute an der Tafel, denen es nicht um den Schoppen und die fröhliche Stunde zu tun war, die aber den letzten Abend nicht ohne gute, kameradſchaftliche Geſelligkeit verſtreichen laſſen wollten.

Digitized by Google

Wenn sie erst auf der Brücke und im Turm standen, wenn es hinausging in See, trug jeder ja sein Totenhemd.

„Immerhin hat es Ihr Sohn wärmer als die armen Kerls, die in England selber gefangen sitzen," suchte ein Kamerad den Oberstabsarzt zu trösten.

„Ein Skandal! Eine Niederträchtigkeit!" pflichteten andre bei. „Und diese Leute haben wir als gleichwertige Kameraden all die langen Jahre behandelt! Gott strafe England! Sie haben recht, Kapitän Fredrichs!"

„Ich habe heute einen Kameraden vom Seebataillon gesprochen. Unsre Leute in Belgien haben Großartiges geleistet. Wenn man bedenkt, wie scheußlich es ist, als halbes Amphibium im Wasser herumzupatschen und in nassen Schützengräben wochenlang zu liegen! Lieber bei Nordwest mit Hagel auf Fahrt um Skagen auf Torpedoboot!"

„Sage ich auch! Uebrigens scheint den Herren von der Gegenpartei doch unser letzter Besuch im Kanal auf die Nerven gegangen zu sein. Nun wollen die glorreichen Herren der Ozeane schon die eignen Fischerboote sämtlich auflegen*). Kein Fischer soll mehr auf den Fang fahren. Natürlich, weil angeblich die verdammten Deutschen auf Fischerbooten unter englischer oder holländischer Flagge Minen legen und andre Niederträchtigkeiten verüben, die nach göttlichem und menschlichem Recht eigentlich nur England zustehen. Man verzichtet in London also lieber auf den Fisch zum Frühstück."

„Was viel heißen will. Denn John Bull ist immer ein gefräßiger Patron gewesen. In jeder Beziehung. Und er hat stets einen guten Appetit und eine gesegnete Verdauung gehabt."

*) Seemännischer Ausdruck für „außer Dienst stellen".

Digitized by Google

„Na, die braven Iren servieren den lieben Freunden an der Themse vielleicht einen ganz besonders geräucherten Hering.“

„Wird verflixt nach Pulverdampf schmecken, meine ich.“

„Oder Lord Fisher, der uns selber samt unsern Kähnen am liebsten zum Frühstück verschlänge, beschäftigt seine Leute an Bord von His Majestys Dreadnoughts und Invincibles und andern Riesenschlurren*) mit Schellfischangeln oder Heringsfischen. Mangels andrer strategischer Tätigkeit.“

„Die Kerle stecken die Nase nicht mehr heraus aus Portsmouth, seitdem ‚U 9‘ ihnen im Kanal so unverhofft an die Spannähte kam. Ich möchte das Gesicht des ehrenwerten Herrn Churchill gesehen haben, der uns mit seinen törichten Brandreden schon längst in Grund und Boden gefeuert hat. Und erst bei der Geschichte in Dover, als der erste deutsche Fliegerleutnant hinüberfurrte. Ueber Dover! Man denke! Ueber die geheiligte Pforte Englands!“

„Ja ja, der Segen kommt von oben, sagten wir als junge Dachse, wenn der Alte uns eins auf den Hut gab.“

„Man hätte den Herren Vettern jenseits des Kanals längst von oben anders kommen sollen!“ sagte ein älterer Herr. „Aber man ist ihnen leider zu sehr von unten gekommen. Wenn ich an den letzten Flottenbesuch in Kiel denke! An diese niederträchtige englische Heuchelei! Und durch unsern Kaiser-Wilhelm-Kanal durften die Halunken noch heimdampfen, damit sie das ganze Panorama auch gründlich genießen konnten! Na, meine Weisheit schweigt in Ehrfurcht.“

„Ja, man hat die englischen Vettern eben immer mit den eignen ehrlichen Augen angesehen. Und Ehrlichkeit ist in

*) Schlurre = seemännischer Ausdruck für Kriegsschiff.

Digitized by Google

den Augen der Herren drüben Dummheit, die auszunützen sie geradezu dienstlich verpflichtet sind."

„Kinder, laßt die Politik! Auf die Kameraden draußen wollen wir lieber einmal trinken!"

„Gewiß! Fredrichs, tun Sie den Spruch!"

Kapitän Fredrichs erhob sich. Er galt als Meister des kernigen Wortes, der das Ding beim rechten Namen nannte.

Zögernd, fast tastend begann er.

„Er nimmt erst die Peilung*)," nannten das die andern.

Dann aber geriet er in Feuer. Mühelos formte er die Sätze. Und wenn er blitzenden Auges zum Schluß kam, riß er die andern unwiderstehlich mit sich.

„Den Kameraden draußen soll es gelten. Auf allen Meeren, wo ein deutscher Kiel die Wogen furcht. Den Glücklichen, die auf freier See den Feind suchen und fassen dürfen. Die nicht mit fiebernden Pulsen und heißem Herzen auf den Tag warten müssen, da vom Flaggschiff das Signal zum Angriff weht. Zerknabberungstaktik heißt das System des Abwartens, des einzelnen Angriffes, der fortgesetzten Schädigung. Es muß wohl das Rechte sein. Aber das Rechte ist nicht immer das Erwünschte! Wie lange haben wir auf den Tag gebrannt, da es im Geschwader hinausgehen soll gegen den Feind, da England im offenen, ehrlichen Kampf zeigen soll, ob Nelsons Geist lebendig geblieben ist unter seinem Wimpel: ‚England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tut!'**) Und für uns heißt es in diesem Kampfe: Die deutsche Flagge ist Herr auf Nord- und Ostsee oder es gibt keine deutsche Flotte mehr! Lieber rosten auf Meeresgrund als im Hafen

*) Den Ort eines fahrenden Schiffes bestimmen.

**) Das war das Signal Nelsons beim Beginn der Schlacht bei Trafalgar.

Digitized by Google

verfaulen! Glücklich darum die Kameraden draußen, die nicht auf Englands Panzer mit Grimm und Groll zu warten brauchen! Glücklich alle, die gegen die Feinde unsrer Flagge das Rohr richten und den Torpedo senden dürfen! Denkt an Libau! Den Russen traf jeder Schuß ins Leben. Denkt an die ‚Goeben' und ‚Breslau'! An die Kameraden, die erst Frankreichs Bollwerke an der algerischen Küste beschossen und nun unter dem Halbmond den Russen im Schwarzen Meere über den Hals gekommen sind! Denkt an unsre Kreuzer auf dem Indischen Ozean und im Stillen Meer!

Jeder von ihnen weiß, daß der Tod ihn jagt. Aber keiner fürchtet ihn! Wer die Furcht kennt, ist kein deutscher Seemann! Nur eine Furcht gibt es für ihn: Nicht heranzukommen an den Feind! Davor bewahre uns Gott! — Den Kameraden draußen gilt unser Spruch. An Indiens Küste, auf wogendem Ozean, angesichts der ragenden Kordilleren Chiles, im Südatlantik — überall liegen sie auf der Lauer und jagen das Wild, wo sie es treffen. Und wir beneiden sie. Auch wenn sie das Geschick ereilt, wenn sie mit dem letzten Hurra auf Kaiser und Vaterland zur Tiefe fahren. Ihnen kränzt das deutsche Volk das Ehrenmal mit immergrünem Lorbeer. Teurer kann ein Mann sein Leben nicht hingeben, als wenn er es einsetzt im ungleichen Kampf für das Höchste. Und wenn unsre Kameraden draußen nicht nur zu kämpfen, sondern auch zu fallen wissen, so sind wir eines Geistes mit ihnen. Denn nicht die Zahl der Schiffe, auch nicht die Stärke der Panzer und Geschütze machen die wahre Flotte, sondern der Geist! Und auf diesen tapferen, frohen deutschen Seemannsgeist wollen wir trinken. Er ist der beste Kamerad draußen, wenn die ganze Welt gegen uns steht! Er steht bei den Unsern auf der Brücke, wenn sie jagen und

Digitized by Google

gejagt werden. Und geht's auf die letzte Fahrt — was iſt da weiter! Sie tun ihre Pflicht. Wie wir alle. Und niemand in der Welt wird einem deutſchen Seemann nachſagen, daß er das Leben höher geſchätzt hat als die Pflicht! So haben wir's gelernt vom erſten Kadettentage an. So wollen wir's halten, bis der Tod uns ablöſt auf der Brücke! Wenn es acht Glaſen ſchlägt, muß jeder ſeine Wache gehen! Niemand weiß, wann es ihm ſchlagen wird. Aber jeder weiß, daß die Kameraden auf ihn ſehen! Das wiſſen ſie auch draußen, und wir grüßen ſie nach alter Kameraden Weiſe: Die Kameraden auf See und Fahrt, ſoweit ſie wogt und geht — Hurra!"

* * *

Der „Reichsadler" brauchte nicht lange auf Segelorder zu warten. Durch die Nordſee um die Nordküſte Schottlands, um die Orkney- und Shetlands-Inſeln herum ſollte der Kurs in den offenen Ozean gehen. Die Verbindung der engliſchen Häfen mit Kanada zu ſtören, war die Aufgabe. Dazu war der „Reichsadler" beſſer als mancher Kreuzer der aktiven Marine. Schnell in der Fahrt, in der Form ſelbſt Handelsdampfer, nur mit leichter Artillerie beſtückt, konnte er fahrende Handelsſchiffe lange täuſchen und die fliehenden leicht einholen. Bisher war der „Reichsadler" ſelbſt auf die nordamerikaniſche Fahrt gegangen. Wer das ſchöne, große Schiff gekannt hatte, lobte es als zuverläſſig und ſchnell. Nun waren die Salons zu Meſſen für Offiziere und Ingenieure, die Kabinen zu Kammern, das Zwiſchendeck zu Mannſchaftsräumen umgewandelt. Auf dem Promenadendeck, wo ſonſt die Reiſenden luſtwandelten oder im Langſtuhl träumten, waren die Bordgeſchütze eingebaut, und Maſchinengewehre lauerten

Digitized by Google

vom Bootsdeck. Statt der Farben Bremens und des Lloyd, dem das Schiff gehört hatte, flatterte nun die Kriegsflagge des Reiches vom Mast. Der „Reichsadler“ gehörte zur Kaiserlichen Marine.

Kapitän Fredrichs hielt mit seinem Ersten Offizier Rat im Kartenzimmer. Ueber die Pläne der Nordsee gebeugt, überlegten beide den Kurs. An der englischen Küste lauerten Torpedoboote und Minen. Im weiten Bogen um die Nordspitze Schottlands zu gehen, war das sicherste. War der „Reichsadler“ erst im offenen Ozean, so stand seine Sache nicht schlechter als die der Kreuzer auf allen Meeren. Er war heute Jäger und morgen Wild. Und wenn er einem feindlichen Kreuzer oder Linienschiff in die Hände fiel, war er verloren. Das wußte jeder an Bord, vom Kapitän bis zum Matrosen. Aber keinen focht das an. Dazu dampfte man unter Kriegsflagge. Eine Vergnügungsfahrt sollte das nicht sein!

„Wenn wir nur der englischen Flotte nicht gerade in den Hals laufen!“ meinte Kapitän Fredrichs. „Kein Mensch weiß, wo sie liegt. Wenn wir Glück haben mit dem Wetter, kommen wir durch.“

Kapitänleutnant von Steinitz sah nach dem Barometer. „Das Glas fällt, Herr Kapitän. Wir werden wohl Nebel haben, wenn wir Helgoland vorbeilaufen.“

Die beiden Herren sahen einander an. Sonst war der Nebel der heimtückische Feind des Seemanns. Wenn seine weißen Schwaden sich langsam auf die Wogen senkten und alles einhüllten, wenn die dumpfen Töne der Dampfheuler warnten, wenn die Sirenen der Kriegsschiffe gellten: Achtung!, so war jeder auf der Hut. Aus dem gespenstischen Dämmer konnte jede Sekunde der Schattenriß eines Schiffes auftauchen. Und dann —

Digitized by Google

„Wir fahren, Herr von Steinitz! Auch bei Nebel. Geben Sie die nötigen Befehle! Kurs zunächst auf Bergen. Im Notfall schlüpfen wir in die norwegischen Schären. Aber der Nebel soll diesmal unser Freund sein. Haben Sie den Lotsen schon an Bord?“

„Jawohl, Herr Kapitän. Wir haben übrigens auch den Bootsmann Pedersen an Bord. Der kennt jeden Winkel an der Küste hier und ist als Fischer seit Jahren gefahren. Auch mit Geestemünder Fischdampfern bis Island. Der findet auch im dichsten Nebel den Kurs.“

„Sehr gut. Ist das der Hinrich Pedersen, der auf der ‚Prinzeß Irene‘ war?“

„Derselbe, Herr Kapitän.“

„Ein zuverlässiger Mann. Wollen wir im Auge behalten. Auch für später. Ich danke Ihnen, Herr von Steinitz.“

Das war der Dienst. Als Erster Offizier des „Reichsadlers“ hatte Kapitänleutnant von Steinitz alle Verantwortung auf den Schultern. Auf ihn sah alles. Für ihn gab es keine ruhige Minute. Der „Erste“ war in den Augen der Besatzung für alle Dinge da.

Von der Mole aus ging der „Reichsadler“ in See.

„Bei der Milchsuppe!“ hieß es in den Batterien. „Ich danke!“

Der Nebel kroch heran, als der Hilfskreuzer in der Nordsee war. Sonst heulten die warnenden Signale über die verschleierten Wellen. Totenstille lag jetzt auf dem Meere. Nur das rastlose Arbeiten der Schiffsschrauben rauschte im aufgeworfenen Kielwasser.

Im Kartenzimmer wurde der Kurs scharf nach dem Kompaß eingestellt. Auf der Brücke stand der Wilhelmshavener Lotse. Neben ihm und dem Wachthabenden war Bootsmann Pedersen

Digitized by Google

oben. Was tat es nun, daß die Fahrzeichen entfernt und die Feuerſchiffe eingezogen waren, die ſonſt den Seefahrern den Weg aus Weſer und Elbe in das offene Meer wieſen! Der Nebel hüllte alles ein.

Jetzt galt es, ſcharf Kurs halten! Nicht einen Strich durfte das Steuer abfallen! Oder man ſaß auf dem Sande, ehe der „Reichsadler“ die Schwingen zum erſten Stoß auf den Feind breiten konnte.

Von Helgoland keine Spur! Nur die weißen, wogenden Nebelſchwaden ringsum. Matt ſtahl ſich der Schein der Sonne wie abgeblendetes Licht von der holſteiniſchen Küſte heran. Aber keiner murrte über den ziehenden und wogenden Nebel, das trübe Licht und die ſtumme Fahrt. Nur erſt heraus ſein aus dem gefährlichen Fahrwaſſer der Nordſee! Wenn erſt der Ozean vor ihnen lag, würde die Sonne wieder luſtig auf den blauen Wogen blinkern und tanzen und das Meer frei ſein für frohe Fahrt! Jetzt hieß es, ſich hinausſtehlen! Leiſe auf den Anſtand ſchleichen wie ein Jäger.

Aber tauſend Augen bohrten ſich in die weiße Wand. Tauſend Ohren horchten hinaus in das Klatſchen und Wogen der See.

Wie ein Schlag ging es einmal durch die Beſatzung. Die Umriſſe eines Schiffes tauchten auf. Aber ſie verſchwanden wieder im Nebel. Ein Däne oder Schwede taſtete ſich nach Hauſe. Kein Feind!

An den nordfrieſiſchen Inſeln entlang, an Jütlands Strand hin nahm der „Reichsadler“ vorſichtig ſeinen Kurs. Im Skagerrak war er beſonders auf der Hut. Durch Funkſpruch war gemeldet, daß engliſche Kreuzer dort vor Tagen gedampft ſeien. Man wußte, daß England mit dem Gedanken ſpielte, die Fahrt durch Sund und Belt zu erzwingen, die das neutrale Dänemark verweigerte.

Digitized by Google

Aber einförmig kamen und gingen die Wogen der Nordsee. Die Nacht sank. Kein Leuchtfeuer grüßte wegweisend durch die wogende, wolkige Nebelhülle. Erst als der junge Tag kam, fiel mit einem Schlage die weiße Wand. Die starre Schärenküste Norwegens stieg aus der Tiefe.

Heringsfischer lagen vor den Netzen. Die grünen Glaskugeln, die als Schwimmer die Garne straff hielten, tanzten lustig auf den Wogen. Weit und breit keine Kriegsflagge.

Erst vor Bergen tauchte ein norwegischer Kreuzer auf. Signale wurden gewechselt. Der „Reichsadler" lief zu kurzer Rast in den Hafen ein. Ein englischer Frachtdampfer ging gerade in See, als der Salut vom deutschen Bord kam. Norwegens Flagge zu Ehren.

„Schade!" sagte Hinrich Pedersen, der dem rußigen Engländer nachsah. „Der hätte uns einen halben Tag eher begegnen müssen!"

„Es gibt noch genug davon!" tröstete ihn der Erste Offizier, der gerade auf die Brücke kam.

Am Abend war der „Reichsadler" wieder klar zur Fahrt. Hinaus gegen den Feind! Hinaus aufs unendliche Meer!

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Gräfin Anaſtaſia wünſcht dringend Ihren Beſuch. Baronin Woronzew-Daſchkij.“ Das kurze Telegramm hatte den Grafen Anton Kozniewski in dem Augenblick erreicht, als er ſich dem Johanniterorden zur Verfügung ſtellte und für ſein Majorat Wola in Poſen alle Vorkehrungen zur Einrichtung eines Lazaretts getroffen hatte. Keine Stunde zögerte er, nach Suchow jenſeits der oſtpreußiſchen Grenze zu eilen. Gräfin Anaſtaſia, ſeine betagte Mutter, war offenbar in Gefahr. Vielleicht ſchwer erkrankt. Sie hätte ſonſt dem Sohne die Reiſe mitten in der Kriegszeit nicht zugemutet.

Ueber Thorn und Gumbinnen ging es. Mit den erforderlichen Ausweispapieren verſehen, fand Graf Kozniewski keine Schwierigkeiten auf dem Wege als ſolche, die der Krieg ſelber geſchaffen hatte. Je weiter er nach Oſten kam, um ſo ſchwerer war es, vorwärtszukommen. Aber die deutſchen Truppenteile ſicherten wenigſtens den Weg vor Ueberfall und Mord.

Nun lag das letzte deutſche Etappenkommando hinter ihm.

„Seien Sie vorſichtig, Herr Graf!“ hatte der deutſche Ortskommandant in dem kleinen ſchmutzigen Neſt auf ruſſiſchem Boden gewarnt. „Verſprengte Koſaken ſind immer noch gemeldet.“

Nun klingelte das Dreigeſpann vor dem Schlitten durch die Straßen. Vor den niedrigen Holzhäuſern ſtanden die

Digitized by Google

Einwohner und sahen neugierig dem Fremden nach, der in seinem warmen Pelz, die Mütze tief in Nacken und Stirn gezogen, sich hinaus traute ins offene Land, wo keine Seele sicher war. Aber Graf Anton verließ sich auf seine Kenntnis der russischen Sprache und seine Bekanntschaft mit den maßgebenden Personen des Gouvernements.

„Fahr' nur zu, Pietrek!" befahl er dem Kutscher, wenn dieser die Zügel anzog und mißtrauisch die Dörfer am Wege musterte. Sie waren meist wüst und leer. Frischer Schnee bedeckte alle Spuren des Krieges. Zweimal waren deutsche und russische Truppen durchgekommen. Die Flammen hatten verzehrt, was der Soldat gelassen. Nun hüllte die weiße Decke die brandigen Trümmer, die zerschossenen Hütten und verkohlten Wände.

Die Wege waren frosthart. Noch vor einer Woche von den Kanonenrädern und schweren Wagen der Munitionskolonnen zerfurcht, boten sie nun unter der Schneelage glatte Bahn.

Der Himmel war hellblau, von einem feinen gelbroten Streifen am Sehkreis gesäumt. Krähenschwärme zogen den Weilern und Flecken zu. Die Kälte würde anhalten.

Wenn der Weg frei blieb, war Graf Anton mit der sinkenden Sonne in Suchow.

Wie lange war er nicht dort gewesen? Volle zwei Jahre. An der Riviera hatte er zuletzt die Mutter getroffen. Solange die alte Dame reisefähig war, ging sie im Winter nach dem Süden. Seit zwei Jahren war die Reise nach Italien ausgefallen. Gräfin Anastasia blieb auch im schlimmen russischen Winter auf ihrem Gut Suchow. Nach Wiesbaden hatte der Sohn sie geleiten wollen.

„Nein, danke, lieber Antek! Ich liebe Deutschland nicht. Das weißt du." Damit war der Vorschlag endgültig abgetan.

Digitized by Google

Denn so zart von Gesundheit die Gräfin war, so eigensinnig blieb sie bei ihren Vorsätzen. Nun hatte sie ihn gerufen.

Die Baronin Woronzew-Daschkij hatte das Telegramm geschickt. Wera Iwanowna Woronzew, die Witwe des Barons Woronzew-Daschkij, der als russischer Generalkonsul in Lemberg drei Jahre seiner Ehe mit der blonden Wera Iwanowna verlebt und sie als junge und reiche Witwe zurückgelassen hatte. Auf der Herrschaft Semenow, zwei Schlittenstunden von Suchow, verlebte Wera Iwanowna seitdem den Vorsommer. Sie war jetzt offenbar auch im Winter auf Schloß Semenow und hatte als Gutsnachbarin sich der Gräfin angenommen. Graf Anton war der Baronin also zu Dank verpflichtet.

Der Graf lächelte skeptisch bei dem Gedanken. Es war ihm durchaus nicht erfreulich, der blonden Wera Iwanowna verpflichtet zu sein. Er wußte sehr genau, daß in dieser Tochter einer dänischen Mutter und eines Stockrussen neben einem leidenschaftlichen Temperament eine sehr kühle Berechnung wohnte. Wenn Wera Iwanowna selbst im Winter, mitten im Kriege, Petersburg den Rücken gekehrt hatte, so hatte sie ihre Gründe. Vielleicht auch ihre Pläne. Und Graf Anton hatte nie Lust verspürt, in diesen Plänen eine Rolle zu spielen. Er hätte nicht Diplomat gewesen sein müssen, wenn er nicht wissen sollte, welche Anschauungen in Wera Iwanowna lebendig waren.

Mit der dänischen Prinzessin Dagmar hatte die Mutter Wera Iwanownas, die Baronesse Sörup, Kopenhagen verlassen, und als die Prinzessin Dagmar von Dänemark die Gemahlin des Zaren Alexander III. und die einflußreichste Frau Rußlands geworden war, blieb die Baronesse Hofdame im Dienste der Zarin, bis ihr der russische General Labetzkoj die Hand bot.

Digitized by Google

Als einziges Kind des Generals war Wera Iwanowna in den Petersburger Hofkreisen aufgewachsen, in den deutschfeindlichen Anschauungen, die von der Zarin eifrig verfochten und in Kopenhagen damals mit besonderem Eifer gegen die Politik des Fürsten Bismarck benutzt wurden. Als Tochter der unversöhnlichen Königin Luise von Dänemark, der „Schwiegermutter Europas", die ihre Töchter auf die Throne Englands und Rußlands gebracht und eine dritte dem verbissensten Gegner Bismarcks, dem Herzog von Cumberland, gegeben hatte, kannte die Zarin nur eine Richtlinie für die russische Politik: den Haß gegen Deutschland und alles, was deutsch hieß. Die Erinnerung an die Freundschaft zwischen Berlin und Petersburg unter Alexander II. war längst verblaßt. Der Oberprokurator des heiligen Synods, Pobjedonoszew, der einstige Erzieher des Zaren, Katkow, der fanatische Verfechter altrussischen Glaubens und Bannerträger des Hasses gegen alles, was von Westen über die Grenze kam, vereinigten sich mit ehrgeizigen Generalen und skrupellosen Rubeljägern, die in einem Kriege gegen Deutschland und Oesterreich das goldene Zeitalter für das „heilige Rußland" anbrechen sahen. Mit schwerer Mühe war es damals dem Fürsten Bismarck gelungen, den Frieden zu halten, trotzdem in Kronstadt und Toulon die französisch-russische Verbrüderung gefeiert wurde. Aber er blieb darum doch in den Augen der echten Russen der böse Feind, der im Frieden von San Stefano und auf dem Berliner Kongreß Rußland um die Früchte des Sieges über die Türken betrogen hatte. Nur er war nach der Ansicht der Russen schuld daran, daß in Konstantinopel nicht das Banner des Zaren wehte und die Stadt noch immer nicht „Zarigrad", die Zarenstadt, hieß!

Aber die Stunde mußte kommen! Einmal bestimmt! Solange Zar Alexander III. lebte, wurde der Friede gehalten. Der

Digitized by Google

Zar hatte genug mit Nihiliſten und Anarchiſten zu tun. Er ſcheute den Krieg, weil er die Stärke des Gegners kannte.

Als er ſtarb, der Hüne, den die Furcht vor Attentaten vor der Zeit zermürbt hatte, nahm die Zarinmutter die Zügel der Politik in die Hand. Was war Nikolaus II.? Nur ihr Sohn, dem der eigne Wille fehlte. Was wollte die Ehe des jungen Zaren mit der heſſiſchen Prinzeſſin beſagen? Die Zarinmutter blieb die Seele des Hofes. Die Ränke gegen Berlin und Wien begannen. Von London aus wurde die Regie geführt. Ruſſen und Franzoſen waren ausgezeichnete Mitſpieler in dieſem Zukunftsdrama. Das blanke Gold floß in Strömen aus den Taſchen der franzöſiſchen Sparer in die ruſſiſchen Kaſſen ohne Boden. Zweiundzwanzig Milliarden! Und wenn die Sorge um das blanke Gold in Frankreich aufkommen wollte, ſo kam die Zuverſicht der Patrioten als Prophet: „Es iſt Kriegsgeld gegen die verhaßten Deutſchen. Elſaß-Lothringen wird uns Rußland wiedererobern helfen. Habt nur Geduld. Der Zar iſt mit uns! Es wird kein Deutſches Reich mehr geben, ſobald die erſten Koſaken durch das Brandenburger Tor rücken!“ Aber die Petersburger Clique verrechnete ſich. Japan überfiel Rußland im fernen Oſten. Bei Liaujang und Mukden verbluteten die ruſſiſchen Regimenter, bei Tſuſchima verſackte die baltiſche Flotte unter den Granaten der Schlachtſchiffe des Admirals Togo. Der Deutſche Kaiſer war es, der dem verſinkenden Ruſſenzaren das rettende Tau zuwarf und dafür die verſteckte Feindſchaft der Japaner erntete. Und in Petersburg? — Man vergaß die Hilfe in der Not ſo ſchnell, wie man an der Newa alles aus dem Gedächtnis ſtreicht, was nicht in die Pläne der allmächtigen Clique paßt. Was kümmert es die Großfürſten, ob Hunderttauſende auf den Schlachtfeldern verbluten! Ob der arme ruſſiſche Bauer

Digitized by Google

gegen die Maſchinengewehre und in den Granatenhagel getrieben wird! Die Hauptſache iſt der Krieg! Der Krieg iſt das Heil!

Graf Anton hatte oft genug in Geſprächen mit Herren der ruſſiſchen Diplomatie und der Armee dieſe Darlegungen gehört. Oft genug dagegen die Gründe geſunden Menſchenverſtandes ins Feld geführt. Aber vergebens. Die Feindſchaft gegen das Deutſche Reich und Oeſterreich-Ungarn war das Glaubensbekenntnis der Diplomaten des Zaren Nikolaus II. Wenigſtens ſchworen ſie darauf. Aber ſie glaubten im innerſten Herzen ſelbſt nicht daran. Graf Anton kannte dieſe ruſſiſchen Hofleute und politiſchen Drahtzieher zu genau. Aus Ueberzeugung zu handeln, war ihnen nie eine Notwendigkeit. Solange Fürſt Gortſchakow, unter dem Bismarck preußiſcher Geſandter am Zarenhofe war, in dieſem noch ſeinen Schüler erblickte, war er Preußens Freund. Als Gortſchakow auf dem Berliner Kongreß ſehen mußte, daß dieſer Schüler ſein Meiſter geworden war, gab er aus verletzter Eitelkeit das Signal zur Schwenkung der ruſſiſchen Politik gegen Bismarck. Nicht aus Ueberzeugung oder Notwendigkeit. Und ſo hielten ſie es alle im Dienſte des Zaren, die Diplomaten im goldgeſtickten Frack, die Offiziere mit den goldenen Achſelſtücken, die Hofleute und Verwaltungsbeamten. Der Wind wehte an der allerhöchſten Stelle gegen Berlin und Wien. Alſo drehten ſich ſämtliche Wetterfahnen nach ihm, vom Palaſte des Großfürſten bis zum Strohdach des letzten Gemeindeſchreibers. Und ſchlau und hinterliſtig war dieſe ruſſiſche Diplomatie! Verſchlagen und jedes Bedenkens bar. Wo Einfluß und Geſchicklichkeit der Geſandten nicht zum Ziel kamen, halfen der Rubel und der Mord nach. Wer im Wege war, wurde weggeräumt. Mit dem Battenberger in Sofia machte man in Petersburg

Digitized by Google

ebenſowenig Umſtände wie mit Alexander und Draga von Serbien. Nie hatte die Spionage ſo geblüht als in den Jahren vor dem Kriege! Was für Gold zu kaufen war, wanderte in die Archive des ruſſiſchen Generalſtabes. Die Militärattachés des Zaren kommandierten ein wohlgeordnetes Heer von Spionen. Aber im Haag, im glänzenden Friedenspalaſte, wurde die Komödie weitergeſpielt. Der Zar, der das Menſchenrecht mit Füßen trat, der die Völker knechtete, predigte Frieden und Eintracht!

Aber in den Salons von St. Petersburg und in den Kaſinos der Garderegimenter lächelte man verſtändnisvoll dazu.

„Sie machen ſich in Petersburg auffallend ſelten, Herr Graf," hatte Wera Iwanowna den Grafen Kozniewski begrüßt, als ſie ſich im Salon des öſterreichiſchen Botſchafters beim Zaren begegneten.

„Die Luft an der Newa bekommt mir nicht, Baronin. Sie iſt mir zu ſcharf. Ich bin vielleicht zu lange im Süden geweſen, oder das Klima hat ſich hier geändert. Aber ich ſehe zu meiner Freude, daß Petersburg Ihnen außerordentlich zu bekommen ſcheint."

Wera Iwanowna war ihm tatſächlich nie ſo ſtattlich und blühend erſchienen als an jenem Abend. Aus dem ſchlanken Mädchen mit dem prachtvollen däniſchen Blondhaar und den dunklen Augen war die elegante Salondame geworden, die mit der Gewandtheit der Pariſerin die nachläſſige Grazie der vornehmen Ruſſin vereinte. An jenem Abend hatte ſie den Grafen Anton auffallend ausgezeichnet. Er war ja der Gutsnachbar von Semenow. Nach ſeiner Mutter hatte ſie eingehend gefragt.

„Ich werde den Frühling auf Semenow verbringen," hatte ſie geſchloſſen, als General Waſſilij Trugawin ihr den

Digitized by Google

Arm bot und sie zu Tische führte. Der General gehörte zu den Intimen der Großfürstenclique.

Graf Anton Kozniewski war in jenem Frühjahre nicht nach Suchow gegangen. Aber er hatte im Herbst Hanna von Steinitz in Rapallo gesehen.

Nun würde er Wera Iwanowna doch begegnen. War das Zufall?

Als Diplomat glaubte er an keinen Zufall. Als Mann auch nicht bei Wera Iwanowna.

Eine gewisse Beklemmung legte sich ihm ums Herz, wenn er an sie dachte. Schöne Frauen waren ihm nie gefährlich gewesen. Vielleicht darum nicht, weil sie ihn auszeichneten. Auf einen Flirt war es dem jungen Attachés früher nicht angekommen. Er hätte nicht Pole sein müssen, wenn er schönen Frauen aus dem Wege gehen wollte. Einmal war er verlobt gesagt worden. Damals, als er in Athen Legationsrat war. Lady Evelyn Allowan war in der Tat eine sehr schöne Frau gewesen. Aber Graf Kozniewski hatte seine Ernennung nach Bombay durchgesetzt und sämtliche Brücken abgebrochen, solange es noch Zeit war.

Selbst die Mutter hatte ihm gegrollt. „Du bist verpflichtet, eine Frau zu nehmen," hatte Gräfin Anastasia geschrieben, „und Du weichst ihnen aus, daß man in den Salons darüber bereits witzelt."

Und dann hatte er Hanna von Steinitz kennen gelernt.

Das war ihm gewesen wie der Anfang eines beglückenden, lieblichen Märchens. Kein glutheißer Hauch der Leidenschaft, der die dunkelroten Rosen verzehrender Liebe sprießen läßt. Ein stilles Gefühl der Sehnsucht nach einem unbekannten Glück. Als stehe er nach langer Wanderung plötzlich im Tor eines blühenden Gartens, in dem der Mai die Bäume mit schimmernden

Digitized by Google

Blüten bedeckt, in dem die Vögel luſtig zwitſchern und die Bienen um die zarten Frühlingsroſen ſummen. Wie eine Prinzeſſin im deutſchen Märchen war ihm das blonde Holſteiner Kind mit den lieben Blauaugen erſchienen, und hinter ihm verſank mit einem Schlage die Welt, wie er ſie bisher gekannt. Von jener Stunde an hatte er ſich das eine Ziel geſetzt: Hand in Hand mit dieſem lieben Mädchen durch einen glückſeligen Garten voll trauten Friedens zu wandeln, ſich eine neue Welt zu ſchaffen, die nur ihr und ihm gehören ſollte.

Ohne Zaudern und Bedauern hatte er den Diplomatendienſt quittiert. Was war ihm der goldgeſtickte Frack mit den blitzenden Orden! Ein Bühnenkoſtüm, das er im Spiel des Lebens mit Anſtand und Erfolg getragen und das er eilig in den Schrank hängte, als die Komödie zu Ende war. Denn als eine Komödie war ihm plötzlich dieſes Leben erſchienen, in dem er mit vielen andern ſeine Rolle leidlich geſpielt hatte. Nun ſollte das wirkliche Leben für ihn beginnen. Mochten die andern auf den Brettern bleiben, im Rampenlicht der Eitelkeit und des Ehrgeizes, unter den Lampen der Leidenſchaft und Gier. Wenn die Lichter gelöſcht wurden und das nüchterne Tageslicht unbarmherzig die Bühne und ihre Schauſpieler beſah, waren die gemalten Kuliſſen doppelt troſtlos und erbärmlich, die geſchminkten Geſichter wie tote Masken, und die ſchauende Menge hatte ſich verlaufen. Das war der Schluß dieſer Komödie, und wer darin bis zum Ende ſpielte, ſah hinterdrein in den troſtloſen, gähnenden Raum.

Das war das Ende alles Haſtens und Jagens, aller Leidenſchaft und Ränke. Er war gegangen, aber Wera Iwanowna ſpielte ihre Rolle weiter. Wollte ſie ihn wieder locken in die Welt des Scheins? — Sie kam zu ſpät! Wer zwiſchen blühenden Beeten und unter ſchattigen Bäumen wandelte, trug

Digitized by Google

kein Verlangen wieder nach gemalten Palmen und Rosenhecken auf dürrer Leinwand.

Aber ein Frost konnte auch den blühenden Garten vernichten! Wie häßlich und kahl entlaubte Bäume waren!

Woher kam ihm der traurige Gedanke? Die stumme Oede um ihn her war wohl schuld daran. Und er befahl kurz und drängend: „Schneller fahren, Pietrek!“

Die Peitsche sauste, und die Pferde flogen dahin, daß ihnen der Schaum von den Stangen flockte. Je eher er nach Suchow kam, desto besser war es. Auch wenn Wera Iwanowna dort wartete!

* * *

Wera Iwanowna war nicht in Suchow, als Graf Anton Kozniewski aus dem Schlitten stieg.

Er achtete kaum auf den demütigen Gruß des Verwalters Rasinski, der ihn am Portal des Herrenhauses empfing.

Nur für den alten Diener, der ihm in der Vorhalle aus dem Pelze half, hatte er ein eiliges Wort: „Wohlauf, Rochus?“

Dann eilte er zu seiner Mutter.

Gräfin Anastasia saß, in Decken gehüllt trotz des lodernden Kaminfeuers, in ihrem Polsterstuhl. Ihre Kammerfrau, die alte Stanislawa, küßte dem eintretenden Grafen die Hand. Dann ging sie. Mutter und Sohn waren allein.

Der erste Blick sagte dem Grafen, daß er eine Schwerkranke vor sich hatte. Mühsam hob Gräfin Anastasia die Hand, die der Sohn ehrfurchtsvoll küßte. Mühsam flüsterte sie: „Die Heiligen seien gelobt, daß du gekommen bist, Antek!“

Eine Träne stahl sich aus dem Auge und lief über das gelbliche Gesicht, das so schmal und durchfurcht unter der weißen Haube erschien.

Digitized by Google

„Ich danke Gott, Mama, daß ich bei dir bin. Ich hätte dich nicht allein laſſen ſollen.“

„Es iſt gut, daß du gekommen biſt, mein Sohn. Ich will nicht ſterben, ohne dich geſegnet zu haben.“

Sie fuhr leiſe mit der müden Hand über ſein ſchwarzes Haar. Er kniete noch immer vor ihr. Die Rührung übermannte ihn.

„Sprich nicht vom Sterben, liebſte Mama! Der häßliche Winter iſt es, der dir weh tut. Aber der Lenz wird kommen, und wir werden glücklich ſein. Ich bleibe bei dir, bis ich dich mit mir nehmen kann nach Wola.“

Die Kranke ſchüttelte matt das Haupt. „Wola wird mich nicht mehr ſehen, mein Sohn.“

Ein heftiger Huſtenanfall unterbrach ſie. Eilig kam die Kammerfrau herein und mühte ſich um die Gräfin.

„Der böſe Huſten, gnädigſter Herr Graf! Könnte ich ihn ihr doch abnehmen! Ich will barfuß zur heiligen Mutter Gottes nach Czenſtochau pilgern, wenn die gnädigſte Gräfin wieder ruhig in ihrem Bette ſchlummern kann. Aber der Huſten! Der verwünſchte Huſten! Und der Schreck über die verfluchten Deutſchen, die wie die Wölfe ins Land gekommen ſind! — Ach, gnädigſter Herr Graf, der Krieg! Der ſchlimme Krieg! Und die Sorge und Angſt!“

Dabei küßte die Alte immer wieder die Hände der Kranken, bekreuzte ſich bei ihrem Gelöbnis und führte den Rockſaum des Grafen an ihre Lippen.

Der Huſtenanfall ging vorüber.

„Ich hoffe, Stanislawa, daß ihr rechtzeitig einen Arzt geholt habt?“

„Der Doktor aus der Stadt iſt wochenlang gekommen, gnädigſter Herr, aber er iſt geflüchtet, als unſre Soldaten

Digitized by Google

kamen. Lieber Gott — ſie haben ihm die Pferde genommen und ſchließlich ſein Haus angeſteckt. Er war ein Spion! Den deutſchen Doktor, der mit ſeinen Soldaten hier in Quartier lag, wollte ich nicht hereinlaſſen. Aber die gnädigſte Baronin befahl es. Er hat meine gnädigſte Gräfin ſicherlich mit ſeinen Tropfen vergiftet! Sie mögen ſagen, was Sie wollen!"

Graf Anton erfuhr aus den Reden der Kammerfrau, daß deutſche Einquartierung auf Suchow eine Woche gelegen und ſich vor den nachrückenden Ruſſen wieder zurückgezogen hatte.

„Die gnädigſte Baronin iſt bei uns geblieben bis heute früh. Niemand hat uns ein Haar krümmen dürfen. Sie hat den Witek mit einem Briefe an den General geſchickt. Da iſt auch unſer Militär vorbeimarſchiert. Kein Koſak hat ſich auf den Hof getraut. Der Herr General hat es verboten. Er hat in Semenow in Quartier gelegen. Die gnädigſte Baronin iſt unſer Schutzengel geweſen."

„General Waſſilij Trugawin," ſagte die Kranke mit leiſer Stimme. „Du mußt dich bei Baronin Wera Iwanowna bedanken, lieber Antek."

„Gewiß, liebe Mama. Aber ſprich nicht mehr! Es wird alles gut werden. Ich bleibe jetzt bei dir."

„Und Wera Iwanowna!"

Der Graf ſchwieg. Die beiden Worte der Mutter ließen ihn plötzlich hell ſehen.

Er trat an den Kamin und warf ein neues Scheit in die Glut. Wera Iwanowna war der gute Engel für Schloß Suchow geweſen? Ein leiſes Mißtrauen ſtieg in ihm auf. Gewiß, ihr gutes Herz mochte Wera Iwanowna getrieben haben. Die ruſſiſche Gutmütigkeit und Hilfsbereitſchaft hatte ſie vom Vater geerbt. Graf Anton war ihr dafür zu Dank

Digitized by Google

verpflichtet. Aber lieber wäre es ihm gewesen, wenn eine andre als Wera Iwanowna sich um die Mutter gemüht hätte.

Wieder legte sich die Beklemmung um sein Herz. Ein unerklärliches Angstgefühl.

Torheit! Hatte er nicht unangefochten Suchow erreichen dürfen? Waren nicht Herrenhaus und Hof unversehrt? Der Verwalter würde zwar seine Spitzbübereien der deutschen Einquartierung in die Schuhe schieben. Er würde die halbe Ernte den Getreidehändlern in der Stadt für eigne Rechnung verkauft haben, wie er es seit Jahren machte, und jetzt sollten natürlich die Deutschen alles gestohlen haben, Heu und Hafer und Roggen und alles, woraus man blanke Rubel machen konnte. Graf Anton kannte diesen sauberen Pan Rasinski, dem die Gräfin stets durch die Finger sah. Aber das Schloß stand noch wie früher. Keine Spur von Krieg und Brand war zu merken gewesen. Merkwürdig, daß Baronin Wera Iwanowna durch ein paar Zeilen die russischen Mordbrenner, die das eigne Land nicht schonten, von Suchow fernhalten konnte! Wer war dieser General Trugawin? Einer der Petersburger Militärs, die der angebeteten Schönheit zu Füßen lagen. Eine schöne Frau vermochte in Petersburg mehr als anderswo, das wußte er. Und Wera Iwanowna war nicht nur schön, sondern auch klug.

„Die gnädigste Gräfin schläft," flüsterte die Kammerfrau. Die Kranke war wirklich eingeschlummert. „Nach den Tropfen bekommt sie stets Ruhe. Aber am Morgen wird es wieder schlimm. Vor acht Tagen wollten wir nach dem Priester um das Sterbesakrament schicken, gnädigster Herr. Die Gräfin hat es aber verboten. Sie wolle nicht sterben, bevor der Herr Graf kämen. Aber der Herr Graf müssen Tee trinken und sich zur Ruhe legen. Ich wache."

Digitized by Google

Die Alte ließ nicht Ruhe, bis Graf Anton leiſe das Krankenzimmer verließ. Draußen in der Halle wartete Rochus und ſchritt feierlich mit dem dreiarmigen Leuchter vor ſeinem Herrn zum Speiſezimmer. Da war der Tiſch ſauber gedeckt, die Lampe brannte traulich, und der Samowar ſummte leiſe.

Rochus machte ein betrübtes Geſicht, als Graf Anton nur ein Glas Tee nahm und die angebotenen Speiſen zurückwies.

„Laß meinen Koffer auspacken, Rochus! Ich will ſofort geweckt werden, ſobald die Gräfin erwacht. Ich lege mich auf das Ruhebett hier.“

Rochus wagte keinen Widerſpruch. Er kannte ſeinen Herrn von deſſen Knabenjahren her. Widerrede gab es nicht bei Graf Anton. Was er wollte, war wie ein Ukas des Zaren. Auch Zureden half nicht, wie bei der alten Gräfin.

Rochus deckte geräuſchlos ab. Dann brachte er Kopfpolſter und warme Decken und legte neues Holz ins Kaminfeuer.

Lieber Gott! Da kam der gnädige Herr hundert Werſt durch Kälte und Schnee und ging mit einem Glaſe dünnen Tees zur Ruhe! Aber ſo waren dieſe vornehmen Leute!

„Gute Nacht, gnädigſter Herr Graf, und die heiligen Engel ſollen Sie ſchützen!“ —

So kam Graf Anton Kozniewski in das Haus der Mutter.

* * *

Zwei Tage war Graf Anton ſchon auf Schloß Suchow, und zu ſeiner unausſprechlichen Freude erholte ſich Gräfin Anaſtaſia ein wenig. Vielleicht war die Freude, ihren Einzigen bei ſich zu wiſſen, die beſte Medizin. Keine Stunde wich er von ihr. Nur kurzen Schlummer gönnte er ſich.

Digitized by Google

Draußen war helles Winterwetter. Die Bäume des Parkes ſtanden verſchneit. Auf der breiten Terraſſe zankten ſich die Spatzen um die geſtreuten Broſamen. Auf dem Hofe wetterte der Verwalter Raſinski mit den Knechten, als müſſe er alle Sünden wieder gutmachen. Warum war die gnädigſte Gräfin nicht gereiſt, als es noch Zeit war? Sie hätte keinen Huſten, und er hätte den gnädigen Herrn Grafen nicht auf den Hals bekommen!

Graf Anton aber kümmerte ſich nicht um den Verwalter und ſein Treiben. Nur einmal war er in den Stall gekommen und hatte nach den Pferden geſehen. Nur drei Füchſe ſtanden an Krippe und Rauſe.

„Die deutſchen Spitzbuben haben die beiden Rappen und die beiden Schecken mitgenommen!“ klagte der Verwalter. Der gnädige Herr Graf brauchte nicht zu wiſſen, daß Pan Bogumil Raſinski die Rappen rechtzeitig für gutes Geld bei Chaim Abramowitſch in der Stadt in Sicherheit gebracht hatte.

Wenn der Graf den redlichen Raſinski vom Hofe jagte, kam das Unglück noch immer früh genug. Und Bogumil Raſinski hatte unter heftigen Bekreuzungen der Mutter Gottes und den lieben Heiligen gelobt, fortan ein ehrlicher Mann zu werden. Wenigſtens, ſolange der gnädige Herr Graf auf Suchow blieb!

* * *

„Du mußt Wera Iwanowna deinen Beſuch machen,“ drängte Gräfin Anaſtaſia den Sohn. „Sie wird mich nicht eher wieder aufſuchen, und ich ſehe ſie gern bei mir. Ich möchte ſie immer bei mir haben, Antek. Ich bin ſchon geſund, wenn ich ſie ſehe.“

Da befahl der Graf den Schlitten und fuhr nach Semenow.

Digitized by Google

Die Zofe der Baronin führte den Grafen in den Salon. „Die gnädige Frau Baronin werden sofort erscheinen.“

Das schmucke Mädchen im weißen Häubchen knickste und ging. Was für ein stattlicher Mann dieser Graf war! So schlank und vornehm! Nicht wie der plumpe General mit dem Alexanderbart, der vor drei Tagen noch auf Semenow im Quartier gelegen hatte. Dieser General Trugawin war ein Bär gegen den Grafen. —

Graf Anton sah sich im Salon um. Er trug in allen Stücken die Note eines ausgeprägten eignen Geschmacks. Ein schöner Flügel stand an der Fensterseite. Auf einer Staffelei grüßten die leuchtenden Farben eines Gemäldes. Tiefes, sattes Meeresblau und schimmernder Strand. Ein Motiv von der russischen Riviera, der Krimküste bei Jalta, war es. Oft genug hatte Graf Anton dort geweilt, wenn der Hof in Livadia war und die vornehmste Petersburger Gesellschaft sich dort Stelldichein gab. Eine wundervolle Bronze stand zwischen dem Eckdiwan und dem Kamin. Der Graf ging über den großen Perserteppich, sie genauer zu betrachten. „Die Schlangenbändigerin.“ Wie der schuppige Körper des Ungetüms sich um den prachtvollen Leib des jungen Weibes legte! Wie fein der Künstler jede Straffung der Muskeln des Mädchens und das unheimliche Gleiten des kalten Drachenleibes herausgearbeitet hatte! Warmes Leben und lauerndes Verderben.

Da ging die Tür. Die Baronin bot ihm die Hand zum Kuß.

„Seien Sie herzlich willkommen, Anton Stefanowitsch!“

„Die Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, Wera Iwanowna. Tausend Dank für Ihre Aufopferung bei meiner armen Mutter!“

„Es war nur meine Pflicht. Weiter nichts. Aber ich denke, wir sitzen in meinem kleinen Salon gemütlicher. Sie werden doch eine Stunde für mich übrig haben?“

Digitized by Google

Sie führte ihn in den Nebenraum. Wie ſtolz ſie ging, und wie prachtvoll ſie in ihrem fließenden Hauskleide erſchien! Ganz matte grüne Seide, die Patten mit Silber geſtickt. Im kleinen Ausſchnitt an dem prachtvoll modellierten Halſe glitzerte an fadendünner Goldkette ein einziger großer Brillant.

„Wie entzückend es bei Ihnen iſt!“ ſagte er höflich.

Dunkle Mahagonimöbel, mit heller Seide ausgeſchlagen, hoben ſich von der lichten Tapete, in der ein Goldmuſter diskret leuchtete, und dem hellen Smyrna mit großem Roſenmuſter. Koſtbare Gobelins waren ſtatt der Gemälde an die Wände geſpannt, von prachtvollen Rahmen umgeben. Bronzen und geſchnitztes Elfenbein auf ſpinnebeinigen Tiſchen, vergoldete Taburetts mit buntem Seidenſitz, ein großes Bild der Baronin, von Meiſterhand gemalt, vor dem hohen Spiegel eine wundervolle Vaſe Meißner Herkunft, rechts und links von Watteaugruppen flankiert — das war das kokette Heim einer verwöhnten Frau.

Die Zoſe rollte geräuſchlos den Teetiſch herein und ſchob die Seidenſeſſel heran. Dann verſchwand ſie.

Die Baronin goß ſelbſt den duftenden Tee in die Chinaſchalen. Der Graf beſann ſich, daß Wera Iwanowna ſtets die ruſſiſche Sitte der Teegläſer für eine Barbarei erklärt hatte.

„Danke verbindlichſt, meine Gnädigſte!“

Sie bot ihm Karaffe und Zucker, die Konfektſchalen und den ſilbernen Kuchenkorb, und ihn überkam es wie wohliges Behagen, als ſie mit ihren zarten, weißen Händen ihm alles reichte und ihn betreute, als ſei er ein alter, lieber Freund.

Ein leichter Duft von Iris lag im Raum.

„Es iſt lange her, Anton Stefanowitſch, daß Sie mit mir Tee getrunken haben. Aber die Schuld lag nicht an mir. Sie haben keine Zeit für Ihre Freunde.“

Digitized by Google

Er nahm einen kleinen Schluck Tee. „Wir Diplomaten dürfen leider nie unſern Freunden leben. Aber das iſt nun vorbei.“

„Sie haben tatſächlich für immer den Dienſt quittiert? Schade! Ich ſah Sie ſchon am Ballhausplatz in Wien als allmächtigen Miniſter. Es müſſen ſchwerwiegende Gründe geweſen ſein, die Sie verzichten ließen.“

„Rein menſchliche, Wera Iwanowna, und das ſind immer die ſtärkſten.“

„Wollen Sie eine Zigarette? Sie müſſen freilich mit unſrer Papyros vorliebnehmen.“

Er nahm aus der Tulaſchale eine Zigarette und bot ihr ſelbſt Feuer.

Ein paar Sekunden ſahen beide dem blauen Rauch nach.

„Sie haben Einquartierung gehabt, höre ich? Es gehört Mut dazu, als Dame jetzt auf dem flachen Lande zu bleiben.“

„Nennen Sie es eine Laune! Ich hatte Heimweh nach Semenow. Sie haben es mir vorgemacht, wie man leichten Herzens auf Petersburg verzichten kann.“

„Das iſt mir allerdings nie ſchwer geworden.“

Sie heftete den Blick auf ihn. Wie dunkel und groß dieſe Augenſterne waren. Die langen, ſeidenen Wimpern gaben ihrem Blick etwas Kindliches, aber auf dem Grunde ſchlummerte die Glut.

„Ich weiß es. Man hat Sie ſtets vermißt und lange auf Sie gewartet. Im Vorjahre hieß es, Sie würden zur öſterreichiſchen Botſchaft am Zarenhofe verſetzt. Man hat vergeblich auf Sie gewartet.“

„Vielleicht wie der Fuchs auf den Haſen, Wera Iwanowna. Ich kenne meine Freunde in Petersburg,“ erwiderte er mit leichtem Spott.

Digitized by Google

„Wirklich? Mißtrauen iſt eine Tugend der Diplomaten. Ich fürchte, Sie übertreiben ſie. Man wollte Ihnen in den allerhöchſten Kreiſen ſehr wohl. Ich weiß es beſtimmt.“

„Sehr ſchmeichelhaft für mich. Ich fürchte, ich wäre dort wie der Hund ins Kegelſpiel gekommen, um mit den Franzoſen zu reden. Ich habe für das Franzöſiſche ſonſt wenig Begabung.“

„Das iſt ſehr ſchade. Um ſo ſtärker waren Sie von jeher im Deutſchen. Trotz Ihres Bismarck und ſeiner Polenpolitik. Aber laſſen wir die leidige Staatskunſt und trinken wir unſern Tee!“

Graf Anton ſchwieg. Wera Iwanowna hatte ſicher nicht ohne Abſicht geſprochen, und es reizte ihn, ſie beim Thema zu halten.

„Sie ſind Ruſſin, Gnädigſte, und ich bin Pole. Das iſt alles. Und Sie werden nie verſtehen können, daß ich nicht über dieſe Kluft hinweg kann. Beſonders in dieſer Zeit.“

Die Baronin nahm ein Stück Konfekt. Gedankenvoll ſpielte ſie mit der Seidenquaſte ihres Gürtels.

„Man muß ſich einen Ruck geben, wenn man hinüber will. Aber Sie wollten es nie. Warum nicht?“

„Das iſt nicht leicht zu ſagen. Vielleicht warnt mich das Blut. Der Pole hat von jeher zum Weſten gehört, der Ruſſe zum Oſten. Der Weſten iſt Europa, der Oſten iſt Aſien.“

Die Baronin ſah ihn mit blitzenden Augen an. „Sie wollen ſagen, der Ruſſe gehöre nicht zu Europa? Er ſei Aſiat? Dieſen Text kennen wir. Er iſt in Berlin und Wien ſeit kurzem ſehr geläufig. Aber die Wahrheit iſt, daß im Ruſſenvolke eine unverdorbene Kraft ſteckt, während Ihr Weſteuropa im Verfall iſt. Ein zweites Rom, deſſen Grenzen überflutet, deſſen Provinzen von lebenskräftigen Stämmen mit neuem, unverdorbenem Blute erfüllt werden. Einſt waren es die

Digitized by Google

Langobarden und Goten, die das vollbrachten, heute werden es die Russen sein, die über das alternde Europa eine neue, fruchtbare und lebenskräftige Kultur bringen. Und sie werden von den blutsverwandten Völkern mit offenen Armen aufgenommen werden. Sie, Anton Stefanowitsch, hängen Ihren Wagen an einen verlorenen Zug, wenn Sie es mit unsern Feinden halten. Europa wird im Zeichen des Slawentums unter Rußlands Führung stehen. In einem Jahrhundert wird das Deutsche Reich nur noch eine historische Erinnerung, eine Episode in der europäischen Geschichte bedeuten. Warum wollen Sie das nicht einsehen?"

Der Graf lächelte überlegen. „Es ist schon schwer, Wera Iwanowna, einen Mann in politischen Dingen bekehren zu wollen, bei einer Dame ist es eine Unmöglichkeit. Der Mann urteilt nach Gründen der Vernunft, die Frau verficht mit dem Gefühl und ihrem Herzen eine Ueberzeugung. Versuchen Sie aber doch, auch meinen Ansichten gerecht zu werden! Sie meinen, Europa werde im Zeichen des Russentums stehen? Wissen Sie, was das bedeuten würde? Sie kennen doch die Peter-Pauls-Festung bei Petersburg, in deren Kasematten die Leute mit eigner und unbequemer Meinung für immer verschwinden. Glauben Sie, daß man in Europa Lust nach dieser echt russischen Kultur verspürt? In diesem Europa, wo das freie Wort, die freie Meinung die Grundlage des Staatslebens bedeutet, in heißen Kämpfen erstritten, ein Erbe der Väter? Sie wissen, Gnädigste, was das administrative Verfahren hier bedeutet. Ein russischer Staatsbürger wird plötzlich aus Familie, Beruf, Umgebung herausgerissen und auf lange Jahre in die schreckliche Oede Sibiriens verschickt. Er weiß nicht, warum. Befehl von oben herab. Im Gnadenwege wird der Frau erlaubt, den Mann in die Verbannung zu begleiten und das entsetzliche

Digitized by Google

Los des Sträflings zu teilen. Hab und Gut wird eingezogen oder muß so schnell verkauft werden, daß nichts dabei herauskommt. Meinen Sie, daß Europa, dessen Staatsleben und Gedeihen auf dem Gefühl persönlicher Sicherheit und Gleichheit vor dem Gesetz beruht, Sehnsucht nach dieser Brutalität trägt, die nicht fragt, ob sie Menschenwürde und Glück zertritt, und es noch als eine Gnade ansah, als die Handschellen der Verbannten mit Lederstreifen innen benäht werden durften? Oder welche Kultur meinen Sie, Wera Iwanowna? Wohin hat das Russentum wahre Kultur gebracht? Lassen Sie mich frei und offen reden. Es ist vielleicht besser, wenn Sie mich verstehen, als wenn Sie mich bekehren wollen. Das Russentum hat jede Kultur, die es in den eroberten Gebieten vorfand, zertreten! Mit jenem fanatischen Haß, der den echten Barbaren gegen alles Höherstehende erfüllt, das er nicht selbst schaffen und begreifen kann. Muß ich Sie an Polen erinnern? An den Grafen Michael Murawjew, dessen Name noch heute verflucht wird, wo ein Polenherz schlägt? Den Bluthund, dessen Henkern die Stricke ausgingen? Oder an seinen Bruder, den Armenierschlächter, und an sein Wort: ‚Rußland kann Armenien brauchen, aber ohne die Armenier'? Sie werden sagen, das ist vor fünfzig Jahren geschehen. Aber nennen Sie das Kultur, wenn der russische Pöbel die Judenviertel der Städte stürmt und in den entsetzlichen Pogroms alle viehischen Instinkte, Raub, Mord, Gier in rauchendem Blute Wehrloser löscht? Ich könnte das Register russischer Gewalttaten ins Unendliche verlängern. Deutsche, Finnen, Polen, Ukrainer — alle hat man mit Bewußtsein brutal zertreten, ihnen gegen Treu und Glauben alte, verbriefte Rechte genommen, und auf dem Trümmerfelde zertretenen Volkstums hat man das Symbol der russischen Kultur, die Knute, aufgepflanzt, und jeder, der

Digitized by Google

daran vorübergeht, duckt ſich und zieht den Hut. Denn auf die Anzeige des Gendarmen und die Nagaika des Koſaken hat keiner Luſt. Mit friſchem Leben ſoll das Ruſſentum Europa erfüllen? Zeigen Sie mir friſches, ſchaffendes Leben im Ruſſenreiche! Sie haben ſtumpfen Gehorſam, geriebene Verſchlagenheit, diebiſche Verwaltung, barbariſche Rechtsbeugung, hungernde Bauern und ein ausgeſogenes Land, das für den Ehrgeiz einer Handvoll Leute in Petersburg unter dem Fluch brutaler Willkür ſeufzt. Und dem Deutſchen Reich weisſagen Sie den Untergang? Wera Iwanowna, ich kenne Deutſchland. Ganz genau. Ich ſage Ihnen, das Deutſche Reich wird beſtehen als ein Hort der Gerechtigkeit und der Kultur, ein Wall gegen ruſſiſches Barbarentum. Und ich bleibe jenſeits dieſes Walles. Ich hänge meinen Wagen nicht an einen verlorenen Zug! Aber ich fürchte, die Rechnung Ihrer Leute läuft auf einem toten Geleiſe, und der Sturz in die grauſe Tiefe wird folgen, vor dem es ja allen Ihren Staatsmännern im ſtillen grauſt. Dagegen ſollte dieſer Krieg helfen. Und die gedankenloſe Maſſe des Volkes haben Ihre Drahtzieher mit dem alten Mittel aufgepeitſcht. Europa, der Weſten, iſt gewiſſermaßen das Judenquartier, wo es nach Herzensluſt zu rauben und zu morden gibt. Die Ausſicht lockt den Barbaren. Aber er wird bald merken, daß im deutſchen Volke eine unüberwindliche Kraft lebt, die einſt ſogar einen Napoleon vom Throne ſtürzte. Und Sie werden wahrſcheinlich weder den Zaren noch Ihre Großfürſten mit dem erſten Napoleon vergleichen wollen. Man täuſcht ſich in Petersburg, wenn man vom Einzug in Berlin träumt. Aber die große Suggeſtion hält anſcheinend ganz Rußland in ihrem Bann, wie ſie auch in Frankreich und England allmächtig iſt."

„Welche Suggeſtion?"

Digitized by Google

„Daß das deutſche Volk eine Gefahr für die übrige Welt bedeute und darum niedergezwungen werden müſſe. Der gekrönte Hypnotiſeur iſt tot, aber die Suggeſtion beſteht weiter.“

„Sie meinen König Eduard von England?“

„Gewiß! Ihn und ſeine Gehilfen. Sie kennen ja einige von Petersburg her, Delcaſſé, Poincaré und die Kamarilla am Hofe, die ſelbſt den Zaren gewiſſermaßen unter Aufſicht hält.“

„Das dürfen Sie nicht ſagen, Anton Stefanowitſch. Die Franzoſen haben ganz offenes Spiel gemacht. Sie gaben das Geld, und wir ſtehen ihnen im Kampfe gegen Deutſchland bei. Monſieur Delcaſſé iſt ein ehrgeiziger Herr, und Herr Poincaré würde nicht nur die dreijährige Dienſtzeit, ſondern die eigne Seligkeit dem Zaren verpfändet haben, um Präſident von Frankreich zu werden. Denn er iſt es von des Zaren Gnaden. Aber mögen dieſe Männer auch ehrgeizige Streber ſein — ſie machten doch nur die Politik, die Frankreich will.“

„Darüber läßt ſich ſtreiten, die große Mehrheit des franzöſiſchen Volkes wünſchte den Frieden. Jedenfalls bin ich gewiß, daß es ſehr bald ein Erwachen aus der Suggeſtion geben wird. Und das wird entſetzlich ſein. Wir werden nicht mehr bei einer Schale Tee davon hier reden. Aber vielleicht kann ich Ihnen dann die Fürſorge erwidern, die Sie meiner kranken Mutter gewidmet haben.“

Die Baronin lächelte überlegen. „Sie malen grau in grau. Aber einſtweilen ſitzen wir ganz ſicher. General Trugawin hat mir garantiert, daß er in vierzehn Tagen wenigſtens an der Oder ſteht. Dann läge ja auch Ihr Majorat Wola auf ruſſiſchem Gebiet,“ ſagte ſie bedeutſam.

Graf Kozniewski erhob ſich. „Brechen wir dies Thema lieber ab, Wera Iwanowna. Politiſche Unterhaltungen führen

Digitized by Google

meist zu einem Mißklang am Ende. Und ich möchte Frieden mit Ihnen halten."

„Ich hoffe und wünsche es. Darf ich morgen nach Ihrer Mutter sehen?"

„Sie wird Sie segnen, wenn Sie kommen."

„Also werde ich morgen auf Suchow sein. Aber die Politik lassen wir dann ruhen. Ich habe mich heute beherrscht und Ihnen ruhig zugehört. Ein zweites Mal könnte ich es nicht. Versprechen Sie es mir?"

„Wie Sie wollen."

Er trat an einen Gobelin und betrachtete flüchtig eine Schäferszene.

„Sehr schöne Farben, Wera Iwanowna. Besonders das Türkisblau, das die gepuderte Phyllis trägt. Wie seidig es glänzt! Ein sehr schönes Stück."

„Mein Urgroßvater hat es aus Frankreich mitgebracht. Im Jahre 1814. Er kommandierte unter Wittgenstein unsre Gardedragoner."

Graf Anton lächelte. „Also auch eine Kulturerrungenschaft. Aber seien Sie nicht böse! Also morgen dürfen wir Sie erwarten."

Er küßte ihre Hand und ging. Die Baronin sah ihm nach, als sein Schlitten aus dem Tor klingelte, bis er zwischen den Kiefern des Waldes verschwand.

Dann ging sie zu ihrem Sessel und sah gedankenvoll dem Flammenspiel im Kamin zu.

„Ich bleibe jenseits des Walles, sagtest du, Anton Stefanowitsch? Nun gut, so werde ich dich zu mir herüberziehen!"

Sie trat vor einen goldgefaßten Spiegel und lächelte ihrem Bilde zu. Siegesgewiß und zuversichtlich.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Von Bergen aus war der Hilfskreuzer „Reichsadler“ mit Kurs nach Nordweſten in See gegangen. In weitem Bogen, um die Faröer Inſeln herum, hatte er den offenen Atlantiſchen Ozean gewonnen und ſpähte nun nach Beute aus.

Fiſcherboote, die vor den Garnen lagen, waren erſchreckt geflohen, als die deutſche Kriegsflagge auf den Wellen erſchien. Von den Shetlandinſeln her flog die Drahtmeldung zum engliſchen Feſtlande. Der „Reichsadler“ ſteuerte unangefochten ſeinen Kurs.

Der däniſche Poſtdampfer von Island nach Kopenhagen kreuzte ſeinen Weg. Flaggengruß wurde getauſcht. Der Däne rauſchte weiter durch die graugrüne See, heim zum bergenden Hafen.

„Das franzöſiſche Kanonenboot, das vor Reykjavik auf Island ſtationiert iſt, könnte uns in den Wurf kommen, wenn es nach Cherbourg zurückgeht, Herr von Steinitz,“ meinte Kapitän Fredrichs. „Nun, mit dem nehmen wir es allemal auf.“

Herr von Steinitz rief den Bootsmann Peterſen. „Sie waren doch letzten Sommer mit dem Geeſtemünder Fiſchdampfer oben, Bootsmann. Was für ein Franzoſe lag vor Reykjavik?“

Digitized by Google

„Kanonenboot Lavoisier, Herr Kapitänleutnant.“

„Der Pott wird sich lieber einfrieren lassen, als uns vors Rohr laufen.“

In der Tat — weder die französische noch die englische Kriegsflagge war bisher auf dem Kurse des „Reichsadlers“ erschienen.

Das Wetter war klar. Ein frischer Wind strich über die langen Wellen des Ozeans.

„Backstagswind!“*) sagten die Matrosen und klappten den Kragen ihrer Düffeljacken hoch. Die Bänder der Mützen flatterten lustig, und die See klatschte gegen die Bordwände, daß der Schaum über die Reling spritzte und durch die Speigatts wieder außenbords rieselte. Möwen strichen mit lautem Schrei und pfeifendem Flügelschlag um das rastlose Schiff. Unaufhörlich ging der Pulsschlag der Maschinen und die wirbelnde Drehung der Schrauben. Vorwärts! Vorwärts!

Am Ausguck spähte der Posten mit Falkenblicken nach dem Feinde. Von der Brücke suchte das Glas des Wachthabenden. Auf Deck wurde Dienst getan. Am Geschütz exerziert, mit dem Gewehr, Instruktion gehalten und geturnt. Genau wie in Friedenszeit. Aber Offiziere und Mannschaften waren sprungbereit. Auf das erste Signal wußte jeder seinen Posten. Hinter den Panzerschilden der Geschütze, bei den Maschinengewehren auf dem Bootsdeck, an den Munitionsaufzügen, im Lazarett; und unten im Maschinenraum gingen die Blicke des Wachthabenden auf die Signaltafel.

Aber wenn der Dienst vorüber war, wenn die Freiwache auf der Back ihre Pfeife rauchte und auf das weite Meer hinausblickte, flog die Erinnerung zurück in die Heimat. Oft

*) „Backstagswind“ ist der für die Fahrt günstige.

Digitized by Google

genug richteten sich die Blicke zu der schwirrenden Antenne der drahtlosen Station an Bord, die Tag für Tag die Meldungen gab, die von Norddeich oder Nauen kamen. Und wenn sie von blutigen Schlachten am Yserkanal und in Polen berichteten, fügte einer hinzu: „Ich habe auch einen Bruder dabei!", und der andre machte ein nachdenkliches Gesicht: „Hans Jörnsen steht auch beim Seebataillon und hat vier Kinder daheim."

Zum Schluß aber waren alle einig: „Gott strafe England!", und die scharfen Seemannsblicke gingen wieder übers Meer voll Haß und Rache, ob sie einen fetten englischen Vogel erwischen möchten, auf den der „Reichsadler" mit scharfen Fängen stoße!

Der Winter ließ auf sich warten. Regenböen huschten wohl grau über das Meer. Aber noch blinkten die Eiszapfen nicht von Wanten und Spieren.

Im Logis, dem Mannschaftsraum, saß die Freiwache am Abend. Der Teekessel war in der Kambüse frisch gefüllt, die Pfeifen dampften. Das war die gemütlichste Stunde am Tage.

„Spiel' eins auf, Tedje!" sagte der Bootsmann, und Tedje Bankemann, den sie an Bord des „Kormoran" draußen in Ostasien den Schorenlooper*) getauft hatten, weil er nie oft und eilig genug an Land flitzen konnte, nahm die Ziehharmonika.

„Wat sall ick speelen?" fragte er behaglich.

„Was Schönes, alter Schorenlooper! Ein fein Lied!"

Tedje Bankemann nickte und griff ein paar Akkorde. „Aber am Schluß, da müßt ihr mitsingen, sonst ist das nix!"

„Los, Tedje!"

*) „Schorenlooper", seemännisch für „Landgänger", vom englischen Wort „shore", Küste.

BIBLIOTH DE LA VILLE DE LYON

Digitized by Google

Der Matrose begann ein Lied, wie es die Seeleute lieben. Es hatte eine klagende Melodie und ging eintönig.

Schön Antje steht am Dünenstrand,
Der Wind zaust ihr blondes Haar,
Der Wind, er heult über Geest und Sand,
Er fegt über See und saust über Land,
Wie er tat schon tausend Jahr.

„Wie er tat schon tausend Jahr," fiel der Chor ein.

Schön Antje sieht sich die Augen aus,
Das Wasser, es rauscht so hohl.
„Wir warten dein so lang' zu Haus,
Piet Gehrs, komm heim im Sturmgebraus,
Oder ewig lebe wohl!"

Ein Vogel streicht mit Schwingen bunt:
„Piet Gehrs kommt nimmermehr!
Sein Schiff, das liegt am Meeresgrund,
Wart' du noch manche liebe Stund'
Wohl am Dünenstrand am Meer!"

„Soll warten ich auch tausend Stund',
Piet Gehrs, ich harre dein.
Geküßt hat mich dein roter Mund,
Geküßt hast du mein Herz gesund,
Ohn' dich kann ich nicht sein."

Schön Antje wohl ihr Linnen wusch,
Sie nähte ihr Röcklein rot.
Die Jahre gingen hin im Husch,
Schön Antje liegt unterm Rosenbusch.
Piet Gehrs, der ist lang' tot.

Tedje Bankemann ließ sein „Matrosenklavier" noch einen schmerzlichen Seufzer tun und stellte es auf den Schemel neben sich.

Die Sänger schwiegen. Jeder dachte an eine daheim, wenn sie auch nicht Antje hieß.

Digitized by Google

„Na, Kinder, tut man nich, als jingen wir hinterm Leichenwagen!“ brach eine Stimme das Schweigen. Das war Hans Windmann, der Berliner. „Dudel doch mal 'ne andre Klaviatur, Tedje! Du biſt doch ſo 'n oller Automat. 'n Iroſchen rin — un det Orcheſter jeht los!“

Tedje ließ ſich das geſagt ſein und gab einen Tanz zum beſten. Manche Sohle klopfte den Takt leiſe mit.

Aber der Bootsmann winkte ab. „Wir wollen dem Engliſchmann lieber eins zum Tanz aufſpielen, Jungens!“

Das Wort wirkte, und jeder hatte ſeine frommen Wünſche für den Feind. Jeder wußte eine Geſchichte, in der ein Engländer ſeine Rolle ſpielte.

„Ich bin mal mit einem richtigen Engliſchmann in den Vereinigten Staaten gereiſt,“ ſagte Kaſpar Riſſe, der Zimmermann. „Den hatte ich morgens in aller Frühe bei den Milchkannen und Frühſtücksbeuteln einer ſtillen Straße in Chicago kennen gelernt. Er hatte genau ſolchen Hunger wie ich. Aber er war ein geriſſener Junge. ‚Ich ſuchte ſchon lange einen Teilhaber,‘ lachte er. ‚Das Geſchäft geht gut hier.‘ Dann gingen wir zuſammen auf die Walze. Er ſprach immer bei den Geiſtlichen vor, ganz einerlei, ob das Presbyterianer, Methodiſten, Sabbatbrüder oder —“

„Laß man, Kaſpar! Den Katalog ſchenken wir dir. Aber weiter! Ihr ſchnorrtet ſie natürlich alle kräftig an.“

„Ich traute mich nicht. Aber Jim Burke, der Engliſchmann, der verdrehte die Augen und ſeufzte jämmerlich und hatte immer eine Zwiebel im Taſchentuch, der Tränen wegen. Und richtig, er focht ſich fünf Pfund zuſammen, kaufte Patentmedizin, die er ‚Salvation Burke‘, Burkes Heil, taufte, mietete zuerſt einen Hundekarren, und dann ging es los. Später hatten wir einen Zweiſpänner mit einem Drehklavier und eine

Digitized by Google

blaue Rieſenflagge. Darauf prangten in fußhohen weißen Lettern die Worte: ‚Burkes Salvation!‘ Zunächſt hielt Jim Burke eine lange Predigt vom Jüngſten Tage und zeigte auf ein großes Bild, wo die Sterne vom Himmel den Sündern auf die Köpfe regneten wie geſchüttelte Pflaumen. Dann ſangen wir gemeinſam einen Hymnus. So ein frommes Lied —“

„Junge, Kaſpar! Das hätte ich wohl hören wollen! Du haſt ſo ſchon eine Stimme wie eine verroſtete Türangel, wenn ſie nicht geſchmiert iſt!“

„Du kannſt gefälligſt deinen Schnabel halten! Alſo wir ſangen, und das ging den Leuten an die Seele. Jim Burke hatte das heraus. Und wir hatten zugkräftige Texte! Was meint ihr wohl? Einen weiß ich noch. Der hieß: Kommt alle, ihr räudigen Sünder! Kommt alle, ihr Belialskinder! Kommt alle zu Burkes Heil! — Dann verkaufte ich Traktate, das Stück zu fünf Cents. Burke aber pries ſeine Univerſalmedizin an. Die half gegen alles. Gegen Kropf und Plattfüße, gegen Gallenſteine und Hühneraugen, nur nicht gegen Dummheit. Und die Leute kauften drauflos. Aber auf die Dauer ging das Geſchäft nicht.“

„Warum denn nicht, Kaſpar?“

„Jim Burke war wohl ein Heuchler. Das ſind die Engländer alle, wenn es ſich um fromme Sachen handelt. Aber er predigte Waſſer und hatte die Whiskyflaſche immer in der Taſche. ‚Kaſpar,‘ ſagte er eines Tages, ‚das Geſchäft geht zurück. Die Leute ſind hier zu verſtockt.‘ — ‚Nein, Ihre Naſe wird zu rot, Jim,‘ meinte ich. — ‚Das geht keinen was an. Jedenfalls glauben die Leute an meinen Katechismus nicht mehr recht. Ich habe das Geſchäft verkauft. Hier iſt Ihr Anteil.‘ — Er gab mir eine Handvoll Scheine. Das waren Goldaktien! Die hatte er als Kaufpreis von Joſua

Digitized by Google

Ribbon annehmen müſſen. Joſua war auch ſo ein öliger Schurke, eben aus Neumexiko wiedergekommen und hatte wunderbare Goldlager gefunden und eine Geſellſchaft darauf gegründet. Als ich meine Aktien verkaufen wollte, war da hinten in Neumexiko natürlich ein Erdbeben geweſen, die Goldadern waren verſchwunden, und ich konnte mit den Aktien meine Pfeife anzünden. Das war mein erſtes und letztes engliſches Geſchäft!"

„Ja, Junge, Heuchler ſind die Engländer alle," beſtätigte Matroſe Winter. „Ich bin zuletzt auf einem Kaſten von der Royal Mail gefahren und habe dieſe Brüder von ganz nahe kennen gelernt. Da waren zwei, die ganz entrüſtet waren, als ein deutſcher Kaufmann zum Zeitvertreib mit ihnen Karte ſpielen wollte. — ‚Nein, wir rühren kein Kartenblatt an. Behüte uns Gott!' — Aber hernach ſah ich die frommen Herren ganz ſchön ihr Spielchen machen. Da ſaßen ſie um den Tiſch, auf dem die Zuckerdoſe nach dem Teetrinken ſtehengeblieben war. — ‚Nehmen Sie ein Stück Zucker, Gentlemen!' ſagte der erſte von den frommen Männern. ‚Es iſt ein reiner, unverfälſchter Rohrzucker. Ohne Tinktur. Die erſte Fliege gewinnt.' — Da ſaßen ſie denn ruhig, jeder vor ſeinem Stück Zucker, ſtarr und ſteif wie ein chineſiſches Götzenbild, und warteten auf die Fliegen. Als die erſte ſich auf ein Stück Zucker ſetzte, ſagte der Inhaber ſchnell: ‚Ich bekomme den Einſatz.' Er ſtrich ihn ein, und das Spiel ging weiter. Am Schluß hatte der eine von ihnen wenigſtens fünfhundert Mark verloren. Aber Karte war ja nicht geſpielt worden!"

„Ja, ja," ſagte der Berliner, „Fliegen gibt es überall. Man muß nur den richtigen Zucker haben. Und den haben bisher die verfluchten Engländer für die deutſchen Fliegen immer gehabt."

Digitized by Google

„Stimmt, Windmann. Aber das ist nun aus! Ich hätte nichts dagegen, wenn jeder Engländer für seinen eignen Teil heucheln wollte. Aber die ganze Nation ist nicht besser. Denkt nur an die Schwarzen! Wenn im deutschen Afrika so ein Gentleman beim Schlafittchen genommen wurde, schrie die ganze englische Nation Zeter und Mord. Dabei haben sie ihre eignen Neger zusammengeschossen, wie es ihnen paßte! Woher, glaubt ihr, haben die Schwarzen am Kilimandjaro damals die neuen englischen Gewehre gegen unsre Schutztruppe gehabt? Die englischen Missionen waren natürlich unschuldig daran. Warum verschonten die Herero und Hottentotten in Südwestafrika jeden Engländer? Das war natürlich nur Zufall! Und heute brauchen wir ja nur an die Gelben zu denken, an die Japsen, dann wissen wir, was England fertig kriegt. Aber wie sagt die Bibel? Wer Wind säet, wird Sturm ernten!"

Ein Signal ging durch die Schiffsräume: „Pfeifen und Lunten aus! Ruhe im Schiff!"

„Auf der Back ist alles wohl. Laternen brennen!" sang der Mann am Ausguck des Hilfskreuzers in die stille Nacht mit heller Stimme.

„Aaahi!"*) kam es vom Wachthabenden auf der Brücke.

Kapitänleutnant von Steinitz revidierte noch einmal die Posten. Alles war in Ordnung. Die Freiwache lag in den Hängematten.

Die Nacht war frisch und sichtig. Noch lag nur das Sternenlicht auf den Wogen. Die Lichter des Himmels funkelten und glitzerten vom hohen, dunklen Firmament. Langsam

*) So lautet die Bestätigung des wachthabenden Offiziers auf der Brücke, daß er eine Meldung verstanden hat.

Digitized by Google

wiegte sich der „Reichsadler“ in der Flut, die an den Bordwänden rauschte und gluckste und vor dem scharfen Bug aufschäumte.

Kapitänleutnant von Steinitz lehnte noch in der windgeschützten Ecke am Kartenhause und rauchte. Aus Dienstgewohnheit hob er das Nachtglas hin und wieder und suchte das matt schimmernde Meer ab. Ringsum kein rotes oder grünes Licht eines fahrenden Dampfers, kein Huschen eines Scheinwerfers, kein Steigen einer Rakete. Nur das Flimmern des Sternenlichtes über den ewig rastlosen Wellen.

Wieviel schöner es war, in der Sternennacht auf der freien See zu dampfen, als sich hinzutasten durch den tückischen Nebel! Wie frisch der salzige Odem der Tiefe strich! Kalt war es, aber Jobst von Steinitz liebte die herbe, aufstachelnde Meerbrise. Sie war ihm lieber als der linde Hauch des Südens. Waren nicht auch die blonden Nordlandsrecken, die in ihren Wikingerschiffen auf das blaue Mittelmeer kamen, die Küsten brandschatzten, Städte verbrannten und unermeßlichen Raub an Bord schleppten, im Süden verweichlicht? Wo waren die Normannenreiche, einst der Schrecken der Völker, soweit das Mittelmeer wogte? Versunken und vergangen. Nur aus Trümmern zerfallener Macht grüßten sie auf Sizilien und in Apulien. Aber im Norden waren sie frisch und stark geblieben, die blonden Nordlandsrecken, die vor fast tausend Jahren über den gleichen Ozean segelten, dessen Wogen der Kiel des „Reichsadlers“ furchte; hinüber nach „Winland“, dem Strande der Neuen Welt, die ein halbes Jahrtausend nach ihnen der spanische Seefahrer dann neu entdeckte! Vor Kolumbus waren die Wikinger drüben gewesen. Der Germane, nicht der Romane, hatte die kühne Fahrt zuerst gewagt!

Im Geiste sah der deutsche Seemann die „Meerdrachen“ der trotzigen Nordlandsrecken über die Wellen ziehen. Hochbordig,

Digitized by Google

am Bug das geſchnitzte Tierbild, am Ruder den Führer, der „nie unter rauchgeſchwärzten Balken ſchlief und nie am häuslichen Feuer ſein Methorn leerte“, die Schilde der Ruderer an der Reling aufgeſtellt, ohne Deck, ſo zogen unter Segel und Ruderſchlag die „ſchaumhalſigen Wellenroſſe“, die Schiffe der Wikinger. Das alte Seefahrerblut war lebendig geblieben. Norweger und Dänen, Engländer und Schweden, alle hatten es geerbt. Auch in deutſchen Adern rollte es und drängte: Hinaus auf die freie See! Wer das Meer zwingt, hat die Welt!

Aber wie lange hatten die Deutſchen müßig am Strande ſitzen müſſen! Wo war die Reichsflotte, die ſchon Karl der Große in ſtarken Geſchwadern an der Schelde, im Aermelmeer zwiſchen ſeinem Reich und Britannien, in der Adria vor Ravenna hielt? Mit Karls Reich war ſie zerfallen. Nur noch einmal wehte die deutſche Flagge ſiegreich auf den Meeren, ſtolz und gebietend! Als die Koggen der Hanſa über Nord- und Oſtſee ihre bunten Wimpel flattern ließen, als der deutſche Kaufmann der Hanſa, bei dem ſelbſt Englands König, Eduard III., einmal ſeine Krone gegen blankes Geld verſetzen mußte, Herr in den Häfen war. Aber dann verſank die deutſche Seegewalt. Portugal, Spanien, England, Holland teilten die Welt. Auf Deutſchlands Fluren zerſtampften fremde Heere die Saaten, ſengten die Dörfer nieder und legten die alten ſtolzen Städte in Schutt und Aſche. Kein deutſches Kriegsſchiff blähte ſtolz die Segel! Wie hatte Lord Palmerſton ſpöttiſch geſagt, als der Deutſche Bund ſeine Reichsflotte ſchaffen wollte? „Die Deutſchen ſollen mit den Wolken ſegeln!“ Aber nun, da das Reich wieder erſtanden, wehte auch des Reiches Kriegsflagge wieder auf den Meeren! „Stolz weht die Flagge ſchwarz-weißrot!“

Digitized by Google

„Drei Strich an Steuerbord weißes Licht!“ rief der Ausguck von der Back zur Brücke.

„Aaahi!“ antwortete der Wachthabende.

Auch Kapitänleutnant von Steinitz hob das Glas und suchte in der gemeldeten Richtung. Richtig! Bald hob sich auch eine grüne Steuerbordlaterne über den Sehkreis.

Der Wachthabende gab dem Mann am Ruder im Steuerhause einen kurzen Befehl. Das Rad, das der Rudergast in nervigen Fäusten hielt, flog herum. Der „Reichsadler“ änderte den Kurs.

„Signalgast der Wache!“ hörte Jobst von Steinitz die Stimme des Kameraden auf der Brücke.

„Herr Leutnant!“

„Melden Sie dem Herrn Kommandanten sofort: Schiff voraus! Und purren*) Sie meine Ablösung! Wir haben zehn Minuten vor acht Glasen! Aber kwai, kwai!“**)

Kapitänleutnant von Steinitz lächelte. Das „Kwai, kwai!“ war der alte liebe Befehl von der ostasiatischen Station her. Leutnant Bender konnte es auch nie ablegen.

Der Signalgast eilte zur Kammer des ablösenden Offiziers und rief hinein: „Herr Leutnant! Zehn Minuten vor Zeit zum Verfangen!“***)

„Gut!“

Der Offizier erhob sich sofort und machte sich dienstfertig. Als die Schiffsglocke acht Glasen, Mitternacht, schlug, wechselte die Wache. Der Dritte Offizier fand auf der Brücke neben dem Wachthabenden den Kommandanten und den Ersten Offizier. Kurz wurde ihm auf der Karte Stand des Schiffes und

*) Wecken.

**) Sehr schnell.

***) Ablösen, auf Wache gehen.

Digitized by Google

Kurs gezeigt. Dann übernahm er auf der Brücke seinen Dienst. Der Bootsmann erschien oben und meldete den geschehenen Wechsel sämtlicher Posten.

Näher und näher kam der fremde Dampfer dem „Reichsadler", der mit abgeblendeten Lichtern fuhr. Immer deutlicher hoben sich drüben die Laternen über die Wogen. Nun kam auch der Mond. Sein strahlendes Licht gaukelte um die Masten und Aufbauten des Hilfskreuzers, malte tiefe, dunkle Schatten auf das Deck, glitzerte in den blanken Messingteilen, lugte in die gähnenden Schlote und Ventilatoren, in die Mündungen der stummen Geschütze und durch die Ritzen des Kartenhauses, tanzte auf der langen, schimmernden Kiellinie und blinkte auf den silbergrauen Wogen.

Nun hatte auch der Dampfer den Hilfskreuzer gesichtet. Aber er behielt ruhig seinen Kurs.

„Also ein Neutraler," sagte der Kapitän. „Schade!"

Da kam auch von der drahtlosen Station des „Reichsadlers" bald die Meldung: „Dampfer ‚Gelderland' von Neuyork nach Rotterdam."

„Aber beleuchten wollen wir den Herrn doch der Sicherheit wegen," entschied der Kommandant.

Der Scheinwerfer spielte. Sein blendender Lichtkegel huschte über die See und ließ das näherkommende Schiff gespenstisch aus der Nacht treten. Die Gläser der Offiziere suchten den Dampfer ab, dessen qualmender Rauch dick aus den Schloten kam und sich zerfetzt auf die Wogen legte.

„Es ist einer von der Holland-Amerika-Linie," erklärte Jobst von Steinitz. Er hatte die Rotterdamer Schiffe oft genug gesehen, auf der Fahrt und im Hafen.

„Ganz recht!" sagte der Kapitän. „Also lassen wir ihn mit unserm Segen ziehen!"

Digitized by Google

Der ſtreichende Lichtkegel erloſch. Der „Reichsadler" nahm den alten Kurs.

Einen Augenblick hatte Jobſt von Steinitz einen ſonderbaren Gedanken gehabt. Huſchend wie der Strahl des Scheinwerfers war er durch ſein Gehirn gezuckt. Wenn der Dampfer drüben einer der „Thames and Severn Line" wäre, der Londoner Reederei, die zum größten Teil Herrn Archibald Stanford gehörte?

Wie ein jäher Schreck war der Gedanke geweſen!

Dann würde Herr Archibald Stanford wohl vergeblich auf die Meldung warten müſſen, daß ſein großer Frachtdampfer „wohlbehalten auf der Themſe angekommen" ſei.

Aber bei Lloyds, der großen Schiffsbörſe in London, hätten ſie die Glocke läuten müſſen, und alle Makler wären dann hingeſtürzt zu dem Unglücksgeläut. Wenn bei Lloyds die Glocke klang, war ein Schiff für immer verloren.

Aber es war ein Holländer!

„Schade!" hatte Kapitän Fredrichs geſagt.

Und alle an Bord dachten wie der Kommandant. Auf Engländer und Franzoſen jagten ſie ja alle, die des deutſchen Reiches Kriegsflagge führten.

Was Herr Archibald Stanford wohl geſagt haben würde, wenn er erfahren hätte, der „Reichsadler" habe ſein Schiff in den Grund geſchoſſen? Ob er die gelaſſene Ruhe, die er ſo gern zur Schau trug, nicht doch verloren und echt engliſch geflucht hätte? Und gar, wenn er herausbekommen hätte, daß an Bord des „Reichsadlers" der Kapitänleutnant von Steinitz Dienſt tat, der mit ſeiner Tochter, Miß Ethel Stanford, ſo gut Kamerad geweſen war! In Kiel, auf Wight und Madeira!

Ob Ethels blaue Augen ihn doch nicht zürnend anſchauen würden?

Digitized by Google

Eigentlich eine ſonderbare Lage! Der deutſche Seeoffizier, der des engliſchen Vaters Tochter liebte und einſt heimführen wollte, jagte auf die Schiffe des gleichen Engländers! Jeder Schuß, den er, Jobſt von Steinitz, gegen einen Dampfer des Herrn Archibald Stanford feuern ließ, zerſchmetterte nicht nur die Bordwände des engliſchen Schiffes, ſondern auch ſeine eignen, ſtillen Hoffnungen. Denn Herr Archibald Stanford hätte ein Lamm mit Wolle ſein müſſen, wenn er gegen einen ſolchen gefährlichen Bewerber um Ethel nicht in Zorn und Wut geraten ſollte.

Aber das Schiff war ja ein Holländer geweſen. Wozu ſich den Kopf voll Hirngeſpinſte ſetzen! Lieber ſchlafen! Morgen war auch ein Tag!

Der Kapitänleutnant verabſchiedete ſich vom Wachthabenden: „Angenehme Wache, Herr Kamerad!"

„Danke! Wird bannig langweilig werden."

„Laſſen Sie mich ſofort aufſpurren, ſobald ſich etwas zeigt!"

„Zu Befehl!"

* * *

Die Trillerpfeifen der Maate ſchrillten durch Decks und Batterien: „Alle Mann klar zum Manöver!"

Im Nu war jeder auf ſeinem Poſten. Vom Heizer bis zum Kapitän. Bei den Geſchützen und Maſchinengewehren. Erwartungsvoll gingen die ſcharfen Blicke hin zu dem aufkommenden Schiffe, das in der Morgendämmerung von ſeinem Kurs ausgeſchoren war und offenbar dem „Reichsadler" zu entkommen ſuchte. Aber der Hilfskreuzer war ſchneller als das fremde Schiff. Er blieb ihm auf der Fährte und kam von Stunde zu Stunde näher. Schon waren die beiden weißen Ringe an den ſchwarzen Schloten des Fliehenden zu erkennen.

Digitized by Google

„Ein Kasten von der ‚Thames and Severn Line‘,“ erklärte der Wachthabende.

Kapitänleutnant von Steinitz entdeckte auch die Zeichen der Reederei an den qualmenden Schloten. Jäh durchzuckte es ihn. War das wirklich ein Dampfer des Herrn Archibald Stanford?

Er stand in der Backbordkuhl*) der Brücke und hob das Glas. Zwei weiße Ringe um die Schlote. Aber vielleicht täuschte sich der Wachthabende. Es gab viele Reedereien. —

Da hörte der Kapitänleutnant unten auf der Back den Bootsmann: „Jensen, du bist doch mal als Ochsensteward**) auf einem von den englischen Kästen vom La Plata gekommen! Kennst du den dort?“

„Befehl! Das ist einer von der ‚Thames and Severn‘, und ich müßte mich verflixt versehen haben, wenn das nicht die ‚City of Leith‘ ist. Ich kenne sie am hohen Achterdeck und den Schloten.“

Der Kapitän kam auf die Brücke und nahm das Fernrohr.

„Name ist noch nicht zu erkennen. Aber der Kerl soll Flagge zeigen. Bootsmann!“

„Herr Kapitän!“

Der Befehl kam, und zwei Minuten darauf flatterten vom Vormast des Hilfskreuzers die bunten Flaggen: „Wer sind Sie? Woher kommen Sie und wohin gehen Sie?“

Kurz darauf ging die dänische Flagge auf dem Dampfer hoch. Die Enttäuschung malte sich auf den Mienen der deutschen Blaujacken.

---

*) Kuhl ist das Ende der Kommandobrücke. Man unterscheidet Backbord- und Steuerbordkuhl.

**) Humoristisch für die Viehfütterer auf den englischen Dampfern, die von Buenos Aires Schlachtvieh nach London bringen.

Digitized by Google

„Ich will meinen letzten Priem genommen haben, wenn das ein Däne iſt!“ verſicherte Matroſe Jenſen ärgerlich.

„Ach was, Jenſen,“ ſchimpfte ein Kamerad, „du ſiehſt nächſtens 'ne chineſiſche Dſchunke für 'n Finkenwärder Fiſcherewer an, du fauler Kopp!“

Aber Jenſen behielt recht. Deutlich erſchienen die Buchſtaben des Namens am Bug des Schiffes: „City of Leith.“

„Der Kerl verſucht es alſo mit Frechheit!“ grollte der Kommandant. „Aber die wollen wir ihm austreiben.“

Ein neues Signal ging hoch: „Drehen Sie bei!“

Zu gleicher Zeit klingelte der Telegraph im Maſchinenraum: „Aeußerſte Kraft!“

Der Dampfer unter der Dänenflagge aber wich noch weiter aus. Das Jagen hub an.

„Junge, dem ſoll die Puſte bald ausgehen!“ lachte Signalgaſt Stoye dem Kameraden zu.

„Und wenn ſie drüben Butter und Oel in die Keſſel feuern!“ gab der zurück.

Das Jagdfieber packte die Seeleute. Wie die Augen blitzten und die kurzen Rufe von Geſchütz zu Geſchütz flogen! Wie ſie hinauflugten zur Brücke, ob das Kommando des Artillerieoffiziers noch nicht komme!

Aber noch ging die Hatz über die ſchweren Wogen des Ozeans, die ſich gegen den Bug wälzten und aufſchäumend zurückblieben, zerwirbelt von den Schrauben, daß die Blaſen und der Schaum aufſprangen und ſich wie ein zerfetztes Spitzengewebe auf die dunkle, blanke See legten. Wie der „Reichsadler“ nun unter der vollen Maſchinenkraft dahinflog, als wiſſe er, daß es den vernichtenden Stoß auf das flüchtige Wild gelt! Wie die Bordwände leiſe zitterten unter den Kolbenſtößen der Maſchinen, wie die Schrauben raſend um die Wellen

wirbelten und das Kielwaſſer zu Schnee ſchlugen! Wie der Wind in den Drähten der Antenne ſang, daß ſie leiſe ſchrillten! Wie der Giſcht über Bug und Back ſprühte, wenn das Schiff den Wellenberg hinabglitt und mit unwiderſtehlicher Gewalt ſich hob und die anrollende Waſſermaſſe ſchneidend teilte! Wie das rauſchte und donnerte, ziſchte und fauchte! Und immer eiliger, immer haſtender ſtrich der „Reichsadler" durch die Flut.

Nun hob er die Fittiche und krallte die Fänge zum letzten Stoß!

„Erſtes Backbordgeſchütz —"

Wie ein elektriſcher Schlag ging es durch die Bemannung. Nun galt's!

„— tauſendachthundert Meter!"

Wie der Verſchluß klappte! So hell und tückiſch zugleich!

Nun hob Maat Erkels den rechten Arm. „Fertig!"

„Feuer!"

Wie die kurze Stichflamme vor dem Rohre zuckte! Wie der Pulvergeruch um den Geſchützſchild ſtrich! Wie die Granate heulend hinſauſte! Zwei Sekunden ſpäter zeigte das Bootsdeck der „City of Leith" eine Lücke.

„Klack!" ſagte Maat Chriſtenſen. „Die Maulſchelle hat geſeſſen! Ob er nun klein beigibt?"

Und die „City of Leith" gab klein bei. Sie ſtoppte die Maſchinen ab und lag, ſich ſchwerfällig wiegend, vor dem Steuer regungslos in den langen Wogen des Weltmeeres, die an den Wänden des Dampfers hochleckten, aufſpritzten und grollend zurückfielen. Bootstrümmer und Korkringe ſchwammen auf dem Waſſer, als der „Reichsadler" ſich querab von dem geſtellten Engländer legte, der nun trotzig ſeine wahre Flagge vom Topp wehen ließ.

Digitized by Google

Kapitänleutnant von Steinitz ließ drei Boote zu Waſſer fieren und bemannen. Er ſelbſt führte das erſte. Taktmäßig hoben ſich die langen Riemen der rudernden Matroſen. Wie Nußſchalen glitten die weißen Fahrzeuge über die Waſſerberge. Immer größer wuchs vor ihnen das engliſche Schiff, das ſein Fallreep niederließ. Wie eine rieſige, ſchwarze Wand über der roten Waſſerlinie.

„Bug!“ kommandierte der Kapitänleutnant. Die vorderſten Duchten*) nahmen die Riemen ein und machten die Bootshaken zum Anlegen klar.

„Riemen ein!“

Das erſte Boot lag am Fallreep. Herr von Steinitz ging mit den beiden Kameraden und einigen Mannſchaften hoch. Oben am Fallreep ſtand der engliſche Kapitän. Es war ein langaufgeſchoſſener Mann, der den deutſchen Seeoffizier mit finſteren Blicken muſterte.

Ueberraſcht erkannten beide einander. Im Hauſe des Herrn Archibald Stanford hatte der Deutſche den Kapitän Mac Allan kennen gelernt. Am letzten Pfingſten auf der Inſel Wight.

„Tut mir leid, Captain,“ ſagte der Kapitänleutnant ſehr kühl, „daß wir uns ſo begegnen müſſen. Aber welcher Teufel reitet Sie, daß Sie die däniſche Flagge zeigen?“

„Jeder ſucht zu retten, was ihm anvertraut iſt. Was wollen Sie von uns? Wir ſind auf einem friedlichen Frachtdampfer, Sir.“

„Was für Ladung haben Sie?“

„Weizen und Gefrierfleiſch.“

„Man wird in London ſich einmal ohne Ihre Fracht behelfen müſſen. Laſſen Sie Ihre Beſatzung antreten!“

*) Duchten = Ruderbänke der Boote, dann auch für die Matroſen auf ihnen gebraucht.

Digitized by Google

Die Mannſchaft trat auf dem Vordeck an. Etwa fünfzig Leute, dazu die Offiziere und Maſchiniſten.

„Haben Sie Paſſagiere?“

„Nein.“

„Geben Sie mir die Schlüſſel zur Kaſſe!“

„Was? Mein bares Geld wollen Sie? Das iſt Raub, das iſt —“

„Hüten Sie Ihre Zunge! Heraus mit den Schlüſſeln!“

„Sie können lange ſuchen!“ erwiderte der Engländer höhniſch.

„Gut! Dann verſackt ſämtliches Geld mit Ihrem Schiff!“

„Was? Sie wollen mein Schiff verſenken? Ich proteſtiere! Das iſt gegen die Haager Beſtimmungen! Ich proteſtiere als engliſcher Untertan!“

„Wird Ihnen nichts nützen. Oder meinen Sie, wir ſehen ruhig zu, wie Ihr Schiff vielleicht Fleiſch und Brot für eine engliſche Brigade bringt, die gegen uns in Belgien liegt? Nein, mein Herr, für ſo naiv dürfen ſelbſt Sie als Engländer uns Deutſche nicht halten. Wollen Sie mir Ihre Kaſſe ausliefern oder nicht?“

Der Kapitän war blutrot vor Wut. Aber er gab nach. Er begleitete den Offizier und lieferte die Barbeſtände aus.

„Sie haben Glück, Sir!“ ſagte er grimmig. „Aber ich hoffe, man wird mir mein eignes Geld laſſen.“

„Bis auf den letzten Cent, Captain! Seien Sie ohne Sorge. Und nun darf ich Sie und Ihre Offiziere bitten, in meinem Boote Platz zu nehmen und mich an Bord meines Schiffes zu begleiten.“

„Das bedeutet, daß wir Gefangene ſind?“ Der Engländer wurde nun blaß. Er zitterte vor verhaltener Wut.

„Bis wir Gelegenheit haben, Sie heimzubefördern. Sonſt begleiten Sie uns bis zum nächſten Hafen, den wir anlaufen.“

Digitized by Google

„Das kann eine verdammt lange Reise werden. Aber vielleicht laufen Sie einem guten englischen Kreuzer in den Weg. Der würde Ihnen zeigen —"

„Bitte, kein Wort mehr! Ins Boot!"

Kapitänleutnant von Steinitz brachte den Kapitän, die Offiziere und Maschinisten an Bord des „Reichsadlers", während die Matrosen der beiden andern Boote das englische Schiff besetzten.

„Alle Wetter!" staunte Kapitän Fredrichs, als er die Barbestände der englischen Schiffskasse mit dem Zahlmeister prüfte. „Dreihundertachtzigtausend Mark in Gold! Offenbar Sendung für Banken. Das heiße ich einen Fang! Und nun die Kohlen herüber! Auch Fleisch können wir brauchen."

Mit Ingrimm sahen die gefangenen Engländer, wie die Stahltrossen drüben festgemacht wurden, die beiden Schiffe dicht beieinander lagen und nun Last um Last an den Stahlseilen herüberglitt an Bord des „Reichsadlers". Zuerst gefrorenes Fleisch, dann die Kohle. Die englische Mannschaft mußte fest mit zugreifen. Wo sie es nicht tat, half ein fester deutscher Puff schnell nach.

„Na, sie brauchen drüben wenigstens nicht wieder rein Schiff zu machen," sagte Maat Erkels und wischte sich den Kohlenstaub aus den Augen.

„Nee, das brauchen sie nicht. Unser Alter wird den Kasten schon ins Wasser stippen, daß er keinen Deckschlauch mehr nötig hat! Und wir haben Kohlen, Junge! Die Bunker sind voll bis obenhin."

Die englischen und deutschen Matrosen kamen von Bord der „City of Leith". Die Boote wurden wieder an Bord des Hilfskreuzers genommen und fest in den Davits verzurrt. Dann ließ der „Reichsadler" die Maschinen wieder angehen.

Digitized by Google

Eine weiße Welle ſprang vor ſeinem Bug auf und verebbte an den Bordwänden ſchäumend. Die Schrauben wühlten ſich in die See. Drüben trieb die „City of Leith“ ſteuerlos, holte ſchwer über und ſtampfte in den Wogen.

„Wie ein Sarg!“ fuhr es Kapitänleutnant von Steinitz durch den Sinn. Er ſah nach dem engliſchen Schiffsführer, der an der Reling ſtand und die Zähne zuſammenbiß.

Da kam das erſte Kommando: „Feuer!“

Die Granate ſaß gerade über der Waſſerlinie. Ein dunkler Riß ging zerfetzend durch eingebeulte Platten. Das Waſſer drängte gierig hinein.

„Feuer!“

Das zweite Geſchoß fegte gegen das Schiff, das nun nach Backbord überholte und in ſchwerer Schlagſee lag. Weißer Dampf quoll aus Deck und Luken, wirbelte aus Ventilatoren und Riſſen der Bordwände. Dicke Schwaden wie Watte und feine verwehende weiße Fahnen. Ziſchend drängte er ſich aus allen Fugen und hüllte das Deck, die Boote und Schlote in eine wallende, wirbelnde Wolke.

Der „Reichsadler“ dampfte noch eine Strecke zurück. Die „City of Leith“ lag nun mit der Reling zu Waſſer. Wie die ſchwappenden, ſchweren Wogen nun hineinklatſchten, über das Deck wuſchen und in die Lecks griffen! Wie ſie zogen und zerrten an ihrem Raube, ſchoben und hoben auf der Steuerbordſeite! Und das zerſchoſſene Schiff ſtieß den ziſchenden Waſſerdampf der Keſſel aus wie letzten Lebensodem, der dicke Qualm der Schlote erloſch. Wie ein rieſiger harpunierter Wal lag der dunkle Schiffskörper auf den Wogen.

„Da! Er verſackt! Er hat genug!“

Schwerfällig hob ſich der Schiffsrumpf noch einmal aus den ziehenden, ſaugenden, raffenden Wellen, wälzte ſich ganz

Digitized by Google

nach Backbord, daß die Schlote ins Waſſer tauchten und der Kiel ins Licht ſtarrte. Dann verſank er in der Tiefe.

„Hurra!“ brauſte es über den „Reichsadler“.

Dem engliſchen Kapitän rann eine Träne über das braune Geſicht. Seine Matroſen ballten die Fauſt. Aber ein Blick auf die deutſchen Geſchütze und Maſchinengewehre ließ ſie ruhig ſein.

Drüben aber wirbelte und kreiſte die See in einem ungeheuren Trichter, es quirlte, ſchäumte, ſchluckte und gurgelte in der Waſſerwüſte, als habe ein Ungeheuer ſeinen Fang verſchlungen. Weißer Schaum ſprang in der Mitte der Runde auf, verziſchte und glitt über das ſich glättende Waſſer. Dann kamen wieder die alten, langen Wellen des Ozeans und ſchoben ſich über das Grab der „City of Leith“.

Der „Reichsadler“ aber dampfte ſtolz hinaus auf neuen Fang. England ſollte ſpüren, daß man von ihm gelernt habe!

Am andern Tage holte er einen norwegiſchen Dampfer ein, der nach Liverpool ging, und ſetzte die Beſatzung des verſenkten Schiffes auf ihm ab.

Ohne einen Gruß gingen die Engländer das Fallreep hinab in die Boote. Aber der Haß leuchtete den Deutſchen aus jedem engliſchen Auge entgegen.

Nur Kapitän Mac Allan trat an den Kapitänleutnant von Steinitz mit einem Abſchiedsgruß: „Ich werde Miſter Stanford von dem guten Dienſt berichten, den Sie ihm erwieſen haben, Sir!“

„Tun Sie das, Captain!“

„Ich werde nicht verfehlen.“

Die Boote ſtießen ab. Als die Engländer an Bord des Norwegers waren, winkten und ſchrien ſie noch einmal herüber nach dem „Reichsadler“.

Digitized by Google

Aber der Wogengang verſchlang ihre Schreie.

„Das weiß ich auswendig, was die Kerle uns wünſchen," lachte Matroſe Windmann.

„Was denn anders als: Go to hell! Fahrt zur Hölle!" meinte Maat Erkels. „Aber wir nehmen dann noch ein paar ihrer Käſten mit!"

„Na natierlich!" meinte der Berliner. „In Begleitung fährt ſich det immer anjenehmer."

Da kam das willkommenſte Signal: Baaaken und Banken!*) Baaaken und Banken!

„Junge, den Labskaus**) haben wir ehrlich verdient. Eigentlich doch gefällige Leute, dieſe Engländer, daß ſie uns das Ochſenfleiſch noch ſo weit nachgebracht haben!" —

Das war der erſte Fang des „Reichsadlers".

*) Signal zum Eſſen.

**) Labskaus iſt ein beliebtes Gericht an Bord, aus zerſtampften Kartoffeln mit gehacktem Rindfleiſch gemiſcht.

Digitized by Google

Sechſtes Kapitel.

Der Weihnachtsabend ſenkte ſich langſam auf Schloß Suchow herab. Ueber die Gutsgebäude und das benachbarte Dorf ſpannte ſich der froſtblaue Himmel. Hinter den düſteren Kiefernwäldern ſank die Sonne blutrot. Grelle Streifen leuchtender Abendröte ergoſſen ſich über den Weſten und ließen den Waldſaum um ſo ſchwärzer hervortreten, und die weite Schneefläche glühte unter ihnen, als ſtehe ein ungeheurer Brand am Sehkreis. Krähen ſtrichen haſtig den warmen Strohdächern zu. Hundegeblaff kam durch die Stille, als ein Schlitten den verſchneiten Weg von Semenow heranklingelte. In ſeinen dicken Schafpelz vermummt, ließ der Kutſcher die Peitſche ſauſen, daß die Pferde dampften und weiße Nebel aus den Nüſtern ſtießen. Die Baronin Woronzew-Daſchkij wollte noch vor Abend auf Schloß Suchow ſein, und Pietrek ſelbſt, der auf dem Sitz hinter den klingelnden Glöckchen hockte, durfte daheim nicht fehlen, wenn der Weihnachtsſtern hell aufblitzte am dunklen Himmel. Graf Anton hatte es dem Pietrek eingeſchärft: „Daß du nicht auf Semenow zu lange herumliegſt, Pietrek! Die gnädige Baronin will den heiligen Abend bei uns feiern. Alſo ſpute dich!“

Ob er ſich beeilt hatte, der Pietrek! Oder glaubte der gnädigſte Herr Graf, der Pietrek habe Luſt gehabt, ſich von

Digitized by Google

dieſem Soldatengeſindel, das auf Semenow lag und in der Brennerei die Flaſchen nicht leer werden ließ, ſchinden und ſchaben zu laſſen? Pietrek hatte Mühe gehabt, die drei guten Füchſe am Schlitten zu halten. Wenn der Offizier nicht zwiſchen die frechen Halunken gefahren wäre und dem einen Dragoner eins übergezogen hätte, daß die Seele pfiff, ſo ſäße Pietrek wohl noch jetzt zwiſchen den Soldatenkerlen wie der Hammel zwiſchen den Wölfen! Heiliger Stanislaus! War das ein Geſindel geweſen!

Die Dämmerung lief ſchon graublau über den Schnee, als der Schlitten vor dem Herrenhauſe in Suchow hielt. Die Torflügel knarrten in den vereiſten Angeln, die Pferde ſchnaubten, und der Schlitten glitt auf den Hofraum, wo die Eiszapfen an den Dachrändern glitzerten. Stallaternen huſchten über den Hof. Ein Knecht ſprang herzu und ſchnallte den Koffer ab. Der Diener Rochus kam, wünſchte ehrfurchtsvoll guten Abend und half der Baronin aus Decken, Fahrpelz und Fußſack. Graf Anton führte den Gaſt die Stufen der Freitreppe empor, an der rechts und links kleine Tannenbäume aufgepflanzt waren. Ihr harziger Duft erfüllte würzig die Luft.

„Die Kälte beißt wie ein Wolf!“ ſagte die Baronin und rieb die froſtroten Wangen. Ihre dunklen Augen lachten fröhlich dazu. Sie war friſch wie der Wintertag, und in ihrem dunkelgrünen Mantel mit den Zobelaufſchlägen, dem Pelzbarett mit dem Reiherſtutz ſchritt ſie leicht und ſtolz neben Graf Anton durch die Halle.

Die Kammerfrau Stanislawa kam eilig herbei, küßte der Baronin die Hand und führte ſie ins Gaſtzimmer.

„Die gnädigſte Baronin werden ganz verklammt ſein. Mein Gottchen, es iſt kalt, daß die Sperlinge aus der Luft fallen.“ Sie ließ die Vorhänge nieder.

Digitized by Google

„Nun, Stanislawa, um so wohliger ist es bei euch hier. Schön warm hast du es gemacht. So, die Ledertasche zuerst und dann den Koffer. Du weißt schon, mein Altchen!"

Die Kammerfrau nahm ihr Pelz und Barett ab. Die Baronin rieb die kalten Hände, hauchte einmal hinein und wärmte sie vor der Kaminflamme, daß die funkelnden Steine der kostbaren Ringe in der Glut blitzten und sprühten.

„Das fliederfarbene Seidenkleid nimm heraus, Stanislawa! — Ja, das! — Darf ich die Gräfin sogleich sehen? Oder ist sie schon zur Ruhe gegangen? Hatte sie gute Tage? Mein Jesus, ich bin ganze drei Tage nicht bei ihr gewesen! Das ist eine Sünde."

„Unsre arme Gräfin zählt schon die Stunden. Der Weihnachtsengel fehlt, wenn unsre goldene Baronin nicht kommt, hat sie selbst gesagt."

Baronin Wera stand vor dem Kristallspiegel des Toilettentisches und strich mit der Elfenbeinbürste über das reiche, blonde Haar. „Die Brennschere, Stanislawa! So, danke!"

Stanislawa hielt den Leuchter hoch, daß das Licht auf das Haar der Baronin und ihre weißen Schultern fiel. Wie Seide glänzte dieses prachtvolle Haar.

Die Baronin fuhr leicht mit der Puderquaste über das Gesicht.

„Ich bin ganz blaurot vor Kälte. — Weihnachtsengel hat die Gräfin gesagt? Sie ist viel zu gütig. Aber ich bin neugierig, Stanislawa. Pietrek hat mir erzählt, er habe eine große Fichte aus dem Forst holen müssen."

„Der Herr Graf hat es befohlen. Pan Rasinski hat aus der Stadt Lichte holen müssen, große, weiße Wachslichte. Dazu Flittergold und andre Sachen, die hier keine Seele je gesehen hat."

Digitized by Google

Sie half der Baronin in das Seidenkleid, hob den Zerstäuber und ließ eine duftende Wolke über die blonde Frisur und das Kleid mit dem kostbaren gestickten Einsatz sprühen und reichte Baronin Wera ein spinnwebfeines Spitzentüchlein. Die Baronin goß einen Tropfen aus einer Kristallflasche hinein.

„Ja, Stanislawa, hier ist Graf Anton Herr. Und wenn er einen Lichterbaum anzünden will, wie sie es in Deutschland machen, so wird er wohl seine Freude daran haben. — So, danke, Stanislawa. Und nun melde mich der Frau Gräfin!" —

Gräfin Anastasia hatte einen guten Tag gehabt. Sie saß in ihrem Polsterstuhl am Feuer, nickte der Baronin freundlich zu und reichte ihr die Hand. Baronin Wera küßte sie ehrerbietig wie die einer Mutter.

„Meine gnädigste Gräfin! Wie ich mich freue, Sie wohlauf zu sehen!"

„Wohlauf? Nein, liebes Kind. Einen erfrorenen Baum läßt keine Sonne wieder grünen. Aber ich bin dankbar, daß ich nun mit Ihnen und Anton den heiligen Abend feiern kann. Auf die Christmesse müssen wir diesmal ja alle verzichten." Sie seufzte leise.

„Und ich bin Ihnen von Herzen verbunden, Anton Stefanowitsch, daß Sie mich heute holen ließen," wandte sich die Baronin an den Grafen, der am Kamin stand und stumm der herzlichen Begrüßung zugesehen hatte. „Denken Sie, seit gestern haben wir wieder Einquartierung auf Semenow. General Wassilij Trugawin und sein Divisionsstab mit allem Zubehör an menschlichem und Pferdevieh hat es sich wieder bei mir bequem gemacht."

„Der General? Ich denke, er wollte in vierzehn Tagen in Deutschland an der Oder stehen. Nun, immerhin zeugt seine Rückkehr doch von einer gewissen Anhänglichkeit," spottete

Digitized by Google

er. „Aber machen Sie es ſich dafür bei uns bequem, Wera Iwanowna!“

Graf Anton ſchob ihr einen Lehnſtuhl vor den Kamin.

„Es zeugt von einer gewiſſen Unverſchämtheit,“ ſagte die Baronin heftig. „Dieſer General Trugawin weiß ſehr genau, daß ich mit meinen Leuten allein auf Semenow bin. Aber im Kriege darf man nicht nach Gründen fragen. Ich habe dem Verwalter die Schlüſſel gegeben und war froh, als ich im Schlitten ſaß.“

„Wir werden ohne Zweifel auch auf Suchow ſehr bald das Vergnügen haben, den Herrn General zu begrüßen.“

„Er wird es nicht wagen!“ Die Baronin ballte zornig die Rechte. „Ich habe ihm geſagt, daß Dragonerſtiefel nicht in das Haus einer Leidenden gehören, als er mich begleiten wollte. Und er wird gehorchen!“

„Sind Sie deſſen ſo ſicher, Baronin? Vielleicht legt er gerade Wert darauf, mich hier auf Suchow zu begrüßen.“

„Er weiß nicht, daß Sie hier ſind.“

„Ah!“

Graf Anton ſah ſie überraſcht an. Die Baronin wich dem fragenden Blick ſeiner dunklen Augen aus. Sie wandte ſich an die Gräfin: „Ich habe es mit Abſicht verſchwiegen. Man weiß in dieſen Zeiten nie, was für Anſichten die Herren Offiziere haben könnten, die ſich jetzt mit ihren Sporenſtiefeln wahrſcheinlich auf meinen Diwans flegeln.“

„Sie werden wiſſen, was ſie einer Dame ſchuldig ſind,“ warf Graf Anton ein.

„Gehen Sie, Anton Stefanowitſch! Dieſe Herren ſind oft wie die Raubtiere. Solange man ſie im Auge und vor der Peitſche behält, nehmen ſie ſich zuſammen. Aber dann! — Doch laſſen wir das! Auf ein paar zerſchlagene Spiegel und

Digitized by Google

verdorbene Teppiche und eine Batterie leerer Champagnerflaſchen ſoll es nicht ankommen. Das iſt der Krieg. Es wird noch viel ſchlimmer kommen. Das Gut Buranow hat dieſe Koſakenbande ausgeplündert bis auf den letzten Halm und dann niedergebrannt. Baron Brenckendorff kann froh ſein, daß er rechtzeitig nach Suwalki entwiſcht iſt, ſolange es noch Zeit war. Warum hat er auch die Deutſchen aufgenommen, als käme der liebe Herrgott ſelber? Nun ſteht er auf der Liſte der Spione."

„Natürlich," ſagte Graf Anton, „er iſt ja ſeiner Abſtammung nach Deutſcher, wenn auch nebenher ruſſiſcher Untertan. Man wird mich alſo als ganz ſchwarzen Verräter an den höchſten Galgen knüpfen, wenn man erſt weiß, daß ich ſogar im Lager Hindenburgs geweilt habe, mit deutſchen Empfehlungen gereiſt bin und Gaſtfreundſchaft bei den Offizieren der deutſchen Armee genoſſen habe."

„Sie ſind auf Suchow in Sicherheit, Herr Graf. Mein Wort darauf!"

Die Baronin ſah ihn freundlich lächelnd an und ſetzte hinzu: „Und Sie könnten ja auch gar nicht mehr zurück nach Suwalki. Die Diviſion Trugawin hält ſämtliche Straßen von hier nach Südweſten beſetzt. Die Deutſchen ſind auf der Flucht und unſre Truppen ihnen auf den Hacken."

„So ſagt wohl General Trugawin? Vielleicht ſind die Ruſſen dem Feinde wieder ſo auf den Hacken, daß ſie aus Verſehen zum zweitenmal in die maſuriſchen Sümpfe geraten."

„Bitte, Anton Stefanowitſch! Sie haben verſprochen, nicht mehr von Politik und Krieg zu reden. Und es iſt dazu heiliger Abend!"

Die Baronin ſagte es bittend.

„Es iſt heiliger Abend, Antek!" ſetzte Gräfin Anaſtaſia hinzu. „Du mußt nach den Leuten ſehen. Das iſt alter

Digitized by Google

Brauch. Am heiligen Abend wollen die Leute ihren Herrn bei ſich haben. Vielleicht geht Wera Iwanowna mit dir?"

„Herzlich gern! Wenn ich mich anſchließen darf, Anton Stefanowitſch?"

„Gewiß. Es iſt heiliger Abend. Friede auf Erden! Warum ſoll die Ruſſin nicht an der Seite des Polen gehen?"

Die Baronin hatte ſich erhoben. Bei ſeinen letzten Worten zögerte ſie. Die Freude, an ſeiner Seite zur Leuteſtube zu gehen, erloſch jäh. Dieſer Graf Anton hatte eine eigne Art, immer wieder einen Wall zwiſchen ſich und ſie zu legen. Aber nun trat er höflich an ſie heran und bot ihr den Arm. „Darf ich bitten, Wera Iwanowna? Sie vertreten meine Mutter heute."

Die Baronin nahm ſeinen Arm. Gräfin Anaſtaſia ſah ihnen nach. Ein ſchönes Paar! Wie elegant Anton Stefanowitſch war! Und Wera Iwanowna hatte einen königlichen Gang, ſo frei und ſicher, als trüge ſie eine Fürſtenkrone. An der Tür drehte ſich Baronin Wera noch einmal um und winkte der Gräfin zu: „Auf Wiederſehen!" Sie lächelte wie ein glückliches Kind. Ja, eine ſchöne Frau war Wera. Ohne Zweifel. Gräfin Anaſtaſia wiederholte heimlich einen Wunſch, wohl zum hundertſten Male. Wenn Anton Stefanowitſch doch Ernſt machen wollte! Aber er blieb ſtets der gleiche. Höflich, verbindlich, ein wenig ſpöttiſch, wenn es ſein konnte, aber kühl bis ans Herz hinan. So oft war Wera Iwanowna in den letzten Wochen auf Schloß Suchow geweſen! Und die Augen der ſchönen, jungen Frau blitzten auf, ſo oft Graf Anton ſie begrüßte. Gräfin Anaſtaſia konnte ſich auf den eignen Blick noch verlaſſen.

„Wenn er doch endlich Ernſt machen möchte, ſolange mein armſeliges Lebenslicht noch flackert!" —

Digitized by Google

Graf Anton und die Baronin ſchritten über den knirſchenden Schnee des Hofes hinüber zum Leutehauſe. Vor der Tür ſtand der Stalljunge Schymek ganz durchfroren und ſah nach dem Nachthimmel.

„Was machſt du hier?“ fragte der Graf.

Der Junge riß erſchrocken die Mütze herab. „Ich muß doch nach ihm ſchauen, gnädigſter Herr Graf. Und ſehen Sie, gerade, wie der gnädigſte Herr kommen, iſt er da! Er iſt wahrhaftig da!“

Laut rief der Junge es ins Haus und ſchlüpfte hinein.

„Er meint den Weihnachtsſtern, Baronin,“ erklärte Graf Anton und ſah zum Himmel auf. Neugierige Geſichter ſchoben ſich aus der Tür.

„Er iſt da! Er iſt wahrhaftig da!“ hieß es.

Im Oſten funkelte ein blauweißer Stern wie eine helle Kugel durch das Dunkel, und ſeine Strahlen ſchoſſen wie goldene Pfeile in die Finſternis der rabenſchwarzen Nacht. Und als hätten die andern auf ihn gewartet, ihm den Vortritt zu laſſen, ſo glitzerte und funkelte es nun von hundert andern Himmelslichtern an der Samtdecke da oben.

„Das iſt der Stern von Bethlehem, bei deſſen Glanz der Heiland geboren ward. Gelobt ſei ſein Name!“ ſagte eine Männerſtimme. Das war Sikora, der Schäfer.

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſagte der Graf.

„In Ewigkeit. Amen.“

Dann trat Graf Anton ins Haus, wo das Feuer luſtig brannte und der lange Tiſch gedeckt war. Richtige weiße Laken hatte die alte Stanislawa herausgegeben, und auf die Bänke hatte der Stalljunge Heu gelegt und Decken daraufgebreitet. Man ſaß wie auf Polſtern. Graf Anton und die Baronin ſetzten ſich an das obere Tiſchende und munterten die Leute,

Digitized by Google

die den ganzen Tag nur trockenes Brot gegessen hatten, auf, ihr Festmahl zu halten. Die Leute aßen schweigend, aber jeder langte zu, wenn eine neue Schüssel kam, und keiner hörte auf, bevor der Blechlöffel auf dem Grunde des Napfes schabte.

Die geweihte Oblate, das flache Festgebäck, wurde gebrochen und jedem davon gereicht. Auch der Graf und die Baronin nahmen davon. Saure Rübensuppe mit Pilzen folgte; Heringe, in Mehl gerollt und in Hanföl gebraten, waren ein leckeres Gericht, und die Köchin Jagna hatte die gesalzenen Heringe schön in Milch ausziehen lassen. Weizenklöße mit Mohn, Kraut mit Pilzen, alles mit bestem Oel übergossen, wurden in schweren Schüsseln gebracht, und zuletzt setzte die Köchin den Kuchen aus Buchweizengrütze auf. Honig war hineingerührt, und in seinem Mohnöl war er gebacken. Er duftete prachtvoll, und alle Augen glänzten, als er braun und knusprig auf der Schüssel lag. Selbst der Graf nahm ein Stücklein, und die Baronin biß mit den schönen weißen Zähnen hinein, daß es richtig krachte. Und dann legte der Graf Geld auf den Tisch, für jeden etwas, und die Baronin ließ noch ein Goldstück dazurollen.

Dann gingen die gnädigen Herrschaften, und der Schäfer Sikora als Aeltester hob die Flasche mit Branntwein, tat einen langen Zug und wünschte: „Der Graf soll hundert Jahre bei uns bleiben!"

„Und die schöne Baronin an seiner Seite!" setzte die Köchin hinzu.

„Halte den Mund, Jagna!" flüsterte Stanislawa. „Das darf man nicht laut wünschen, wenn es sich erfüllen soll. Aber ich muß hinüber." —

Im großen Speisesaal hatte Graf Anton die Weihnachtstanne hergerichtet. Pan Rasinski stand mit einer Lichtstange

Digitized by Google

auf der Stehleiter und zündete Kerze um Kerze an, daß der Schein in den blanken Röhrenſtiefeln des Verwalters blinkte.

„Eigentlich eine ſchöne Sache, Rochus!“ ſagte er anerkennend. Aber Rochus hatte keine Zeit. Er überſchaute das Büfett noch einmal und die Gedecke auf dem Tiſch.

Da kamen der Graf und die Baronin auch ſchon zurück aus dem Leutehaus. Stanislawa rollte die Gräfin Anaſtaſia in ihrem Stuhl in den Saal, der Graf trat an ſeine Mutter heran, küßte ſie und wünſchte: „Fröhliche Weihnachten, liebſte Mama!“

„Und Frieden auf Erden, mein Antek!“ Und ſie küßte ihn auf die Stirn und machte das Kreuz über ihn. Sie küßte auch Wera und reichte dann allen die Hand zum Kuß, die hereingekommen waren, dem Förſter, dem Verwalter, dem Gemeindeſchreiber aus dem Dorfe, Rochus, Stanislawa und andern Getreuen. Und Graf Anton ſagte ein paar ernſte Worte, reichte der Baronin die Geſchenke für die Leute, und dieſe gab ſie jedem auf des Grafen Geheiß.

Als wenn ſie ſchon die gnädigſte Frau wäre! dachte mancher. Aber er dachte es mit Wohlgefallen. Und alle ſtaunten in die Pracht des Lichterbaumes, an dem die weißen Wachskerzen ſo ſtill und traut flammten und die bunten Kugeln blitzten; hier und da ſchwelte ein Zweiglein in roter Glut wie Weihrauch, daß es würzig roch. Und gar feierlich war es allen zumute, als der Geiſtliche, dem die Ruſſen im Städtchen die Kirche mit Dragonern belegt hatten, ein ernſtes, langes Gebet ſprach, das die Chriſtmette erſetzen mußte. Denn welcher Chriſtenmenſch ſollte ſich in die Stadt wagen, wo auf dem Wege die Koſaken durch die Nacht ſpürten wie die Wölfe!

Als das letzte Amen geſprochen war, ſetzte ſich alles an die Tafel, auf der es von Silber und Kriſtall blitzte,

Digitized by Google

der Wein in den Karaffen funkelte und rote Lichter auf das weiße Tischlinnen malte und das feine Porzellan ganz vornehm vor den Gästen schimmerte. Und alle ließen es sich an der einen Tafel wohl sein, als seien sie eine große Familie. Nur die kranke Gräfin saß allein in ihrem Stuhl, nickte, wenn einer das Glas hob und auf ihre Gesundheit einen Zug tat, und hatte ihre stillen Gedanken, wenn sie den Grafen neben Wera Iwanowna sah, die leise den Diener aufmerksam machte, wenn es irgendwo fehlte oder einer schüchtern ablehnen wollte. Wie eine richtige Gutsfrau, die Gäste hat. Und als die Tafel aufgehoben ward, man sich gesegnete Mahlzeit wünschte und sich empfahl, draußen die Schlitten vorfuhren und der hochwürdige Herr sich verabschiedete, zog Gräfin Anastasia die blonde Baronin zu sich herab und küßte sie wie eine Tochter: „Gesegnet sei der Tag, Wera Iwanowna, da Sie gekommen sind!“

Wera Iwanowna beugte sich über die Hand der Gräfin, und eine Träne des Glückes und der heimlichen Wünsche fiel darauf.

* * *

Die Lichte des Baumes waren heruntergebrannt. Im Lampenscheine funkelte der glitzernde Zierat aus dem dichten Nadelgrün. Die Flamme des Kamins spielte rot über die Zweige und ließ die Blättchen des Knittergoldes funkeln wie güldene Sterne in der Finsternis. Ruhe lag im Hause, stille Weihnachtsruhe. Baronin Wera mühte sich mit der Kammerfrau um die Gräfin in deren Schlafgemach. Graf Anton saß allein im Speisesaal in dem alten Lehnstuhl. Es träumte sich so friedlich beim Duft des Tannenbaumes.

Erinnerungen kamen und verflogen.

Wo hatte er doch den ersten Lichterbaum gesehen?

Digitized by Google

In Wien. Als Graf Stefan Kozniewski, der Vater, den jungen Zögling in die Penſion brachte. Wie ein Wunder war der Baum in ſeinem Gedächtnis ſtehengeblieben.

Nun ſaß er in der Einſamkeit von Suchow unter ſeinem letzten Lichterbaum.

Dem letzten? Was für ein törichter Gedanke! Der letzte Baum eines einſamen Lebens ſollte die Tanne da mit den abgebrannten Kerzen ſein!

Eines einſamen Lebens? Graf Anton lächelte.

Wenn er einem Herrn ſeiner Kreiſe von ſeinem einſamen Leben erzählen wollte, würde jeder auflachen wie über einen Scherz. Einſam ſollte dieſes Leben in der weiten und großen Welt geweſen ſein, das ihn auf ſeinen Wellen getragen hatte zu manchem fernen Strand und paradieſiſchen Eiland, das andern Sterblichen immer ein Märchen in blau ſchimmernder Ferne blieb? Wie das Schiff des Griechenhelden Odyſſeus hatte ihn der Nachen ſeines Lebens in die Ferne getragen, an das ſonnige Geſtade des Südens, ja viel weiter noch, an die Küſte des fernen Indiens. Und wie lilienarmige und holdſelige Nymphen und Jungfrauen den Helden Odyſſeus grüßten und ihm frohes Willkommen boten, ſo hatte auch er in viele ſchöne Augen ſehen dürfen. Mancher rote Mund hatte auch ihm gelächelt, manches verheißende und gewährende Wort war auch ihm geflüſtert worden. Und er war vorbeigeſchritten wie ein Wanderer, der am Wege blühende Roſen findet und flüchtig ihren Duft einſaugt, eine Blüte bricht und ihre Blätter im Winde zerflattern läßt. Mitten im Drange der Welt war er der einſame Mann geblieben, der ohne Ziel und Weggenoſſin dahingeht.

Nun hatte er das Ziel dieſes Lebens gefunden! Nach Wola, wo er die Knabenjahre verlebte, führte der Pfad zurück.

Digitized by Google

Und wenn am kommenden Weihnachten die Lichter flammten, würde er Hand in Hand mit Hanna unter ihnen ſitzen. Ein glückſeliger Mann, dem aus blauen Augen die Wonne des Lebens ſtrahlt und am warmen Herdfeuer das Glück des Hauſes blüht!

Hanna! Seine Hanna!

Welcher Zauber lag für ihn im Klang ihres Namens! Wie blühende Heide mit ſummenden Bienen, wie die Heide ihrer Heimat ſtieg es vor ihm auf; wie die ſegenſchweren Felder der Marſchen; wie das grüne Holſtein mit ſeinen behäbigen Dörfern und ſtattlichen Herrenſitzen; wie der luſtige Buchenwald am See, in dem die Vögel ſingen; wie das blaue Nordmeer, über das die weißen Segel ſtreichen und die glitzernde Sonne auf blanken Silberwogen tanzt! Als gehöre das alles zu dieſem einen, einzigen Namen, alles Sichere und Gute, Stolze und Frohe, Treue und Klare!

Hanna!

Wie ſie vor ihm ſtand im Schmuck des ährenblonden Haares, das zu den lieben blauen Kinderaugen ſtimmte wie das wogende Feld zum klaren Julihimmel! Hannas Augen! Das waren nicht die dunklen Sterne der Frau voll heißer Leidenſchaft, jetzt träumeriſch verſchleiert, jetzt auflodernd in Verheißen und Begehren! Nichts von der ſchlummernden Glut, die plötzlich aufſpringt und in lodernder Flamme verzehrend leuchtet. Auch nichts von ſchwärmeriſchen Frauenaugen mit ſehnendem Blick, der in die Ferne gleitet und das Eiland der Seligkeit träumend ſucht! Klar und wahr, feſt und beſtimmt leuchteten Hannas Augen. Ihr letzter Blick beim Abſchiede war ihm ſicherer geweſen als tauſend geſprochene Schwüre. Reine deutſche Mädchenaugen waren es. Blaue, helle Märchenaugen, die das Glück bannen, daß es nimmer weichen kann von dem Manne, dem ſie ſtrahlen.

Digitized by Google

Wo sie wohl weilen mochte? Den letzten Gruß hatte er in Wola erhalten. In Ostpreußen waren einige eilige Zeilen zwischen Mühe und Sorge geschrieben. Blut und Wunden hatte Hanna gesehen, die Schrecken der Schlacht. Wie ihr Herz gebebt haben mochte beim Anblick der Zerschossenen, der Blutenden! Wie es sich gekrampft haben mochte beim Stöhnen der Verwundeten! Aber Hanna war tapfer. Sie würde auch über Furcht und Entsetzen Herr geworden sein. Denn sie besaß neben der Güte auch den starken Willen der deutschen Frau.

War sie nicht die Schwester Jobsts von Steinitz? Lag nicht auch in ihrem Blicke die selbstgewisse Ruhe und Festigkeit ihres Bruders, des Seeoffiziers, den Graf Anton als ganzen Mann in flüchtigen Stunden des Zusammenseins erkannt hatte? Gewiß! In Hanna floß das Blut derer von Steinitz, erprobter Kriegsleute und willensstarker Männer. Sie war keine von den Damen, die nur im Behagen des Wohllebens, behütet vor jedem rauhen Zugwind des Daseins, gleich kostbaren Blüten ihre Pracht enthüllen und den Falter mit süßem Dufte locken. Sie war frisch wie die Mairose, auf der die Tropfen des Morgentaus liegen, aufgeblüht im freien Lande, ihrer eignen Schöne unbewußt.

Sie war nicht wie die andern. Nicht wie Wera Iwanowna.

Wie kam ihm der Vergleich nur? Wera Iwanowna hatte doch nichts gemein mit Hanna. Gewiß, auch sie trug das schwere Blondhaar. Sie war eine stolze, stattliche Frau, prangend und berauschend für den, der gepflegte, verwöhnte Schönheit liebte. Wie eine kostbare Blüte, die in der Wärme und Ueppigkeit des Treibhauses aufgesprungen ist und nun ihre schillernde Pracht mit bezauberndem Duft für die armen Falter zur Schau stellt. Und Graf Anton kannte dieses

Digitized by Google

Treibhaus der ruſſiſchen Geſellſchaft, in dem es ſchimmerte und leuchtete von tauſend farbenbunten, prächtigen Blüten, in dem es betäubend duftete wie in einem Jasmingarten, in dem es ſchwül und beklemmend lag wie in einem Tropenwald, in dem unter dichtem, wucherndem Grün das träge Waſſer, das modernde Holz, die ganze Fäulnis des großen Sumpfes und Moraſtes lag!

Und wenn eine dieſer leuchtenden Blüten verpflanzt wurde in die Stille und Einſamkeit, ſo kränkelte ſie, weil ihr der Brodem fehlte, in dem ſie bisher gediehen war. Oder ſie leuchtete ſehnſüchtig, bis einer kam und ſie brach und ſich an ihrem Dufte berauſchte; bis er ſie fallen ließ in den nimmerſatten Moder, auf dem der ſchwüle Dunſt immer neue Triebe ſprießen ließ.

Ihm waren ſie nie gefährlich geweſen, dieſe eleganten, verwöhnten Frauen der vornehmen Welt. Graf Anton kannte und mied ſie. An der Frau krankte die große Welt des Oſtens. Das hatte er lange erkannt. Solange er Augen für Frauen gehabt hatte. Wo war unter dieſen großen Damen die wahre Gefährtin des Mannes? Entweder waren dieſe Schönheiten der Petersburger und Warſchauer Salons eitle Pfauen, die vor dem Spiegel ihr Rad ſchlugen, nur darauf bedacht, ihre Reize täglich neu erſcheinen zu laſſen, die jeder Wandlung der Mode opferten, ohne auf das Gold zu ſehen, das durch ihre gepuderten Hände rieſelte; oder es waren launige, verwöhnte Geſchöpfe, bereit, jedem Genuß zu huldigen und das Leben auszukoſten bis auf die Neige; heute an der Newa und morgen an der Riviera Spiel und Liebesabenteuer ſuchend und lächelnd immer neue Toren an den goldenen Wagen ihrer Eitelkeit ſchirrend. Oder ſie waren ehrgeizig, in der Geſellſchaft um jeden Preis ihre Rolle zu ſpielen, ihre Finger

Digitized by Google

in die Maſchen der Politik zu ſtecken, ihre Günſtlinge in die Höhe zu bringen, ihren Männern den Weg zum Glanz zu bahnen. Um jeden Preis! Selbſt um den der eignen Ehre!

Graf Anton lächelte verächtlich. Wie viele Hiſtörchen der Salons zu Petersburg kannte er! Auf wie vielen Hintertreppen waren die eleganten Frauen zu finden, die in der großen Welt ſtolz über das Parkett ſchritten! Als ob die galanten und gewiſſenloſen Frauen der franzöſiſchen Königshöfe wieder an der Newa auferſtanden ſeien. Dieſe koketten, ſtrahlenden Geſchöpfe, die einer Laune, einem Abenteuer lachend das Glück von Tauſenden opferten! Wer waren dieſe Ariſtokratinnen in Moskau und Petersburg, auf deren ungeheuren Gütern die Bauern und Tagelöhner hungerten, um die Wucherzinſen für vergeudete Vermögen aufzubringen! Die ſich in den Glanz des Hofes drängten, während auf ihrem heimiſchen Grund und Boden die Finſternis ſchrecklicher Not und ſtumpfen Elendes lag! Man konnte die Leibeignen, die „Seelen“, allerdings nicht mehr verkaufen oder verſpielen am grünen Tiſch wie ehemals; aber man konnte ſie verhungern und verkommen laſſen und ſie durch die Verwalter um die letzte Kopeke betrügen! Genau, wie es einſt zu Verſailles gute Sitte war. Genau wie einſt in Paris, wo Beſtechungsgelder und Unterſchleife die Goldſtücke zu einem Taumel des Genuſſes lieferten.

Aber hinterdrein kam der Sturm, der Aufruhr des zertretenen Volkes, die Revolution! Und die elegante Welt ſah mit Schaudern das rote Blut von der Guillotine rinnen und den Armeſünderkarren vor ihren Paläſten halten!

An den Frauen waren die Höfe Frankreichs zugrunde gegangen. Der blutige Aufruhr, der Sturm, die Wut des Volkes würde auch die verrottete Petersburger Geſellſchaft wegfegen.

Digitized by Google

Einmal noch war es gelungen, ihn zu beſchwören, ihn zu dämpfen in rauchendem Blut, durch Gewehre und Koſakenpeitſchen! Aber er würde wiederkommen, und dann —

Es klopfte leiſe an der Tür. Die Kammerfrau trat ein.

„Nun, Stanislawa?“

„Die gnädigſte Frau Baronin läßt fragen, ob der Herr Graf noch mit ihr Tee nehmen wollen?“

Da kam auch Baronin Wera ſelbſt ſchon.

„Verzeihung, Anton Stefanowitſch! Ich habe Sie wohl im Träumen geſtört?“

„Allerdings, Baronin.“

„Und wovon träumte man?“

„Von einer Frau, Wera Iwanowna.“

„Ah! Ich bedaure, geſtört zu haben.“

„Bitte ſehr. Iſt es Ihnen recht, nehmen wir den Tee hier unter dem Tannenbaum.“

„Gewiß. Stanislawa, beſorge alles!“

Die Baronin ſchraubte die Lampe heller und glättete die Decke auf dem runden Kamintiſch. Dann nahm ſie den Seſſel gegenüber dem Grafen.

Der ſah ihr ſtumm zu. Nun lächelte ſie und ſagte leiſe: „Frauen ſind neugierig von Eva her, Anton Stefanowitſch. Von einer Frau haben Sie geträumt?“

„Gewiß. Von der Frau, die kommen ſoll.“

Eine leichte Röte ſtieg der Baronin in die Wangen. Sie hatte den ganzen Abend auf dieſe Stunde des Alleinſeins mit Graf Anton gewartet. Nun kam er ihr entgegen mit einem Wort, das wie ein Bekenntnis klang. Und eine leiſe, verſchwiegene Hoffnung raunte ihr ins Ohr: Es gilt dir, Wera Iwanowna, nimm die Stunde wahr!

Digitized by Google

Die Kammerfrau kam mit dem Teegeſchirr. Haſtig erhob ſich die Baronin. Sie ordnete die Schalen, goß ſelbſt ein und reichte dem Grafen den Tee, gab Zucker und Rum, wie er es liebte, und ſchickte Stanislawa fort.

„Du kannſt dich hinlegen, Altchen. Ich brauche dich heute nicht mehr.“

Nun waren ſie allein. Wie ein ſtarker Zauber legte es ſich um beide. Als ob die Einſamkeit heimlich unſichtbare Fäden um beide ſpönne. Und durch den hohen Raum raunte es von heimlichen, verborgenen Stimmen, die keiner hörte und doch jeder verſtand. Im Schweigen zogen die heimlichen, ſtillen Gedanken; wie Erſcheinungen, die man nicht mit Augen ſieht und doch mit jedem Nerv ſpürt.

„Von der Frau, die kommen ſoll, ſagten Sie, Anton Stefanowitſch? Ich habe nie geahnt, daß gerade Sie auf eine Frau warten.“

Die Baronin rührte in ihrer Teeſchale und ſah zu, wie die feinen Bläschen aufſtiegen. Ganz gleichmütig. Und doch pochte ihr das Herz, als ſtröme Glut und Feuer ihr durchs Blut.

„Die Wahrheit kommt immer unerwartet, Wera Iwanowna.“

Nun ſchwiegen beide. Im Feuer knackte das Holz, und rote Glut fiel durch den Roſt in die Aſche. Graf Anton legte mechaniſch nach, als wolle er der Baronin Zeit zu neuer Frage laſſen.

„Ich habe nie davon reden hören, daß Sie auf eine Frau warten, Anton Stefanowitſch. Ich habe immer denen geglaubt, die wiſſen wollten, daß Frauen in der Bilanz Ihres Lebens überhaupt nicht vorkommen.“

„Frauen? In dieſem Sinne haben Sie dann die Wahrheit gehört. Aber die Frau, die eine, die einzige, ſpielt im

Digitized by Google

Leben jedes Mannes die größte Rolle. Sie ist das Schicksal selbst in seinem Dasein. Glauben Sie mir, Wera Iwanowna!"

„Sie meinen, einmal gerät auch der klügste Mann in die goldenen Maschen der Liebe?" Sie lachte leise. „Die Törichten schwimmen ja in jedes Garn und lassen sich aus dem Netz nehmen wie ein gefangener Karpfen. Aber ich habe Sie bewundert, weil Sie sich gehütet haben. Doch Sie sind freilich klug, Anton Stefanowitsch, und dazu —"

„Bitte, bitte, sprechen Sie weiter!"

„Und Sie haben den Zauber an sich, der Sie schützt: den Egoismus des Mannes, der unabhängig bleiben will und seinen eignen Weg geht."

Nun senkte sie doch den Blick. Sie war weit gegangen. Aber sie wiederholte nur, was sie hundertmal von andern gehört hatte.

„Mag sein, Baronin, daß ich diesen Talisman bei mir trug. Ich habe ihn abgelegt."

Die Baronin fuhr auf und starrte ihn ungläubig an.

„Das soll heißen, Anton Stefanowitsch?"

„Ich habe die Wahrheit des uralten Wortes an mir selbst empfunden: Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei. Ich bin der Frau begegnet, auf die ich unbewußt wartete. Nun wissen Sie es, Wera Iwanowna. Ich sage die Wahrheit."

Der Graf sprach so ruhig, als erzähle er irgendeine gleichgültige Geschichte. Und doch war für die blonde Frau vor ihm jedes Wort ein Stachel, der ihr ins Herz drang. Nie war Graf Anton ein Freund von Umschweifen gewesen. Steuerte er nun auf das Ziel, unverhofft, ehe Wera Iwanowna es geahnt?

Heiß überlief es sie nun, daß dieser Mann, der sie mit seinen dunklen Augen musterte, sich erheben und ihr seine Liebe

Digitized by Google

bekennen könne, nach der sie in verschwiegenen Stunden sich gesehnt. Seit Jahren. Ehe sie diesem Baron Woronzew-Daschkij die Hand gereicht hatte. Aber nie hatte Graf Anton mit einem Blick oder Wort ihr seine Seele entschleiert. Nie hatte sie seine Augen aufblitzen sehen, wenn sie ihm begegnete; nie in seiner Stimme das Begehren zittern hören wie bei andern Männern, die ihr huldigend und verlangend genaht waren. Und gerade diese Kälte, diese Beherrschung hatten das Weib in Wera Iwanowna gereizt! Immer wieder! Sie hatte in verschwiegenen Stunden nach ihm gefiebert, mit heißem Herzen gehofft, daß er ihr endlich zu Füßen liegen werde wie die andern alle, wenn sie ihnen nur einen Strahl ihrer Augen gönnte.

Ein heimliches Bangen kam nun doch über die selbstsichere Frau. Sie war mit Absicht auf Semenow geblieben, als Gräfin Anastasia erkrankte. Weil sie voraussah, daß der Sohn Anastasias kommen mußte. Sie hatte selbst diesen General Trugawin um sich geduldet, nur, um sicher auf Semenow zu sein und nach Schloß Suchow fahren zu können, so oft es sie drängte. Und sie wußte mit dem sicheren Gefühl der Frau, daß Gräfin Anastasia sie als Tochter ans Herz schließen würde, wenn Anton Stefanowitsch redete. War dieser Augenblick jetzt gekommen?

Auf dem verlassenen Speisetische stand eine Vase mit blühenden Kirschzweigen. Am Andreastage hatten die Mägde des Hofes sie nach alter Sitte geschnitten, in Sand gesteckt und auf den Ofen gestellt. Nun waren die rosigen Kirschblüten aufgebrochen, mitten im Winter, und dufteten zart und voll.

Wera Iwanowna holte die Vase mit den blütenbedeckten Kirschreisern, stellte sie auf den Teetisch, sog noch einmal den würzigen Hauch der zarten Kelche ein und schob sie dem Grafen hin.

Digitized by Google

Graf Anton verſtand.

„Sie meinen, meine Liebe ſei ein kleines Wunder wie das Blütenreis da?“

„Die Liebe iſt immer ein Wunder, und ein holdſeliges.“

Eine Rührung kam ſie an. Sie wußte ſelbſt nicht, warum.

„Glücklich die Frau, die das ſagen darf, Wera Iwanowna.“

„Dreimal glücklich die Frau, die Ihre Seele geweckt hat, Anton Stefanowitſch.“

Nun brannte die Scham auf ihren Wangen. Wie unter einem Zwang hatte ſie die Worte geſagt.

„Wera Iwanowna!“

Er ſtand auf und trat neben ſie, ſtreichelte leicht über ihr blondes, duftendes Haar und ließ den Blick darauf ruhen. Aber er ſah nicht, wie die Frau vor ihm bebte vor Erwartung.

„Ich habe nie geahnt, daß dieſes Wort für mich von Ihren Lippen kommen könne, Wera Iwanowna. Warum ſoll ich's leugnen? Aber ich will es Ihnen danken, das gute Wort, Wera Iwanowna.“

Er beugte ſich leiſe zu ihr nieder, als wolle er ihre Stirn berühren mit dem Hauche der Freundſchaft. Als er ihre geſchloſſenen Lider ſah, hielt er inne.

Langſam ging er zu ſeinem Seſſel zurück. Wera war blaß geworden wie eine Lilie. Alles Blut ſtrömte ihr zum Herzen. Ihr Traum war verflogen, in tauſend Atome zerſtäubt.

Aber ſie bezwang ſich. Wohl lag eine Sekunde ein Zug um ihre Lippen, der den ſchönen Mund verzerrte. Aber ſie hatte ſich in der Gewalt. Die wirren Gedanken riß ſie zuſammen wie ſteigende Roſſe, die unter der nervigen Fauſt des Lenkers ſchäumen. Nun ſaß ſie ruhig in ihrem Stuhl, nur die ſchlanken Finger ſpielten nervös mit den Quaſten des Seſſels.

Digitized by Google

„Warum wollen Sie mir danken für ein Wort, Anton Stefanowitsch? Worte sind wie Tauben, die kommen und gehen. Aber Sie sind mir das Bild der Frau schuldig, auf die Sie warten. Sie ist schön — selbstverständlich. Eine geliebte Frau ist immer schön. In den Augen des Mannes wenigstens."

„Das Mädchen, auf das ich warte, dem jeder meiner Gedanken gehört, ist schön, Wera Iwanowna. Schön wie der junge Tag, dessen Himmel blau und rein ist."

„Schwärmer! — Also ist die Dame jedenfalls blond." Die Baronin versuchte, einen leichten Spott in ihre Worte zu legen.

„Blond wie Sie, Wera Iwanowna. Und sie ist eine Deutsche."

Nun zuckte die schöne Frau doch zusammen. Zur stillen Eifersucht auf die Glückliche gesellte sich der Haß gegen das deutsche Blut, der heimliche, brennende Haß.

„Also auch Sie, Anton Stefanowitsch, im Banne der blonden deutschen Tugend! Der irrende Ritter hat sein Dornröschen gefunden. Wie die Märchenprinzessinnen sind diese deutschen Mädchen ja alle, wenn man ihren Dichtern glauben darf. Und wir haben in Petersburg ja reichlich Gelegenheit, die deutsche Holdseligkeit zu bewundern. Ich bin allerdings überrascht, Sie, den Polen, als Schwärmer für diesen Typus der Frau zu finden!"

„Einen Schwärmer dürfen Sie mich nicht nennen, Wera Iwanowna! Zum holden Toren habe ich kein Talent. Aber ich liebe an der deutschen Frau die Reinheit der Seele, den höchsten Schmuck, den ein Weib trägt. Ich habe ihn bei deutschen Frauen am häufigsten gesehen, ohne daß ich Begehr nach ihnen trug. Bis ich Hanna sah. Nun wissen Sie auch ihren Namen, Wera."

Digitized by Google

„Hanna heißt ſie? Ein ſtiller, ſanfter Name. Entſpricht er ihrem Temperament?“

Graf Anton merkte den verhaltenen Spott. Er ſah auch das flackernde Feuer in Weras Blick. Nun gereute es ihn doch, dieſer Frau ſeine Seele gezeigt zu haben.

„Laſſen wir das, Wera Iwanowna. Sie dürfen überzeugt ſein, daß die Frau meiner Wahl mein Seelenleben ergänzt. Danach mögen Sie ſich einſtweilen ein Bild machen. Bis ich ſie heimhole. Nach Wola. Dann ſoll Hanna Ihnen ſelbſt in die Augen ſehen, und Sie mögen urteilen. Ich hoffe, Sie werden Ihre Freundſchaft für Suchow auch auf Wola übertragen.“

Die kleine Stutzuhr auf dem Marmorkamin ſchlug Mitternacht. Die Baronin lehnte ſich in ihren Seſſel zurück, als ſei ſie müde.

„Seltſam, Anton Stefanowitſch, wie eine kleine Stunde die Menſchen einander ſcharf erkennen läßt. Bisher fehlte mir noch die letzte Schattierung in Ihrem Bilde. Nun habe ich es ſcharf.“

„Ich war Ihnen die Wahrheit ſchuldig, Wera Iwanowna.“

„Mir?“

„Weil ich gerade vor Ihnen nicht unaufrichtig ſein wollte. Und ich habe nur einen Stolz, Wera. Den Stolz, den der Wille zur Wahrhaftigkeit verleiht. Es iſt nicht immer leicht, wahrhaftig zu ſein, glauben Sie mir. Aber es iſt der einzige Weg, glücklich zu werden.“

Die Baronin antwortete nicht gleich. Sie ſenkte die Lider, als denke ſie an ferne Dinge. Und doch war es nur der ſchlanke, dunkle Mann mit den klaren Augen, der ihr vor der Seele ſtand. Und ſie ſah ein blondes deutſches Mädchen an ſeiner Seite. Da erhob ſich der Haß mit leiſen Sohlen vom

Digitized by Google

Lager und ſchlich ſich in ihre heimlichen Gedanken und lag auf der Lauer.

„Es iſt ſpät, Graf!“ ſagte ſie gleichgültig. „Das Feuer brennt ab. Wollen wir uns über den Weg zur Glückſeligkeit nicht morgen weiter unterhalten? Es iſt für einen heimlichen Bräutigam ſicher ein dankbares Thema. Und ich ſelber werde ohne Zweifel dabei profitieren. Alſo gute Nacht, Anton Stefanowitſch!“

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Der Sonntagmorgen lag klar und ſtrahlend auf dem Ozean. Zwei Tage hatte es geweht. Nun hatte der Wind ſich gelegt, aber die See ging grob und wiſchte hin und wieder mit ſprühendem Giſcht über die Back des „Reichsadlers“.

„Schadet nichts,“ erklärte Kapitän Fredrichs, „unſerm Sonntag wollen wir trotzdem haben. Laſſen Sie gleich nach der Muſterung zum Gottesdienſt auf Achterdeck antreten.“

Die Muſterung gehörte zu jedem Sonntag an Bord eines deutſchen Kriegsſchiffes wie die Sonne zum Tage. Kein Staub des Alltags wurde geduldet. In jeden Winkel ſah der Kommandant.

„Der Alte verſteht keinen Spaß bei der Muſterung, Jungens!“ ſagte Maat Erkels. „Denkt nicht, daß er eine Bummelei überſieht! Gegen ſeinen Blick iſt ein Scheinwerfer nur eine traurige Oelfunzel. Alſo richtet euch danach!“

Kapitän Fredrichs verſtand im Dienſt keinen Spaß. Mit dem Erſten Offizier ging er durch ſämtliche Schiffsräume, nahm die Meldungen entgegen, warf einen prüfenden Blick auf jeden Gegenſtand, in jeden Winkel. Die Patronenkiſten der Maſchinengewehre auf dem Bootsdeck und das Geſchirr der Kambüſe, die Planken der blitzblank geſcheuerten Decks und ſelbſt die Mützenbänder der angetretenen Mannſchaften — alles mußte die Muſterung paſſieren.

Digitized by Google

Der Kommandant nickte zufrieden, als er die Diviſionen beſichtigt hatte. Alles in Ordnung, als ob der „Reichsadler“ in tiefſtem Frieden an der Mole zu Wilhelmshaven läge.

Dann ließ Kapitän Fredrichs zum Gottesdienſt ſchlagen. Der Kirchenwimpel wurde geſetzt. Ueber den „Kirchenſchrank“ war die deutſche Kriegsflagge mit dem Eiſernen Kreuz als Altartuch gebreitet, ein Kruzifix wurde daraufgeſtellt, zwei ſchwere Leuchter rechts und links trugen flammende Kerzen, deren Feuerzungen im Winde flackerten und das Wachs tropfen ließen. Aber ſie brannten.

Die Bordkapelle ſpielte feierlich den Choral, jeder Mann hatte ſein Geſangbuch zur Hand, das in keiner Seemannskiſte fehlt. Feierlich ſchallte der Geſang über die rauſchenden Wogen, der blaue Himmel ſpannte ſich wie ein ungeheures Zelt über die wogende Tiefe und das feiertägliche Schiff.

Einen Geiſtlichen hatte der „Reichsadler“ nicht an Bord. Alſo trat der Kommandant vor den Altar. Tiefer Ernſt lag auf ſeiner wetterbraunen Miene, als er das ſchwarz gebundene Buch mit dem goldenen Kreuz nahm und einen kurzen Text daraus las: „Wer da zweifelt, iſt gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewehet wird.“ — Dann hielt er in kurzen, klaren Worten ſeine Anſprache; jedes Wort, das aus ernſtem Mannesherzen kam, fand ſeinen Weg bis in den letzten Winkel der Seelen.

„Wo iſt Gott dem Manne näher als auf der unendlichen See? Sei es auf fröhlicher Fahrt, ſei es in der letzten Not! Die ewigen Sterne und die brauſende Tiefe ſtimmen täglich den Lobgeſang an zu Ehren des Allmächtigen, hehrer, als Menſchen- und Engelszungen es vermögen. Jedes Schiff iſt in ſeiner Hand, jede Fahrt in ſeiner Hut. Wie die Nadel des Kompaſſes den ſicheren Kurs zeigt, ſo iſt das Vertrauen

Digitized by Google

zu Gott, dem Herrn des Himmels und der Erden, der auch die Wogen der Meere und die Ströme der Tiefe lenkt, für jeden rechten Seemann der untrügliche Wegweiser. Wer ohne dieſes Vertrauen hinausfährt auf die See, der iſt wie ein Mann, der in den Nebel ſteuert. Aber das Vertrauen in Gottes Schutz iſt für uns zugleich die Quelle aller Pflichterfüllung. Iſt er es doch, vor dem wir einmal alle verklaren müſſen. Und nichts bleibt vor ihm verborgen. Dieſe Gewißheit zwingt ſonſt den Seemann unter jeder Flagge zur Hilfe an jedem, der ihrer bedarf. Und wo einer ſie nicht leiſten kann, trauert er ehrlich mit dem Verſinkenden. Soll ich euch erinnern an die Trauer, die in jedem Seemannsherzen ſaß, als die ‚Titanic' in Nebel und Eis zerſchellte? War es nicht, als hörten wir alle die Klänge des letzten Geſanges der Verſinkenden: ‚Näher zu dir, mein Gott'? Unter Englands Flagge fuhr das Schiff, und doch war es, als träfe uns alle die Trauer. Menſchen waren es, die gleich uns das Meer kreuzten und plötzlich vor Gottes Thron gefordert wurden. Wer hätte nicht ſein Leben gewagt für ſie? Und heute hat unſre Pflicht ein andres, ein ehernes Antlitz. Wir wagen das Leben, um zu vernichten, was unter Englands Flagge ſegelt! Nicht aus Luſt am Zerſtören. Aber aus Not um unſre Ehre, um unſer Vaterland, unſre Flagge, die England mit ruchloſer Hand niederholen will. Was wäre uns heiliger als das Flaggentuch, das über uns weht im Winde? Keine fremde Fauſt darf es berühren, mit uns müßte es zur Tiefe fahren! Der Feind hat uns den Kampf aufgezwungen. Wohlan, er ſoll unſre Fauſt ſpüren! Wer im Rechte iſt, wehrt den Schlag ab, der ihn treffen ſollte. Hat nicht auch Jeſus, der Friedfertigſte aller Menſchen, ſich gegen das Unrecht gewehrt, als er ſprach: ‚Habe ich aber recht, was ſchlägſt du mich?' — Mit heiligem Eid haben wir geſchworen, unſre Pflicht

Digitized by Google

zu tun. Und unſre Pflicht heißt nun: ‚Ran an den Feind, wo wir ihn finden und treffen!‘ Den Frieden ſchirmen wir gegen den Friedensbrecher! Gleich unſern Brüdern, die in blutiger Landſchlacht den Feind von dem geheiligten Boden unſres Vaterlandes vertrieben.“

Mit kräftigen Worten erinnerte der Kommandant die Beſatzung an die großen, freudigen Opfer der Kameraden zu Lande und zu Waſſer. Jedes Wort traf die Herzen, daß in manchen Augen die Tränen blinkten. Und endlich ſchloß er mit einem mahnenden Spruch: „Keiner weiß, wann ſeine Stunde da iſt. Keiner weiß, ob wir fröhlich Anker werfen oder zur Tiefe fahren. Aber wir werden uns ein Wort geſagt ſein laſſen, das auch in der Heiligen Schrift ſteht: ‚Iſt unſre Zeit gekommen, ſo wollen wir ritterlich ſterben, um unſrer Brüder willen, und unſre Ehre nicht laſſen zuſchanden werden!‘ Das walte Gott!“

Eine tiefe Bewegung ging durch die Zuhörer, als der Kommandant ſchloß und das Vaterunſer ſprach. Feierlich tönte der Schlußchoral. Der Gottesdienſt war zu Ende. Der Kirchenwimpel wurde niedergeholt. Der Dienſt trat wieder in ſein Recht.

* * *

„Kannſt dich darauf verlaſſen, da ſpinnt ſich was an,“ erklärte Matroſe Windmann dem Kameraden Sievers. „Der Alte iſt ganz fix auf die Brücke geentert, und der Erſte ebenfalls, ſobald die Rauchfahne an Backbord gemeldet wurde. Ich will meinen letzten Priem hinterm Backzahn haben, wenn der Kerl drüben kein Engländer iſt!“

Die beiden Matroſen ſtanden am erſten Maſchinengewehr auf Bootsdeck an Steuerbord.

Deutlich kam vom Mann am Ausguck aus dem Krähenneſt der Ruf: „Drei Strich Backbord voraus zweites Schiff!“

Digitized by Google

„Aaahi!“ bestätigte der Wachthabende auf der Brücke.

„Die Sache wird sengerig, ich habe das im Gefühl,“ behauptete Matrose Windmann.

„Kannst recht haben. Sieh nur, wie der Alte und alle Herren den Kiefer nehmen!“

Fünf Minuten später rollte Trommelwirbel durchs Schiff, schmetternde Hornsignale gellten dazu. Wie ein Blitz zuckte es durch die Besatzung, von den Heizern an den Feuerstellen bis zu dem Mann am Ausguck.

„Alle Mann an Deck!“ Das war der Feind!

„Und unsre Ehre nicht lassen zuschanden werden!“ ging es dem Bootsmann Pedersen durch den Sinn, als das Kommando kam: „Klar Schiff!“

Das bedeutete den Kampf, das Feuergefecht, Siegen oder Sinken! —

Wie eifrig alle Hände zugreifen! Wie alles von Deck verschwindet, was nicht genietet und genagelt ist! Wie schnell die Netze über die Boote oben gespannt werden! Es ist nicht nötig, daß die Holzsplitter Wunden reißen. Die Granaten werden es schon besorgen.

Zur Flagge im Großmast gehen alle Blicke. Zum weißen Tuch mit dem Eisernen Kreuz. Und nun ist auch drüben beim Feinde die Flagge deutlich aufgekommen. Der Union Jack, die Kriegsflagge Englands. Es gilt!

Ein Torpedobootzerstörer ist es, der den großen Transportdampfer begleitet. Mit der guten Jagd auf die reiche Ladung ist es heute nichts. Die Donnerrohre der beiden Gewappneten werden das letzte Wort sprechen.

Die Luken an den Geschützen fliegen auf. Was tut es, ob die See hereinklatscht! Eiserner Hagel wird bald hereinschlagen wie Unwetter. Die Schutzkappen werden von den

Digitized by Google

Geſchützen genommen. Wie ſie die Mäuler aufſperren, die Stahlrohre! Und nun drehen ſie nach dem Feind, der in voller Fahrt herankommt. Ein wenig nach Steuerbord dampft der Engländer. Die deutſchen Rohre gehen weiter herum, immer bleibt er im Viſier. Noch iſt es zu weit zum Feuern. Auf der Brücke ſteht der Kommandant, neben ihm der Beobachtungsoffizier.

„Einer von den älteren Zerſtörern," ſtellt er feſt. Der Kapitän nickt. Ein kurzes Kommando, und der „Reichsadler" fällt etwas vom Kurs.

„Der Alte will die Sonne für ſich haben," ſtellt Maat Erkels feſt, der unbeweglich an ſeinem Geſchütz ſteht, des erſten Kommandos gewärtig.

Naſſes Segeltuch ſchleppen die Matroſen herauf und breiten die Bahnen über das Deck. Der züngelnde Brand braucht nicht gleich aufzuflackern. Unten im Lazarett breiten die Aerzte die Inſtrumente auf den Verbandtiſch. Wer wird der erſte ſein, den ſie heruntertragen, vom feindlichen Blei getroffen? Im Maſchinenraum ſtehen die Ingenieure auf dem Poſten, jeder Blick ruht auf der Signaltafel. „Aeußerſte Kraft!" Wie die Heizer vor den rot flammenden Feuerſtellen ſchwarz ſtehen und Schaufel um Schaufel hineinfeuern in die Molochſchlünde!

An den Geſchützen lauern die Mannſchaften, laſſen den Falkenblick hinüberfliegen über die See. Vom feindlichen Schiffe weht dunkler Schlotqualm flach von oben auf das Waſſer, als ſenke ſich ein rieſiger Trauerflor auf die Wogen.

Noch immer kein erlöſendes Kommando! Noch liegen die Granaten ſtumm in den Batterien. Noch ſitzt der erſte Schuß im Rohr. Aber ſie haben den Seewolf drüben ſcharf im Auge. Sie wiſſen, daß er zubeißen wird. Und ſie wiſſen,

Digitized by Google

daß der „Reichsadler“ ein ſchneller Jagdhund, aber kein gepanzerter Drache iſt. Aber ausweichen, wenn des Feindes Flagge herausfordert zum Kampfe?

„Auf daß unſre Ehre nicht zuſchanden werde!“

Eine Wolke hat ſich vor die Sonne geſchoben, daß ihr Schein wie ein breites Silberband auf den Wogen liegt. Der Qualm hüllt minutenlang die Backbordſeite des Engländers. Hunderte ſcharfer deutſcher Seemannsaugen bohren ſich hinein, ob nicht der kurze rote Feuerſchein aus den Rohren zuckt, der den erſten Granathagel ſendet.

Jetzt ſteht der engliſche Zerſtörer im grellen Licht, das wie ein ſcharf begrenzter Kegel von oben aus dem Wolkenrand fällt. Wie deutlich die engliſchen Aufbauten zu erkennen ſind! Wie hell der Eiſengraue drüben im Licht ſteht! Noch immer ſchweigen die Rohre. Nur die Maſchinen ſind im Gefecht. Jede will ihr Schiff ſchneller an den Schuß bringen.

Da! Drüben blitzt es auf. Ein roter Feuerſchein, wie zuckendes Wetterleuchten durch die dunkle Rauchwolke. Zu kurz! Eine Waſſergarbe ziſcht auf aus der ſchwarzgrauen Woge, hundert Meter vor dem „Reichsadler“.

Weißer Rauch miſcht ſich drüben in den ſchwarzen Qualm. Der Engländer zielt ſchlecht. Vielleicht, weil er gegen die Sonne viſieren muß. Ja, ein alter Fuchs iſt Kapitän Fredrichs, der unbeweglich auf der Brücke ſteht!

Jetzt! —

„Feindliches Schiff unter Feuer nehmen! Dreitauſend Meter!“

Wie es in den Augen der Leute an den Geſchützen auflodert! Wie die Kampfesfreudigkeit in ihren Blicken ſteht! Wie ſich jeder Muskel ſtrafft! Da kommt das Kommando: „Feuer!“

Digitized by Google

Ein Schlag geht durch den Kreuzer. Die Spanten beben, als es aus den Batterien brüllt und donnert. Die Granaten haben geſeſſen. Drüben fegt es in den Vormaſt und die Boote. Aber die Antwort bleibt nicht aus.

Krach! Ein engliſcher Treffer ſitzt im zweiten Schlot und reißt ihn weg wie eine Papphülſe.

„Zum Donnerhagel!“ will Matroſe Windmann rufen. Aber es reißt ihn lang hin, als fege ein Sturm über ihn weg.

Und nun raſt die Hölle! Wie die Geſchütze brüllen und krachen! Wie die Stichflammen vor den Rohren aufzucken und der Pulverdampf um die Batterien ſtreicht! Es klingt und ſchmettert, wenn die ſpringenden Granatfetzen in Bordwände, in die Boote, in die Aufbauten fegen. Qualm ſtreicht über das ſtampfende Schiff. Wütende Schreie miſchen ſich in das Getöſe der Geſchütze. Bootsmann Pederſen ſteht neben der großen Pinaſſe. Ein Schlag, ein Feuerſtrahl, ein Splittern, Knirſchen und Krachen! Die Pinaſſe iſt weggefegt, und der Bootsmann taumelt gegen den Stumpf des gelben Schlotes. Er greift nach dem abgeriſſenen, verbogenen Rande. Wie rot es ihm durch das blonde Haar läuft und wie er mit der Linken ſchlenkert! Blut ſpritzt gegen das gelbe Blech.

Matroſe Windmann ſpringt zu. „Bootsmann! Bootsmann Pederſen —“

Wie der Schrei jäh abbricht! Der Matroſe ſchlägt hin, greift mit den Armen in die Luft und ſieht mit ſchrecklich ſtarren Blicken nach dem Vormaſt. Der ſchwankt wie ein gehauener Baum. Aber der Matroſe ſieht es nicht mehr. Er liegt ſtill, und ein dunkler Fleck malt ſich auf ſeiner blauen Bluſe wie ein ſchreckliches Mal.

Er ſieht auch nicht, wie auf der Brücke der Granatſchuß einſchlägt und den Kapitän umreißt.

Digitized by Google

„Festbinden!“ ruft der Kommandant, dem beide Beine zerschmettert sind, daß das Blut über die Brücke bis zur Steuerbordkuhl rieselt. Er will nicht von seinem Posten. Er klammert sich an die Brüstung der Brücke und schreit in den Lärm und das Krachen: „Nach Steuerbord ausscheren!“

Er deutet mit der Linken auf das feindliche Schiff, auf dem die Flammen deutlich aufzucken. Der Engländer rast heran, als wolle er den „Reichsadler“ rammen. Das Steuer fliegt herum. Statt der zerschossenen Backbordseite donnern die Steuerbordgeschütze nun und speien ihre Flammengrüße.

Aus den Luken der Back kommt Qualm. Es brennt im Schiff. Die Löschmannschaft reißt die Schläuche heran, die Hydranten speien Wasserfluten in die fressende Lohe.

Wieder hebt der Kommandant die Linke. Wie bleich er ist! Wachsbleich! Aber um die zusammengekniffenen Lippen liegt der Trotz.

Da heult es wieder heran wie feurige Windsbraut. Ein schrecklicher Schlag! Hundert Schreie! Der Vormast verliert die Stengen und Spieren, ein Gewirr von Eisen und Drahtseilen geht über die Reling in die Tiefe. Der Blitz fegt in die Brücke. Der Kommandant liegt zerschossen, der Erste Offizier faßt ihn mit dem Signalgast und trägt ihn fort. Wie das Blut schrecklich an beiden heruntersickert! Dem Ersten Offizier mitten über die Goldstreifen des Aermels. Niemand achtet darauf. Weiter rast die Hölle, fegt der eiserne Hagel, brüllen die Rohre.

Bis drüben das Feuer seltener, spärlicher wird. Es brennt auf dem Engländer, und verräterisch zischt der weiße Brodem aus den Deckluken.

„Maschinenschaden!“ zuckt es dem Kapitänleutnant von Steinitz durch das fiebernde Hirn.

Digitized by Google

Er ſtürzt an das Scherenfernrohr, das Maat Erkels herbeiſchleppt. Ueber Leutnant Bender ſtolpert der Erſte Offizier faſt.

„Hallo!“ will er rufen. Aber der Leutnant rührt ſich nicht mehr. Er liegt auf dem Geſicht. Tot.

Der Feind ſtellt das Feuer ein und hält ab.

Da kommt Leutnant Wiedemann auf die Brücke geſtürzt und deutet auf eine neue Rauchfahne. Kriegsmaſten ſchieben ſich über den Sehkreis. Der engliſche Zerſtörer hält auf ſie zu. Ohne Zweifel iſt es ein neuer Feind, den er drahtlos zu Hilfe gerufen.

Noch feuert der deutſche Kreuzer auf den abziehenden Feind, der ſchwer nach Feuerlee überliegt. Aber der Engländer macht noch Fahrt. In einer halben Stunde kann der neue Gegner in Feuerweite ſein.

Kapitänleutnant von Steinitz reißt den Maſchinentelegraphen und brüllt dem Mann am Steuer ein Kommando zu. Ein Zittern geht durch den „Reichsadler“, ein Quirlen der Schrauben wirft das Waſſer auf, langſam dreht das Schiff. Mit voller Fahrt geht es auf neuen Kurs. Mit blutigen Fängen und zerfetzten Fittichen zieht der „Reichsadler“ vom Kampfplatz. Aber ſeine Flagge weht ſtolz vom Maſt. Mit Ehren hat er den furchtbaren Strauß beſtanden.

Die letzten Granaten heulen dem flüchtenden Engländer nach. Ein Hurra folgt.

Der Kampf iſt zu Ende. Schwerwund rettet ſich der Feind unter die Rohre des Kameraden.

Und nun raſen die Maſchinen, fegen die Schrauben, nun zeigt das deutſche Schiff, daß es ſchnell iſt.

Als die Nacht hereinbricht, iſt es außer Gefahr.

* * *

Digitized by Google

„Junge, da gibt es aber was zu kalfatern*)!“ meinte Maat Erkels zum Zimmermann Riſſe.

Aber Kaſpar Riſſe hatte kein Wort für ihn. Was kümmerte ihn einſtweilen das zerſchoſſene Deck, die verbogene Reling, der Maſtſtumpf und die zerſchlagene Backbordbatterie! Er hatte traurigere Arbeit.

Und mit zuſammengebiſſenen Zähnen, daß die Tränen nicht kommen ſollten, ging er ans Werk, faßte die Säge und ließ ſie durch die Bretter ratſchen, daß für jeden ſeine Länge herauskomme.

Das erſte Brett war für den Kapitän. Ein Meter achtzig Zentimeter hatte er gemeſſen, als er noch auf beiden Füßen ſtand. Nun freilich —

Der Zimmermann wiſchte heimlich über die Augen. Was für ein ſtattlicher Mann der Fregattenkapitän Fredrichs geweſen war! Und was für ein kerniger, tapferer, deutſcher Sinn in ihm gelebt hatte! Wie hatte er am Sonntag geſagt? „Wenn unſre Zeit gekommen iſt, ſo wollen wir ritterlich ſterben.“

Eine Träne rann dem Zimmermann in den Bart. Er war rauh und hart geworden auf langen Fahrten. Aber daß der Kommandant nun in die Tiefe geſenkt werden ſollte, griff ihm ans Herz.

Doch was half's! Und er ließ die Säge weiter die blanken Zähne durch die Bretter reißen. Jeder mußte ſeine Länge haben. Leutnant Bender, der die hübſche Braut hatte, die ihm in Wilhelmshaven noch Lebewohl geſagt hatte! Wie ſie mit dem weißen Tuch gewinkt hatte! Nun würde ſie einen ſchwarzen Schleier nötig haben. Und Tedje Bankemann würde auch nicht mehr ſein Lied von Klein-Antje ſingen. Ein Granatſplitter

*) Seemänniſcher Ausdruck für „dichtmachen“, „ausbeſſern“.

Digitized by Google

hatte ihm den Kopf halb weggeriſſen. Und der luſtige Windmann hatte ſo ſchreckliche Augen, als ſehe er einen furchtbaren Abgrund. Ja! Zu Lande war die Grube nur fünf Schuh tief. Aber hier langten wohl tauſend Meter und mehr nicht. Aber Maat Brauckmann hatte noch immer den trotzigen Zug um den Mund, den er zeigte, wenn er am Geſchütz ſtand. Und ſein Geſchütz war gerade als erſtes von der engliſchen Granate zerſchoſſen worden, und die Splitter hatten ihn umgeriſſen, als er gerade „Feuer!“ kommandieren wollte. Er hatte den Arm noch erhoben. Und der Signalgaſt Benkert, der ſo fein engliſch ſprach, war nun auch ganz ſtill und ſtumm geworden. Sie alle lagen und warteten, daß man ſie verſenke in die gähnende Tiefe.

Und unten im Lazarett ſtöhnten die andern oder lagen mit geſchloſſenen Augen. Für Bootsmann Pederſen gab der Lazarettgehilfe keine Pfeife Tabak. Aber der Bootsmann durfte nicht ſterben! Hatte er nicht die Braut zu Hauſe? Erſt am Abend zuvor hatte er dem Zimmermann das Bild gezeigt. Geſche hieß ſie. Das war ein feiner Name!

Und der Zimmermann ſägte mit einem heiligen Zorn, als müſſe er ihn an dem ſtummen Holz auslaſſen. „Gott ſtrafe England!“ ſagte er endlich. Da war es ihm leichter.

* * *

Das war ein trauriger letzter Dienſt, den Kapitänleutnant von Steinitz ſeinen toten Kameraden erweiſen mußte! Das Schiff drehte bei. Halbmaſt wehte die Flagge des „Reichsadlers“, ſolange die Gefallenen noch an Bord waren. Wohl hatte der neue Kommandant daran gedacht, ſie in heimiſcher Erde zu beſtatten. Aber war es gewiß, daß der „Reichsadler“ wieder

Digitized by Google

in deutſchem Hafen ankern würde? Noch lag die Fahrt bis Wilhelmshaven vor ihm, denn das Schiff mußte in Dock gehen. Die engliſchen Granaten hatten ihre furchtbaren Spuren hinterlaſſen. Aber würde nach dem Kampfe gegen den Zerſtörer nicht jeder feindliche Kommandant ſeine Ehre darin ſuchen, gerade den „Reichsadler“ abzufangen und zu vernichten? Was wollten die Geſchütze des Hilfskreuzers beſagen, wenn die ſchweren Rohre eines Dreadnoughts gegen ihn aus ſicherer Entfernung Tod und Verderben aus den Panzertürmen ſandten! Nur noch Liſt und Schnelligkeit konnten den „Reichsadler“ retten.

Wehmütig klang der Choral der Bordkapelle über das Achterdeck, wo die Toten aufgebahrt und mit der Kriegsflagge bedeckt waren. „Jeſus, meine Zuverſicht.“ Aber das Sterbelied wollte nicht heraus aus den Kehlen der Seeleute. Mancher ſtand ſtumm und hatte den tränenfeuchten Blick auf die Kameraden unter dem Ehrentuch geheftet, die noch am Tage zuvor mit ihm Wache gegangen waren. Nun hüllte Segeltuch jeden einzelnen ein, und am Fußende war der Ballaſtſack angemacht, der den Toten in die Tiefe ziehen ſollte. An keinem Grabe würde ein ſchmerzzerriſſenes Herz beten, keine treue Hand Blumen des Gedächtniſſes niederlegen und mit Tränen benetzen! Unten auf dem Meeresgrunde würden ſie ruhen, und die Wogen würden über ihre Grabſtätte hinweggehen! Seemannslos!

Kapitänleutnant von Steinitz verſuchte, Worte des Troſtes und des Gedächtniſſes zu ſprechen. Aber die Stimme wollte ihm faſt verſagen. Bis ihm der Spruch einfiel, den der gefallene Kommandant zuletzt ihnen allen zugerufen hatte. „Iſt unſre Zeit gekommen, ſo wollen wir ritterlich ſterben um unſrer Brüder willen, und unſre Ehre nicht laſſen zuſchanden werden.“ Das Wort richtete die Trauernden auf. Als ob der tote Kapitän es allen noch einmal zuriefe. Mit dem Tode hatten die

Digitized by Google

gefallenen Kameraden das Gelöbnis beſiegelt. In Treue gegen das Vaterland, gegen Pflicht und Ehre gingen ſie den letzten Weg.

„Wer weiß, wann wir ihnen folgen! Aber gleich ihnen werden wir nicht zaudern, ritterlich zu ſterben wie unſre Brüder für unſre Ehre, unſer Vaterland, unſre Flagge. Gott hört es!"

Er ſprach laut das Vaterunſer, und alle beteten barhäuptig mit. — Dann wurde das Flaggentuch weggezogen. „Ich hatt' einen Kameraden, einen beſſern findſt du nit —" ſpielte die Bordkapelle, und alle ſangen den letzten Gruß an die Toten. Aber manche Träne perlte dabei über die Geſichter.

Sanft glitten die Toten über Bord in die Tiefe. Der Salut der Batterie dröhnte hallend als letzter Ehrengruß über das Meer. Die Kriegsflagge wurde wieder in den Topp des Maſtes gehißt, die Maſchinen gingen an, der „Reichsadler" dampfte nordwärts, den Weg zum heimiſchen Hafen erſpähend. Hinter ihm blieb die Trauer bei den Toten.

* * *

Eine feindliche Granate hatte die drahtloſe Station des deutſchen Hilfskreuzers zerſtört. Aber engliſcher Funkſpruch meldete ein ſchweres Treffen auf hoher See, das durch das Eingreifen eines Panzerkreuzers mit der Niederlage des „Reichsadlers" geendet habe. Kampfunfähig habe der Deutſche den Platz verlaſſen, verfolgt von überlegenen Kräften. „Ohne Zweifel wird der ‚Reichsadler' geſunken oder auf der Flucht in Grund geſchoſſen ſein."

Auch an den frieſiſchen Strand flog dieſe engliſche Meldung, bis in die ſtillen Fiſcher- und Heidedörfer hinein, und manche Hand, die das Zeitungsblatt hielt, ſenkte ſich in jähem Schmerz. Klagen und Tränen um ſo viel tapferes Leben, ſo

Digitized by Google

viel frischen Mut, der an Bord des „Reichsadlers“ hinausgezogen war zum Kampf auf die wogende See. Nun ruhte so viel tapferer Mut auf dem Meeresgrunde!

Auch nach Stormfleeth kam die Trauerbotschaft. Ueber den Schnee, der seit den Weihnachtstagen die stillen Dörfer und die weite Ebene deckte. Klaas Smend selbst brachte die Nachricht. Beim Krämer des Dorfes hatte er sie vernommen.

Schwerfällig stapfte er durch den Schnee heimwärts. Wie er unter den Sohlen knirschte! Klaas Smend achtete nicht darauf. Er hörte auch nicht auf das Krächzen der Krähen, die am hellblauen Frosthimmel hinstrichen wie ein schwarzes Geschwader des Unheils. Er hatte den suchenden Blick ostwärts gerichtet. Hinter dem kleinen Kiefernbusch mußte sein Dach liegen. Den wirbelnden blauen Rauch sah er schon über die verschneiten Wipfel streichen. Da saßen Mutter Smend und Gesche wohl am Feuer und ließen das Spinnrad surren. Was sollten sie auch weiter tun an den langen Wintertagen! Wenn die Flamme spielte, saß es sich warm und gut am großen Feuerherde, und wenn der Faden hurtig auf die Spule rann, so floß die Weiberrede munter dazu. Mit Hinrich Pedersen würden sie es haben. Natürlich! Von früh bis spät hatten sie es mit Hinrich Pedersen. Wo er jetzt wohl sein möchte? Und ob der „Reichsadler“ wirklich so viele englische Schiffe in den Grund gebohrt habe, wie die Zeitungen schrieben? Und wie lange es dauern möge, bis Hinrich wieder in Smends Haus kommen könne? Zu Ostern oder Pfingsten sollte Gesche ja Hochzeit machen. Das Brautlinnen lag in der Lade, und die Betten waren gestopft. Fehlte nur der Bräutigam.

Nun konnte es lange dauern, bis Hinrich Pedersen kam.

Klaas Smend blieb stehen und steckte umständlich die Pfeife wieder an. Bei den schweren Gedanken unterwegs war

ſie ausgegangen, was Klaas Smend nicht oft geſchah. Aber nun pinkte er gemächlich mit dem Stahl gegen den Feuerſtein und legte den glimmenden Zunder auf den Tabak. Streichhölzer waren im Winde nichts wert, und Klaas Smend hielt es aus ſeiner Matroſenzeit noch immer mit Stahl und Stein. Er war wahrhaftig ſtehengeblieben und rauchte gedankenvoll, als ſchaue er in der Sommerzeit den Bienen auf dem Heideſtande zu. Wollte er heute Zeit gewinnen?

„Das hilft alles nicht!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Was ſein muß, muß ſein.“ So ſchritt er weiter und ſah dem blauen Rauch zu, der über die Bäume wirbelte. Er fürchtete nun faſt, daß ſein beſchneites Strohdach bald aufkommen würde.

„Schlimm iſt das, Klaas!“ redete er mit ſich ſelbſt. „Wenn Geſche ihn nur nicht ſo gern haben wollte! Aber was ſein muß, muß ſein!“

Klaas Smend war kein Feigling. Er war in jungen Jahren ſelbſt an Bord deutſcher Kriegsſchiffe gefahren. Auf „König Wilhelm“ hatte er gedient. Das war 1878 geweſen, und jenen ſchlimmen 31. Mai hatte er noch heute im Gedächtnis, an dem der „König Wilhelm“ beim Manöver im engliſchen Kanal den „Großen Kurfürſten“ rammte. Bei Folkeſtone war das Unglück geſchehen.

Zweihundertneunundſechzig Mann waren dabei ertrunken. Kaum eine Viertelſtunde hatte es gedauert, bis der „Große Kurfürſt“ gekentert und geſunken war. Noch jetzt überlief es Klaas Smend eiſig, wenn er an jene Stunden dachte, wo die Kameraden mit den Wellen rangen, die Boote retteten, was ſie auffiſchen konnten, und dennoch ſo viele verſanken. Zweihundertneunundſechzig Mann! Aber der „Reichsadler“ hatte ſicherlich noch mehr Leute an Bord gehabt. Und nun lag er auf dem Meeresgrunde. Hinrich Pederſen würde nicht mehr nach Stormfleeth kommen!

Digitized by Google

Klaas Smend gab ſich einen Ruck und ſchritt tapfer aus. Einmal mußte er ja doch mit der ſchlimmen Botſchaft über die Schwelle. Um den Kiefernbuſch bog der verſchneite Weg. Da lag Smends Haus. Das Strohdach reichte tief hinab und war dick beſchneit. Die kleinen Fenſter blinkten freundlich im letzten Tageslicht. Die Pfähle des Gartenzaunes hatten Schneehauben. Tiefe, feierliche Stille lag über dem Anweſen. Nur der blaue Rauch über dem Dache verriet das Leben in den roten Wänden mit dem ſchwarz geteerten Balkenwerk.

Der Spitz kläffte dem Hausherrn entgegen. Ein Mädchengeſicht lugte aus der grünen Tür. Geſche. Klaas Smend trat umſtändlich die Sohlen der ſchweren Stiefel auf der gefegten Steinplatte ab. Dann ſchob er ſich in die Haustür.

„Du läßt dir heute Zeit, Klaas," tadelte die Hausmutter.

„Ja, wenn es ſoviel Neues in der Welt gibt!"

Er zog das dicke Wams aus und hängte es an den Pflock. Geſche ſetzte die Kaffeekanne auf den blank geſcheuerten Ahorntiſch, dazu Brot und friſche Butter, und lud ein: „Lang' zu, Vater!"

Behaglich warm hatten es die Weibsleute, und die alte Kaſtenuhr mit dem blanken Zifferblatt tickte gemütlich. Geſche warf neue Torfſtücke ins Feuer, und Mutter Smend ließ das Spinnrad weiterſurren.

„Jörn Wiebling war im Vorbeigehen da, Klaas."

„So? Was wollte er?"

„Na, ſich ein bißchen wärmen. Und wenn du in Stormfleeth in der Schenke ſitzeſt, muß uns doch ein andrer das Wort halten. Hans Böker iſt nun doch gefallen in Belgien. Der beim Seebataillon ſtand. Schade, war ein ſo netter Junge. Ordentlich und fleißig."

„Wird nicht der einzige ſein, Mutter."

Digitized by Google

„Gott ſei's geklagt!“

Klaas Smend trank ſeinen heißen Kaffee. Wenn er doch nur erſt das rechte Wort finden könnte! Aber wenn er Geſche zuſah, wie ſie hin und her ging, ſo fröhlich und zuverſichtlich, wurde ihm das Herz ſchwer.

„Die Ruſſen ſollen ſchwere Schläge gekriegt haben, Vater,“ miſchte ſich Geſina ein. „Aber ſchadet ihnen nichts! Das iſt Gottes Strafe für alle Greuel, die ſie in Oſtpreußen verübt haben. Die Gefangenen, die unſre Truppen machen, ſollen gar nicht mehr zu zählen ſein. Wenn wir ſie alle im Reiche unterbringen wollen, müßten wir anbauen, meinte Jörn Wiebling.“

„So? Meinte er? Er muß das ja wohl wiſſen.“

„Na, Vater, in Belgien wäre ja jetzt Platz genug dazu. Die Seebataillone haben feſt heran gemußt, erzählt Jörn. Weißt du, wieviel wir jetzt haben? Einundzwanzig! Denke mal an, Vater! Einundzwanzig. Und im Frieden hatten wir man drei Seebataillone, ſagte Hinrich.“

„Werden ſie dann auch wohl brauchen können. Werden noch Leute genug verlieren. Haben ſchon genug verloren!“

Geſina ſah den Vater erſchrocken an. Sonſt war er redſeliger, wenn er im Kruge geweſen war, wußte allerlei Neues und ließ ſich nicht lange bitten. Jetzt trank er eine Ewigkeit Kaffee und ſah nicht einmal richtig auf, wenn er ſprach.

„Du biſt ſo ſonderbar,“ ſagte ſie. Klaas antwortete nicht. Aber Mutter Smend ließ den Faden jetzt los und faßte ihren Alten ſcharf ins Auge.

„Du haſt was, Klaas. Und nichts Gutes. Heraus damit, ſage ich.“

„Was ſoll da ſein?“ wehrte er ab. „Man hört allerlei, und es iſt nicht immer gut, wenn man's nachredet.“

Digitized by Google

Indes die Hausfrau ließ nicht locker. „Sonſt biſt du doch ein fixer Neuigkeitskrämer, Klaas, und haſt immer Angſt, nicht zuerſt damit zu kommen. Alſo, was haſt du gehört?“

Da ſchob Klaas Smend die Taſſe von ſich und ſah geradeaus auf den Perpendikel der Uhr, als müſſe er die Sekunden zählen.

„O, es iſt man Schnack! Vielleicht ſogar ein dummer Schnack! Aber der Krämer wollte es genau wiſſen. Mit dem ‚Reichsadler‘ iſt da was nicht in Ordnung —“

„Vater!“ ſchrie Geſina auf und ſtand mit ſchreckensvollen Augen vor ihm.

„Klaas! Rede hier nicht unnütz das Mädchen in Schreck!“ wollte die Mutter ſchelten.

Aber Klaas Smend taſtete nach der Hand ſeiner Geſche und zog ſie an ſich.

„Vielleicht iſt es man dummer Schnack, Geſche. Aber die Engländer ſollen ihn in Grund geſchoſſen haben.“

Bleich wie die gekalkte Wand hinter dem Tiſche ſtand Geſche nun und hob abwehrend die Hände langſam hoch, als müſſe ſie ein ſchreckliches Geſpenſt abwehren. „In — Grund — geſchoſſen!“

„Geſche! Komm, arme Deern!“ wollte die Mutter tröſten. Aber da ſchrie das Mädchen plötzlich ſo entſetzlich auf, ſo gequält, daß es den Alten durchs Herz ſchnitt:

„Hinrich! — Großer Gott — Hinrich! — In Grund geſchoſſen — tot — Hinrich!“

Dann ſtürzte ſie wie eine Irre auf die Tür, als müſſe ſie hinauslaufen und ihn rufen, auf den ſie nun ſo lange gewartet, daß er ſie heimhole.

„Geſche!“ ſchrie die Mutter und faßte ſie beim Handgelenk.

Digitized by Google

„Geſche!“ Klaas Smend hielt ſie zurück. „Komm, Geſche! Komm, arm Kind!“

Aber ſie ſtarrte noch immer, als ſähe ſie Hinrich und müſſe ihn rufen. Und wieder ſchrie ſie ſo ſchrecklich auf: „Hinrich! — Ja, der Kaiſer braucht ihn ja! — Hinrich! — Sag', Vater, liebſter Vater, ſag' es doch, daß er nicht dabei war! — Ach, Vater! — Und zu Oſtern wollte er da ſein und mich holen! — Ach, Vater!“

Da fand ſie ſich wieder, und die Tränen ſchoſſen ihr aus den blauen Augen.

„Mutter!“ ſchluchzte ſie und ließ ſich in ihre Kammer führen.

Klaas Smend aber ſtand am roten Torffeuer, faltete die Hände und ſah in die Glut, deren Schein an der Wand ſpielte.

„Wäre ich lieber damals auf dem ‚Großen Kurfürſten' geweſen!“ murmelte er. „Wäre ich lieber mit verſackt! Zweihundertſiebzig wären's da geweſen. Lieber in der tiefſten See liegen, als dieſen Jammer ſehen!“

Durch die angelehnte Tür kam das leiſe Wimmern und Schluchzen der Frauen. Sonſt kein Laut. Nur die alte Uhr tickte, als gehe ſie das alles nichts an. Die Zeit lief ja weiter, ob die Menſchen jubelten oder klagten! Tick-tack! Die Zeit blieb nicht ſtehen, ob die Menſchen kamen oder gingen. Tick-tack! Ob ſie im Frieden ſaßen oder in blutigem Krieg ſich mordeten. Die Zeit ging weiter. Tick-tack! Neue Menſchen kamen, wenn die alten gingen.

Da trat Klaas Smend an die Uhr und hielt den Perpendikel an. Wo ein Toter im Hauſe war, durfte die Uhr nicht gehen. So war es Brauch.

Ein Toter im Hauſe! Beſſer wäre es geweſen, Hinrich Pederſen läge hier auf der Bahre, daß ſie alle noch Abſchied

Digitized by Google

nehmen könnten. Nun ruhte er auf dem Meeresgrund, und keiner war dageweſen, der ihm den letzten Kuß auf die Stirn gegeben hätte. Den Abſchied in die Ewigkeit.

* * *

Mutter Smend war die erſten Tage nicht von ihrem Kinde gewichen. Was Mutterliebe an Troſt bieten konnte, hatte ſie gegeben. Ihrer Geſche. Ihrer Einzigen. Nicht eine Stunde hatte ſie ihr Kind ſich ſelber überlaſſen.

Gebrochene Liebe tut weh! hatte ſie gedacht. Und ich weiß, wie lieb ſie Hinrich Pederſen gehabt hat.

Aber an einem hellen Wintermorgen hatte Geſche ſtill ihren Sitz am Spinnrad wieder eingenommen, den Faden wieder gedreht und die Spule ſurren laſſen. Und Mutter Smend hatte ſie nicht geſtört. Beim Spinnen kamen gute Gedanken, und wer Sorgen auf der Seele und Leid auf dem Herzen hatte, ließ ſie mit ins Garn gleiten und vergaß ein bißchen.

„Mutter!“ ſagte Geſche plötzlich.

„Ja, mein Kind?“

„Haſt du nicht geſagt, daß man auf das Herz hören ſoll, ehe man etwas glaubt, und nicht nur auf der Leute Mund?“

„Ja, Geſche. Aber was ſoll's?“

„Dann iſt Hinrich Pederſen auch nicht tot.“

Mutter Smend ließ erſchrocken den Faden fallen und ſah ihr Kind an. Um Gottes willen! Setzte ſich da ein irrer Gedanke in den blonden Mädchenkopf? Der Schreck lähmte ſie faſt. Sie erhob ſich mühſam und wollte aus dem Fenſter ſehen. Draußen im Schuppen ſtand Klaas Smend und ſägte Buchenholz. Wenn er lieber einmal verſtohlen nach Stormfleeth gehen möchte und den Doktor befragen!

Digitized by Google

Aber Geſche ſprach ruhig weiter: „Bleib' ſitzen, Mutter! Komm! Rate mir lieber!“

Mutter Smend wankte auf ihren Spinnſtuhl zurück und ſetzte das Rad in Schwung. Aber ſie hatte kaum acht darauf, ob der Faden gleichmäßig zwiſchen Daumen und Zeigefinger ablief.

„Sieh, Mutter,“ begann Geſina von neuem, „wenn der Herrgott nicht wollte, daß wir zuſammenkämen, Hinrich und ich, hätte er es doch leicht hindern mögen.“

„Ja, Geſche, das hätte er wohl.“ Im ſtillen tat Mutter Smend ein Gebet. Was für Gedanken ſich das arme Kind machte! Hatte der Herrgott es nicht gehindert? Ein Toter zog den ſchwarzen Bräutigamsrock nicht mehr an!

„Aber hat er Hinrich nicht immer wieder glücklich heimkommen laſſen? Sage ſelbſt, Mutter! Damals, als der Geeſtemünder Fiſchdampfer vor Island unterging im Sturm. Warum iſt Hinrich gerettet worden und alle andern nicht?“

„Frage den lieben Gott, Geſche. Aber mich nicht!“

„Höre weiter, Mutter! Als er mit dem Hamburger Schiff vor Veracruz lag und die halbe Mannſchaft am Fieber ſtarb, ihm iſt nichts geſchehen. Er kam wieder und ſteckte mir den Ring an. Dieſen Ring, Mutter!“

„Ja, Geſche.“

„Im erſten Schreck habe ich neulich gegen Gott geſchrien, weil ich den Verſtand verlor —“

Lieber Gott, laſſe ihn ihr jetzt nur! betete die Mutter und ſah ihrer Tochter ängſtlich in die Augen. Aber die waren ganz klar.

„— und ich habe vielleicht Sünde daran getan. Weißt du, was Hinrich mir geſagt hat, als er das letztemal aus ſchwerer Seenot zurückkam? ‚Geſche,‘ ſagte er ‚man muß nicht an Gottes Güte verzweifeln, und ich ſage dir, Geſche, wenn Gott uns nicht zuſammen haben wollte, müßte ich längſt tauſend

Digitized by Google

Faden tief im Waſſer liegen.' Darum habe ich Hinrich ruhig gehen laſſen, als der Kaiſer ihn brauchte. Gott wird ihn mir auch diesmal wiedergeben. Hörſt du, Mutter, er muß! Ich habe ihn nicht umſonſt um Hinrich angefleht, wenn ich ihn draußen auf See wußte. Mein Herz ſagt mir, Hinrich kommt wieder! Mutter, er kommt wieder!"

„Geb's Gott, Geſche!"

Wieder ſurrten die Spinnräder. Stille herrſchte in der Stube. Von draußen kam einförmig das Kreiſchen und Schrammen der Säge.

Plötzlich ſtieß Geſche das Rad mit einem Ruck von ſich. Sie legte die Hände zuſammen und krampfte ſie ineinander.

„Und wenn er nicht käme, Mutter —"

„Geſche! Kind!"

„— ich müßte ihm nachgehen! Ich könnte nicht anders! Ich ſage es dir, Mutter. Ich müßte. — Aber Gott wird ihn kommen laſſen! Er wird barmherzig ſein!"

Und ſie rückte das verſtoßene Rad wieder zurecht und ließ den Faden gleiten und ſaß von Stunde an verſonnen und ruhig, als wiſſe ſie, daß er wiederkommen müſſe, ihr Hinrich Pederſen.

Klaas Smend aber ſchüttelte heimlich den Kopf und wiſchte mit dem Aermel über die Augen.

„Auch das Unglück ſoll uns noch treffen, Mutter? Unſre Geſche am Spinnrad warten Jahr um Jahr? Ich wollte lieber, Hinrich Pederſen ſtände in meinen Schuhen hier und ich läge tief unten an ſeiner Statt!"

Mutter Smend wußte auch keinen Rat. Darum half ſie ſich mit dem alten Wort: „Gottes Wille geſchehe!"

Geſche aber wartete Tag um Tag auf Hinrich Pederſen, den die Leute doch totſagten!

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Weihnachtsfeier war die letzte Freude der alten Gräfin Anastasia gewesen. Ganz unerwartet starb sie. „Als wenn der Wind eine Kerze auslöscht!“ schluchzte die alte Kammerfrau Stanislawa.

Die Beisetzung war erfolgt, als herrsche tiefer Friede. Der russische General Wassilij Trugawin, der mit seinem Stabe noch immer auf Semenow in Quartier lag, war selbst zur Trauerfeier in der Kirche des Nachbarstädtchens erschienen und hatte seine Soldaten, die es sich im Gotteshause bequem gemacht hatten, mit tausend Donnerwettern hinausjagen lassen. Tannenreisig hatten sie herbeiholen müssen und was sonst aus dem Schnee mit grünem Triebe hervorlugte, um die einfache, weiß getünchte Kirche damit auszuschmücken.

„Das einzige gute Werk, das die Russenkerle bisher hier verübt haben!“ stellte der polnische Geistliche fest, dem der russische Pope das Messelesen am eignen Altar unmöglich gemacht hatte, seitdem der Krieg im Lande wütete.

Einige Zeilen der Baronin Wera Iwanowna an den General Wassilij Trugawin hatten das Wunder bewirkt, die Kirche freizumachen.

„Höre, Boris Alexandrowitsch!“ hatte der General seinem Adjutanten am Morgen nach einer schweren Abendsitzung befohlen. „Dir wird der Schädel genau so brummen wie mir.

Digitized by Google

Nun ja! Arrak in den Sekt zu schütten, ist immer etwas gefährlich. Aber es hilft dir nichts, Boris, du mußt hinüberreiten nach Suchow und in meinem Namen das Beileid aussprechen. Ich habe die alte Dame freilich nie gesehen. Aber Wera Iwanowna will es. Und dann treibe die Kerls aus der Kirche! Nimm ein paar Kosaken mit, daß sie mit der Nagaika dazwischenfegen! Also reite, Brüderchen! Z Bogom! Mit Gott!"

Der Adjutant hatte zwar innerlich geflucht. Aber was half's? Dieser alte Esel Trugawin war nun einmal sein Vorgesetzter und dazu in die Baronin verliebt wie der Hund in die Wurst. Also ließ der Dragoneroffizier seinen Gaul satteln, eine Patrouille mitaufsitzen und richtete die Befehle des Generals richtig aus.

Als er nach Semenow zurückkam und sich meldete, versetzte er seinem hohen Herrn einen heimlichen Sporenstoß: „Dieser Graf Kozniewski wird nicht lange in Verlegenheit um eine Herrin für Suchow zu sein brauchen, Exzellenz."

„Was redest du da, Boris Alexandrowitsch?"

„Nun, die Baronin ist auf Suchow schon jetzt so zu Hause wie eine Tochter, scheint es. Sie machte die Ehren des Hauses gegen mich, als werde der Leichenfeier die Trauung bald folgen. Die Kirche ist ja einmal wiederhergerichtet, und eine Hochzeit wäre eine ganz angenehme Abwechslung, meine ich."

Boris Alexandrowitsch durfte sich schon einiges beim General herausnehmen, denn er war der Sohn eines alten Kameraden Wassilij Trugawins und hatte seine Telephonverbindung bis in das Kabinett des Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch hinein, wie die Offiziere beim Stabe sagten. Aber heute besann sich der General darauf, daß ein längeres Winterquartier für junge Krieger nichts tauge, und jagte den

Digitized by Google

Adjutanten auf einen Patrouillenritt von einigen hundert Werst.

„Da mag er sich die Hochzeitsgedanken auslüften!“ knurrte Exzellenz hinter ihm her. Und er trank gedankenvoll seinen Tee.

Dieser Graf Kozniewski also hatte für das goldene Vögelchen Wera Iwanowna das Garn gelegt! Beim heiligen Wladimir! Der Graf hatte einen guten Geschmack. Nur schade, daß General Wassilij Trugawin den gleichen hatte und nicht gesonnen war, dem Polen die schöne Frau und den Sack voll Rubel zu lassen. Denn der General brauchte Geld. Einstweilen waren ja seine Gläubiger in Petersburg und Moskau — diese verdammte Bande! — noch zahm. Solange der Krieg währte, mußten sie das Kläffen einstellen. Drüben in Preußen hatte Wassilij Trugawin durch Plünderung und Raub die Schätze zu finden gehofft, mit denen er die Wucherer und Dränger abfinden könnte. Aber nicht eine Kopeke hatte er aus Ostpreußen über die russische Grenze mitnehmen können. Nur wäre er beinahe in die masurischen Sümpfe geraten und hätte nie einen Rubel mehr nötig gehabt!

Und Wera Iwanowna hatte ungezählte Rubel! Darüber war der General genau unterrichtet. Freilich, er hätte die schöne Frau mit dem blonden Haar und den lockenden Augen auch genommen, wenn keine Kopeke Mitgift in ihrer Hand gewesen wäre. Schon seit Jahren machte er ihr den Hof. In Petersburg während des Winters. War es nun nicht ein Lächeln des Schicksals, daß er gerade auf Semenow Quartier nehmen durfte? Und Wera Iwanowna war geblieben! War nicht nach Petersburg geflohen, wie er gefürchtet hatte. Zum Teufel! Diese Gelegenheit mußte er ausnutzen, und wenn dieser polnische Graf ihm in den Weg trat, schlug er ihn unters Kinn, daß er sämtliche Freiersgedanken vergessen sollte! O nein,

Digitized by Google

Freundchen! Waſſilij Trugawin war nicht der Mann, der ſich einen Goldvogel vor der Naſe weg ins fremde Netz locken ließe! Und wir ſind im Kriege, Brüderchen! Im Kriege aber iſt der dümmſte Koſak mehr wert als ein geſchniegelter Graf, zumal wenn dieſer drüben in Preußen ſeinen Wohnſitz hat.

General Trugawin pfiff plötzlich leiſe durch die Zähne. Unruhig ging er im Zimmer auf und ab. Beim großen Iwan! Bisher hatte er nie darüber nachgedacht, daß dieſer Graf Anton Kozniewski kein Recht hatte, ſich auf dem Boden Rußlands aufzuhalten. Wera Iwanowna hatte damals eine Zeile an den General gerichtet, und er hatte die Erlaubnis, ohne ſchriftlich ein Wort zu erwidern, erteilt. Der Graf mochte ſeine alte Mutter pflegen! Natürlich! Aber ſobald er die Hand nach Wera Iwanowna ausſtreckte, ſollte er merken, daß er ſich auf ruſſiſchem Boden befand und General Trugawin dort Herr war! Das ſollte er! Und die alte Gräfin war ja nun zum Glück auch tot. Was wollte der Graf nun noch länger in Suchow? Er ſollte froh ſein, wenn er ungeſchoren über die Grenze kam. In Sibirien war viel Platz, und wenn ihn die Reiſe dahin zu lang dünkte, ſo genügt auch ein guter Strick oder eine Kugel. Was lag daran, ob es ein polniſcher Graf oder ein polniſcher Jude war, der aufgeknüpft wurde! Verräter waren ſie ja alle!

General Waſſilij Trugawin redete ſich in eine geheime Wut gegen den Grafen Anton Kozniewski hinein. Aber er kam zur Beiſetzung der Gräfin dennoch mit der Miene eines ehrlich Teilnehmenden und drückte dem Grafen Anton Kozniewski teilnehmend die Hand. Aber die Baronin fing einen Blick des ruſſiſchen Generals auf, der den Grafen prüfend muſterte. Da wußte ſie, warum General Waſſilij Trugawin gekommen war und was für Gedanken unter ſeiner Schirmmütze wohnten.

Digitized by Google

Die Trauermesse in der Kirche war zu Ende. Weiße, flackernde Kerzen, die den Sarg umleuchteten, waren in die Hände der Leidtragenden verteilt. Bläulich zog der Weihrauch über den Sarg, der mit geweihtem Wasser besprengt war. Die Glocken setzten ein, das silberne Kreuz auf hoher Stange und die schwarzen Fahnen zeigten dem Leichenzuge den Weg, und klagend, seufzend und flehend klang das „Miserere mei, Deus — Erbarme dich meiner, Gott —"

Graf Anton schritt neben dem General hinter dem Sarge nach der kleinen Erbgruft, die Gräfin Anastasia hatte errichten lassen.

Nie hatte ihm eine Totenklage so trostlos, so schwer, so grausig geklungen. So düster erschien ihm alles, so hoffnungslos! Und es war doch eine alte, leidende Frau, die sie zur letzten Ruhe betteten, eine Geduldige, für die nun der Heimgang zum Vater aller Menschen eine Erlösung war! Gewiß, es war seine Mutter, die man zu Grabe trug. Aber der Schmerz um sie allein war es nicht, der ihm alles so grausig machte. Ihm war es, als gelte alles ihm selber, die gelben Lichtzungen auf den Kerzen, die leise im Windzuge flackerten und sausten, die düstere Pracht des Sarges mit den silbernen Beschlägen, der Trauergesang der Leidtragenden, die Bitte des Geistlichen und endlich die gähnende Gruft vor ihm, in die sie den Sarg nun langsam hinabließen.

Eiskalt rieselte es ihm über den Nacken, als er der Toten die letzten Grüße nachsandte. Drei Erdschollen, hartgefrorene kleine Klumpen, die kollernd auf den Sargdeckel fielen. So hohl klang es, so schaurig. Wie in einem Banne stand Graf Anton und sah der letzten Feier zu; als liege er selber unten und über seinem Sarge schwebe das Gebet des Geistlichen. „Miserere mei Deus secundum magnam misericordiam

tuam — Erbarme Dich meiner, Gott, nach Deiner großen Barmherzigkeit —"

Wie ein Nachtwandelnder ging er zur Pforte des Kirchhofes zurück, sah draußen vor der Mauer die Gesichter der russischen Soldaten, wie sie die Augen starr auf den General richteten und präsentierten. Mechanisch schritt er zu seinem Schlitten, den der General mit ihm teilte.

„Er ist bleicher als diese Wachskerze," sagte der Küster, als der Schlitten abglitt. „Es geht ihm nahe. Die vornehmen Leute sind alle wehleidig."

* * *

Baronin Wera Iwanowna hatte sich verleugnen lassen, als General Trugawin sie in seinem Schlitten nach Semenow zurückgeleiten wollte.

„Die gnädigste Baronin liegt krank, Exzellenz," hatte die Kammerfrau Stanislawa gemeldet. „Sie hat zuviel geweint und muß Ruhe haben. Aber sie will bald wieder nach Semenow zurück."

„Nerven hat sie natürlich," murrte der General, als er sich verabschiedete. „Welche Frau hätte sie nicht! Nur daß ihre Nerven uns Männern weh tun!"

General Trugawin ließ sich also von Graf Anton allein an den Schlitten geleiten und fuhr ab. Er winkte noch einmal zurück, als das Gefährt durch das Tor hinausglitt. Aber dann ballte er grimmig die Faust.

„Ein abgekartetes Spiel! Ein Spiel, in dem ich den Hasen und er den Fuchs machen soll. Aber wartet! Ihr sollt sehen, wer General Wassilij Trugawin ist!"

Hinter dem Vorhang des Fensters hatte Wera Iwanowna die Abfahrt beobachtet. Sie seufzte auf, als die feinen Glöckchen

Digitized by Google

draußen zum Hufschlag der Pferde aufschrillten. Dann bekreuzte sie sich und tat ein heimliches Gebet zur heiligen Mutter Gottes von Kasan.

Die Stunde kam, in der für sie das Los des Lebens fiel. Für immer. Sie wußte sehr gut, worauf der Mann in der Generalsuniform, der durch die verschneite Oede glitt, wartete. Immer wieder war sie ihm ausgewichen, wenn das verhängnisvolle Wort fallen sollte. Geschmeidig war sie ihm entschlüpft, wenn er zuzugreifen gedachte.

Wera Iwanowna schauderte. Dieser Wassilij Trugawin war ihr trotz seines Ranges und seiner zur Schau getragenen Ritterlichkeit entsetzlich. Wie ein Barbar mutete er sie an, der ein schönes Weib als Beute davonschleppen will. Sie sträubte sich gegen den Gedanken, ihm als seine Frau folgen zu müssen, sich von ihm berühren zu lassen. Wie eine Schmach kam es ihr vor! Sie kannte ihn genau, den General. Glatt nach außen, brutal im Innern und russenschlau, wenn es den eignen Vorteil galt. Freilich, er würde seinen Weg machen, wenn die Deutschen oder Oesterreicher ihn nicht vorher abschossen, denn er war bei dem Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gut angeschrieben. General Wassilij Trugawin gehörte zu den echten altrussischen Leuten, die dem Deutschtum Todfeindschaft geschworen und die Macht im Lande des Zaren hatten. Sie ließen Nikolaus II. wie eine willenlose Puppe tanzen. War dieser Krieg nicht ihr Werk? Ohne Zweifel, Wassilij Trugawin war eine gute Partie. Freilich, wenn er ihre Schönheit genossen, würde er es machen, wie sie es alle machten an der Newa, die großen Herren. Er würde nach außen der Kavalier seiner Frau sein und heimlich seine eignen Wege gehen. Man wußte ja, wer den Dämchen vom Ballett, den französischen Sängerinnen der Varietés ihren Luxus bezahlte! Im

Digitized by Google

Japankriege waren ſogar die Rubel gut dazu geweſen, die für die Verwundeten und für das Rote Kreuz geſammelt waren! Waren die bunten Falter nicht den Truppen bis Port Arthur und Dalnij nachgegaukelt? — Wera Iwanowna wollte dieſes Spiel voll Lug und Trug nicht noch einmal mitmachen! Ihre erſte Ehe hatte ſie getragen, wie man etwas Herkömmliches hinnimmt.

Aber nun, da ſie frei war, ſollte keine Feſſel ſich um ihre ſchlanken Handgelenke legen, und wäre ſie von purem Golde. Hand in Hand wollte ſie gehen mit dem Manne, den ihre Liebe ſich frei erkoren hatte! Einmal wollte ſie das heimlich erſehnte Glück erzwingen, einmal es an ſich ketten.

Als Graf Anton ihr von ſeiner blonden Deutſchen erzählt hatte unter dem Weihnachtsbaum, war ein Schwert durch ihre Seele gegangen. Was darin heimlich erblüht war an Hoffen und Sehnen, war plötzlich verwelkt. Aber die alte Gräfin hatte ſie getröſtet, als Wera ihr mit halben Worten beichtete. „Mein Sohn iſt zum guten Teil Schwärmer, Wera Iwanowna! In der Liebe vielleicht auch. Aber in der Liebe iſt es wie im Kriege, mein Kind. Wer den Willen hat, zu ſiegen, der bleibt Herr!“

Eine Falte grub ſich in Weras Stirn. Wie die Enttäuſchung gebrannt hatte! Als ſie ſchon glaubte, er werde ſich zu ihr neigen und ſie küſſen. Und ſeine Lippen hatten ihre Stirn nicht einmal berührt, geſchweige den roten Mund, der ſich nach ſeinem Kuſſe ſehnte! Ach, ſo lange ſchon! Wie oft hatte ſie heimlich ein Gelübde zur Mutter Gottes von Kaſan getan, daß ſie ſein Herz zu ihr wenden möge! Wie oft hatte ſie in verträumten Stunden ſeinen Namen geflüſtert, als müſſe ſie ihn bannen, daß er ſie mit ſeinen dunklen Flammenaugen ſuche, bis ſie ihn aufhebe und ihn glückſelig in ihre Arme

Digitized by Google

ſchließe! Was waren die Männer, die um ſie warben, gegen Anton Kozniewski! Raben und Gockel gegen den Adler! Und die heiße Sehnſucht nach ihm war trotz des Weihnachtsabends in ihr wieder aufgeflammt wie ein Feuer, das heimlich weiterglimmt und plötzlich wieder hoch aufſchlägt.

„Antek!“ flüſterte ſie und hob die Arme, als ſtehe er vor ihr. Wie das Blut haſtig durch ihre Adern rann, das rote, heiße Blut! Wie die kleinen ſilbernen Sternchen flimmerten vor ihren geſchloſſenen Augen! Als ſchleiche ein Fieber ſie an, das ihre Sinne verwirrte und ſie nur noch eins denken, wünſchen und hoffen ließ. „Antek!“ Sie ſtöhnte den Namen des Mannes faſt ſchmerzlich. Und er wollte nicht ſehen, wie ſie ſich nach ihm ſehnte!

Aber bei Gott! Sie wollte ihr heiß erflehtes Glück, die Wonne ihres Lebens nicht hingleiten laſſen wie ein Traumbild, das mit der erſten Morgenröte zerrinnt! Halte feſt, Wera Iwanowna! Um jeden Preis! Um jeden!

Ihre Wangen brannten plötzlich vor Scham. Was für ein Gedanke! Aber war ſie nicht ſchön? Und Graf Anton war Pole! Pole mit heißem Blut, wenn es geweckt wurde; Pole mit raſchem, auflodernden Herzen, wenn eine ſchöne Frau ihre Augen locken ließ. Warum ſollte er anders ſein als alle Männer?

Sie klingelte. Die Kammerfrau kam.

„Mache Licht, viel Licht, Stanislawa! — Ja, alle Flammen! So! — Und nun rücke den Spiegel zurecht! — Wie troſtlos dieſes Schwarz iſt!“

Dabei muſterte ſie ihr Bild im Kriſtall des Spiegels und wußte ſehr genau, daß ihre blonde Pracht gerade durch das einförmige Schwarz des Trauerkleides noch beſonders gehoben wurde.

Digitized by Google

„Wie das goldene Kreuz auf einem Gebetbuch," hatte die alte Kammerfrau geſagt. Und Stanislawa hatte genug ſchöne Frauen bedient.

Wera Iwanowna muſterte ſich immer wieder im Spiegel.

„Sage, bin ich nicht häßlich wie eine Krähe?"

„Häßlich? Schön iſt die gnädigſte Baronin, ſchön wie die Sonne, die über dunklen Wolken ſteht und den Regenbogen zaubert!"

„Du ſchmeichelſt, Stanislawa! — Und nun gehe zum Grafen. Ich will ihm Lebewohl ſagen. Morgen reiſe ich! Nach Petersburg."

„Gnädigſte Baronin! Das verhüten die lieben Heiligen! Nach Petersburg?"

„Ja, Stanislawa. Geh'! Geh' ſchnell!" —

Graf Anton erwartete die Baronin im Salon der verſtorbenen Gräfin.

„Sie kommen meinem Wunſche entgegen, Wera Iwanowna. Ich wollte Ihnen Dank und Lebewohl ſagen."

Er küßte ihr die Hand. Sie war eiskalt.

„Dank und Lebewohl, Anton Stefanowitſch? Ich verſtehe nicht —"

„Ich müßte kein Gefühl haben, wollte ich Ihnen nicht aus tiefſtem Herzen danken für alle Liebe und Treue, die Sie meiner armen Mutter erwieſen haben, mit der Sie ihre letzten Tage in ein friedliches Abendgold hüllten, Wera Iwanowna."

„O, Anton Stefanowitſch! Ich habe es getan, weil mein Herz mich trieb."

„Ich weiß es, Wera Iwanowna. Ich kenne dieſes gute Frauenherz in Ihnen, und ich bedaure, Ihnen nicht alle Güte vergelten zu können. Ich werde lange, vielleicht ewig in Ihrer Schuld bleiben."

Digitized by Google

Nun ſaßen ſie einander gegenüber im traulichen Licht der verſchleierten großen Lampe, die ihren roſigen Schein über das behagliche Gemach warf. Auge in Auge.

„Und ich werde dieſe Schuld vielleicht nie tilgen können. Das wird ſie um ſo ſchwerer machen. Ich reiſe morgen.“

„Sie reiſen? Wirklich? In dieſer Zeit?“

Die Baronin hatte ſich unwillkürlich vorgebeugt und ſuchte mit angſterfülltem Blick ſeine Augen. Die waren ruhig und gütig, aber eine feſte Entſchloſſenheit ſtand darin.

„Ich reiſe, Baronin. Auf jeden Fall. Mich ruft die Pflicht. Ich bin auf Wola jetzt nötiger als hier.“

Sie ſchwieg. Eine ganze Weile. Dann warf ſie nachdenklich ein Wort hin: „Er ſcheint Sie wirklich in ſeinem Banne zu halten.“

„Wer, Baronin?“

„Der deutſche Adler. Oder nennen wir es den deutſchen Zauber!“

Graf Anton wurde ernſt. „Politik in dieſer Stunde, Baronin? Aber Sie haben recht. Ich komme nicht aus dem Banne des deutſchen Adlers. Niemand reißt ſich von ihm los, der ſeine Zauberkraft wirklich geſpürt hat.“

„Das ſagen Sie, der Pole? Der Mann, der in der weiten Welt die Völker und ihre Kultur kennen gelernt hat?“

„Aber das Beſte aller Kultur, Wahrheit und Gerechtigkeit, habe ich im Banne des deutſchen Adlers kennen und lieben gelernt, desſelben Adlers, den ſeine Feinde nun herabſchießen wollen und im Staube verbluten laſſen möchten.“

„Und ſie werden ihn herabholen, Anton Stefanowitſch. Verlaſſen Sie ſich darauf! Die Völker Europas werden nicht dulden, daß er ſeine Schwingen über die ganze Welt breite.“

Sie ſagte es mit eifernder Gewißheit. Graf Anton legte die Arme ineinander und lächelte.

Digitized by Google

„Und doch würde die ganze Welt glücklicher sein, wenn der deutsche Adler seine Schwingen weiter ausbreitete, wenn die Zauberkraft deutschen Wesens die Seele der Völker durchdringen würde. Und der deutsche Adler wird siegen über seine Feinde, Wera. Verlassen Sie sich darauf! Die Welt wird sich in ihrer wahren Entwicklung nicht hemmen lassen. Besonders nicht durch einen Haufen haßerfüllter Völker, die das Rad der Welt hemmen oder — ich rede jetzt vom Russentum — gar zurückdrehen wollen! Es wird über sie hinweggehen!"

„Niemals!" rief sie mit blitzenden Augen.

Graf Anton musterte sie in ihrer Erregung. Wie schön sie war! Das Temperament! Mit den Augen des Künstlers sah er sie an, und in seinem Innern regte sich ein leises Wohlgefallen.

„Eigentlich schade, Wera Iwanowna —"

„Was ist schade?"

„Schade, daß Sie nie selbst im Banne des deutschen Wesens gestanden haben. Aber nun ist ja die Kluft zwischen uns befestigt. Und Sie wollen nicht herüber. Schade!"

Was für ein gefährlicher Klang in seiner Stimme lag! Wohlig überrieselte es die leidenschaftliche Frau. Ihr Eifer verflackerte. Sie forschte in den Zügen des Grafen. Aber sein Bedauern war ehrlich.

„Ich könnte Ihre Meinung umstempeln und eine bessere Münze daraus prägen, Anton Stefanowitsch. Sie wollen nicht zu uns herüber. Schade!"

„Was sollte ich wohl bei Ihnen, Wera Iwanowna? Leute meines Schlages kann man in Petersburg nicht gebrauchen. Höchstens für Sibirien. Und ich ziehe es vor, zurückzukehren in den Bann des deutschen Adlers und in seinen Schutz."

Digitized by Google

Da fuhr ſie ängſtlich auf. „Reiſen Sie nicht, Anton Stefanowitſch! Wenigſtens jetzt noch nicht! Sie vergeſſen, daß Sie in Feindesland ſind!“

„Eben das vergeſſe ich nicht, Wera Iwanowna. Und ich habe hier nichts mehr zu ſuchen, nachdem dieſe Räume für mich nun leer geworden ſind. Sie würden mich ja auch nicht beſſer ſchützen als der Schlitten, der mich zur Grenze fährt.“

„Reiſen Sie nicht, Anton Stefanowitſch. Ich warne Sie! Sie ſind hier ſicher. Mein Wort darauf!“

„Ich traue dieſem General Trugatwin nicht, Baronin.“

„Er iſt Ihr Freund nicht. Aber er wird Sie in Frieden laſſen. Mein Wort darauf!“

„Ihr Wort ſcheint bei ihm ſehr viel zu gelten, Wera Iwanowna.“ Der Spott lugte aus ſeiner Rede.

Die Baronin wollte auffahren. Aber ſie beſann ſich. Ruhig erwiderte ſie: „Danken Sie Gott, Anton Stefanowitſch, daß es ſo iſt! Sie ſäßen ſonſt nicht hier.“

Sie ſenkte die Lider, als ſie es ſagte. Die langen Wimpern beſchatteten den Blick. Eine leiſe Röte ſtieg ihr nun in die Wange. Zorn oder Scham? dachte Graf Anton. Aber ihn reute ſchon das ſpöttiſche Wort.

„Zürnen Sie nicht, Wera Iwanowna!“ bat er. „Aber Sie müſſen mir zugeben, daß Ihr Einfluß auf den General zum mindeſten — ſagen wir: mindeſtens ungewöhnlich unter dieſen Umſtänden erſcheinen muß. Und ich habe die altmodiſche Anſicht, daß ein Mann wohl eine Frau ſchützen darf und muß, aber ihr den Schutz ſeines Lebens nicht verdanken darf. Für ſich ſelbſt ſteht er ſelber ein!“

Die Baronin ſann nach. Eine ganze Weile. Dann begann ſie: „Auf eine Beichte wird es alſo wohl hinauskommen, wenn ich vor Ihnen makellos daſtehen ſoll. Und das will ich,

unter allen Umſtänden, Anton Stefanowitſch. Um es kurz zu machen: dieſer General Trugawin hat es ſich in den Kopf geſetzt, mich zu heiraten. Nicht erſt geſtern oder heute. Seit mehr als einem Jahre. Faſt ſo lange, als mein Mann tot iſt. Und ich halte ihn hin, ſolange es mir gefällt. Alſo eine ſehr einfache Erklärung meines Einfluſſes auf ihn. Daß er den Krieg benutzt, um ſich auf Semenow ins Quartier zu legen, iſt ſein Geſchmack. Nicht der meine. Ich werde jedenfalls nach Petersburg zurückgehen. Mich wird hier ja nun nichts mehr halten." Sie ſprach die letzten Worte leiſe, faſt ſchmerzlich.

„Das Leben liegt vor Ihnen, Wera Iwanowna."

„Ja, wie die Wüſte vor dem Verirrten, Anton Stefanowitſch."

„Wera! So dürfen Sie nicht reden. Hat das Leben Ihnen nicht bisher alles geboten, was eine Frau erwarten darf?"

Da muſterte ſie ihn ſcharf mit zuſammengezogenen Lidern, wie man ein Bild ſcharf anſieht. Das gab ihrer Miene etwas Ueberlegenes und Spöttiſches. „Wiſſen Sie das ſo genau? Ich denke vielmehr, das Leben iſt mir bisher alles ſchuldig geblieben."

„Ich bitte Sie, Baronin! Eine Frau in Ihrer unabhängigen Stellung! Tauſende würden Sie beneiden. Sie brauchen nur die Hand auszuſtrecken —"

„Ah! So meinen Sie es, Anton Stefanowitſch? Dann brauchte ich ja nur den General zu heiraten, und meine Glückſeligkeit nach Ihrem Rezepte wäre vollkommen."

„Und warum wollen Sie ihn nicht?"

„Warum haben Sie Hanna gewählt, Anton Stefanowitſch? Warum?"

„Das iſt doch etwas vollkommen andres —"

„Wirklich? Ich denke, nein! Jeder Menſch hat das Recht auf Glück, das Recht auf Liebe, auf die Erfüllung der

Digitized by Google

einen großen Sehnſucht, die ſein Leben beherrſcht. Und ich nehme dieſes Recht auch für mich in Anſpruch."

Graf Anton ſtutzte. Von dieſer Seite hatte er die Baronin nie gekannt.

„Ich bin des Glaubens geweſen, Wera, daß Ihre Ehe eine harmoniſche war."

„Was man in unſern Kreiſen ſo harmoniſch nennt. Zuerſt war ich ſeine Odaliske, bis er mein Sklave wurde. Aber ich war nie wirklich ſeine Frau, ſowenig wie er mein Mann war. Ich weiß nicht, ob Sie das verſtehen, Anton Stefanowitſch? Und nun ſuche ich den Mann, der mich als ſein Weib liebt, in mir ſeinen getreuen Kameraden, nicht ſeine Haremsſchönheit ſieht, dem ich der vertraute Gefährte ſeines Lebens bleibe, auch wenn die Schönheit des Weibes verblüht iſt! Ich ſuche den Mann, der mir für mein Herz ſeine Treue und ſeine Seele gibt. Den Mann, den ich geſucht und geſehen habe —"

Sie brach ab und barg ihr Antlitz in den Händen. Leiſe trat Graf Anton an ſie heran und legte ihr die Hand auf das ſchöne Haar. Tiefes Mitleid bebte in ſeiner Stimme, als er leiſe zu ihr redete: „Und der Mann ſollte blind ſein gegen Sie? Sollte nicht ſehen, wieviel blühendes Glück ſeiner wartet? Er wäre ein Tor. Wera! Und Sie kennen den Mann und laſſen ihn weiter in der Irre gehen? Warum heben Sie nicht die Hand, Wera, und winken ihm? Das iſt Ihr Recht! Ihr Recht an das Leben!"

In ihm wallte ein heißes Gefühl des Mitleids auf mit dieſem Weibe, deſſen Seele zerriſſen war und blutete. Er ſuchte leiſe ihre Stirn und küßte ſie ſanft, wie man ein unglückliches Kind küßt.

„Anton Stefanowitſch!" ſchluchzte ſie bitter auf.

„Arme Wera!"

Digitized by Google

Da ſchlangen ſich ihre Arme um ſeinen Nacken, und ihre Lippen preßten ſich auf ſeinen Mund, heiß, ſuchend, verlangend.

Er löſte leiſe ihre Umarmung. Aber ſie ließ ihn nicht.

„Anton Stefanowitſch! Sei barmherzig! Du — du biſt der Mann! Dich liebe ich mehr als mein Leben. Du biſt es, um den ich bete und weine! Barmherzigkeit, Antek!“

Sie küßte ihn immer wieder. Wie eine Irre ſtarrte ſie ihm nun in die Augen. Dann wurde ſie bleich, ließ ihn und ſank in ihren Stuhl zurück.

„Und nun — nun haben Sie es gehört, Anton Stefanowitſch, was ich vor Ihnen bergen wollte. Und Sie werden mich verachten.“

Langſam ſagte ſie es, zu jedem Worte vor ſich hinnickend.

„Nein, Wera! Aber ich traure um Sie. Wie die Königskinder ſind wir, Wera. Das Waſſer iſt viel zu tief.“

Da faßte ſie ſeine Hand und bedeckte ſie mit Küſſen, ehe er ſie zurückziehen konnte.

„Um Gott, Wera, das dürfen Sie nicht! — Hören Sie —“

Aber ſie preßte ſeine Hand und beugte ſich wieder darüber. „Anton! Ich will um dein Herz werben wie um meine Seligkeit! Laß mich dir dienen wie eine Magd! Nur verlaß mich nicht. Hörſt du, Anton? Ich will mit dir gehen bis ans Ende der Welt. Nur laß mich an deiner Seite ſein!“

Tiefe Stille herrſchte nun im Raum. Da klang ſeine Stimme hart und abweiſend:

„Mit einer Lüge im Herzen würde ich neben dir gehen, Wera. Eine Todſünde wäre jeder Kuß. Du weißt es, Wera. Mein Herz iſt nicht mehr frei. Und nun komm! Wie eine Schweſter will ich dich halten. Höchſtes Vertrauen haſt du mir geſchenkt. Ich will ſeiner wert ſein. Aber fordere nicht, was ich nicht geben kann!“

Digitized by Google

Da richtete sie sich hoch auf. „Du hast recht, Anton Stefanowitsch! Und ich bin eine Wahnsinnige! Wie kann ein Mann wie du von seiner Pflicht, von seiner schön abgegrenzten Pflicht abgehen, um eines Weibes willen! Schwester soll ich dir sein? Täglich neu leiden, was ich eben an Qual und Süße gekostet? Niemals! Fordere nichts Unmögliches! Lebe wohl!"

„Nicht im Groll, Wera. Ich bitte Sie. Reichen Sie mir die Hand!"

Sie stand zögernd. „Warum sollte ich sie weigern? Und im Groll gehe ich nur gegen mich selbst."

„Sie haben keinen Grund dazu, Wera."

„Meinen Sie? Wie klug ihr Männer seid! Glauben Sie mir, es brennt wie ein Henkermal, sein Herz vor einem Manne entblößt zu haben und von ihm — — — Aber lassen wir das! Ich bin eine Törin gewesen, und als solche behalten Sie mich in der Erinnerung, wenn — wenn Sie im Glück sind!"

„Der Weg dahin ist noch weit, Wera."

„Ich vermute es."

Wie ihre Miene sich plötzlich verändert hatte! Ein überlegenes Lächeln lag auf ihren Lippen, und ihre Augen waren spöttisch.

„Sie verstehen mich nicht, Wera —"

„Im Gegenteil, Herr Graf, ich verstehe Sie sehr genau. Und Ihnen meinen Schutz anzubieten, wäre ja unnütz. Der Mann steht ja selbst für sich ein. Sagten Sie nicht so?"

„Und doch verstehe ich Sie nicht, Wera."

„Dazu dürfte es nun zu spät sein. Aber um eine letzte Gunst möchte ich Sie bitten. Sie schicken Rochus wohl, daß er den Schlitten meldet. Ich muß unter allen Umständen heute noch Suchow verlassen."

Digitized by Google

„Sie wollen jetzt noch fahren?“

„Ja.“

„Warten Sie noch bis morgen! Oder ich geleite Sie.“

„Ich fahre, und zwar allein. Gute Nacht und leben Sie wohl!“ Sie ſtand ſchon in der offenen Tür, nickte ihm noch einmal zu und ging eilig ihrem Zimmer zu.

* * *

Noch in der Nacht klingelte der Schlitten durch die Einſamkeit. In raſender Fahrt flog er dahin.

Sie hat Angſt vor den Wölfen, dachte der Kutſcher, wenn ſie ihm hin und wieder zurief: „Raſcher! Fahr' zu! Schlaf' nicht ein!“

Aber neben ihrem Schlitten liefen unſichtbar ſchlimmere Wölfe als die hungrigen Beſtien der ruſſiſchen Ebene. Der Haß und die Rache.

Aufgeſchrien hatte ſie vor Weh und Wut, als ſie allein war in ihrem Zimmer. Laut aufgeſchrien vor Scham und Zorn. Nun der Rauſch vorüber war, ärgerte ſie ſich über ſich ſelbſt, über ihre Schwäche! Sie, die ſich ſonſt in der Gewalt hatte, die mit Männern ſpielte, wenn es ihr gefiel, als hätte ſie abgerichtete Papageien vor ſich, ſie, Wera Iwanowna, die noch kein Mann beſchlichen hatte, wie liſtig er es immer anſtellte, hatte ſich dieſem Anton Stefanowitſch an den Hals geworfen! Und er hatte ganz höflich gedankt. Das war alles. Wie ſie es auch überdenken, drehen und wenden mochte!

In die Kiſſen ihres Bettes hatte ſie gebiſſen vor Schmerz und Scham, vor ſchonungsloſer Erbitterung über ihr törichtes, dummes Herz, das ſich verlocken ließ durch ein Manneswort

Digitized by Google

voll Teilnahme. Wo hatte ſie ihre Sinne gehabt? Und er war der Sieger geblieben! Hatte ruhig das Feuerwerk ihrer Leidenſchaft aufpraſſeln laſſen und es dann unbarmherzig mit dem kalten Waſſerſtrahl des Verſtandes gelöſcht. Was er von ſchweſterlicher Zuneigung redete, war leerer Troſt. Spreu und Häckerling. Ohne ein Körnlein Wahrheit. Und wenn er zu ſeiner blonden Hanna kam, hatte er ein Erlebnis, einen Tugendſieg aufzuweiſen, und ſie würde ihm die blaue Blume der Treue ins Knopfloch ſtecken und ſehr ſtolz auf den Mann ſein, den ſelbſt eine Wera Iwanowna Woronzew nicht einfangen konnte.

Aber das durfte nicht geſchehen! Niemals!

In immer tiefere Erbitterung verbiß ſich Wera. Der Groll und die Scham wühlten in den Tiefen ihres leidenſchaftlichen Temperaments. Sie trieben das Blut immer wieder ſchneller durchs Gehirn, wenn die kühle Ruhe einkehren wollte. Das Spiel hatte ſie verloren. Aber niemand ſollte ſich darüber freuen. Der Graf und ſein blonder Schatz, dieſes deutſche Vergißmeinnicht, gewiß nicht! Dafür gab es ein ſicheres Mittel.

Der Mann, der ſie verſchmäht hatte, ſollte ſich ſeines Triumphes nicht rühmen. Verſchmäht! Wie das Wort in ihrer Seele brannte!

Wenn der Morgen graute, würde Graf Anton den Schlitten ſchirren laſſen. Den Grafen Kozniewski, der mit dem General Trugawin beim Begräbnis Seite an Seite gegangen war, unter deſſen Dache der Ruſſengeneral als Gaſt geweilt hatte, dem die Dragoner und Koſaken die Kirche räumen mußten, als er die Totenmeſſe für ſeine Mutter leſen ließ, würde kein Poſten aufhalten. Wenn Graf Anton klug war, floh er noch in der Nacht. Floh, ſoweit er konnte. Bis die Pferde zuſammenbrachen. Die deutſchen Vorpoſten ſtanden keine acht Stunden

Digitized by Google

weit, wenn man Galopp fuhr. Und der Weg war gefroren und glatt.

Aber Graf Anton Kozniewski war nicht klug. Trotz seiner Diplomatenlaufbahn. Er hätte sonst sich Wera Iwanowna Woronzew nicht zur Todfeindin gemacht. Und die war sie nun! War sie nun und immerdar!

Der Schlitten knirschte plötzlich in den Kufen. Mit jähem Ruck riß der Kutscher die Zügel an, daß das Mittelpferd in der Gabel sich bäumte.

„Was gibt's, Stacho?" rief sie den Kutscher an, der aufgesprungen war. Aber in seine beruhigenden Worte, die er den Tieren zurief, mischte sich schon das Getrappel schneller Hufe und der Anruf einer Patrouille. Lanzen hoben sich deutlich über den Pferdehälsen ab, Kosakenmützen wurden sichtbar. Nun hielten sie rechts und links vom Schlitten.

„Was soll der Unfug?" rief ihnen die Baronin streng zu. „Ich werde euch dem General melden!"

„Verzeihung, meine Gnädige!" kam die Entschuldigung. Das war Boris Alexandrowitsch, der Adjutant.

„Sie sind es, Boris Alexandrowitsch? Guten Abend!"

„Ich bin es, Gnädigste, und erfroren wie ein Ziehbrunnenschwengel. Exzellenz hatte die Güte, mir einen Vergnügungsritt in die Umgebung zu gönnen. Ich habe Befehl, alles Verdächtige anzuhalten. Nehmen Sie mich also als Ehrenescorte bis Semenow. Das wäre wenigstens eine Entschädigung."

„Ich will Ihnen eine bessere gewähren, Boris Alexandrowitsch! Reiten Sie mit Ihren Leuten so schnell als möglich nach Suchow und verhindern Sie die Flucht des Grafen Anton Kozniewski. Sie halten einen Verräter und Spion fest! Auf meine Verantwortung. Ich werde für Sie dem General die erste Meldung machen!"

Digitized by Google

„Teufel auch! Der Graf ein Spion?“

„So ſagte ich, und ich hoffe, Sie machen ſich klar, was es für Sie bedeutet, eine Anzeige auf Spionage überhören zu wollen.“

„Ich reite ſofort, Baronin!“

Ein kurzes Kommando, und die Koſaken trabten in ſchärfſter Gangart ab.

„Fahr' zu!“ ſchrie die Baronin den Kutſcher an, als müſſe ſie andre Rufe übertäuben.

Der Schlitten ſauſte dahin. Hinter dem Kiefernwalde, der ſeinen Schatten blauſchwarz in den weißen Schnee zeichnete, kamen die Lichter von Semenow auf.

„Du wirſt keinem erzählen, Anton Stefanowitſch, daß Wera Iwanowna Woronzew um deine Liebe gebettelt hat. Deinem deutſchen Schatz am allerwenigſten!“

* * *

Wütend ſchlugen die Hunde auf dem Hofe zu Suchow an. In tiefer Nacht. Vielleicht ſchlichen Wölfe um die Mauern und Zäune.

Graf Anton horchte auf. Er vernahm deutlich Männerſtimmen am Tor.

„Geh' hinaus, Rochus, und ſieh' nach!“ befahl er dem Diener, der den Koffer ſeines Herrn packte.

Aber ſchon kam Pietrek, der Pferdeknecht, hereingeſtürmt.

„Koſaken, gnädigſter Herr!“ jammerte er. „Sie halten am Tor, fluchen und fordern Einlaß.“

„Laßt ſie herein! Der Verwalter ſoll ihnen Quartier geben.“

Pan Raſinski aber war ſchleunigſt auf den Heuboden geſchlüpft, als Pietrek ihm den nächtlichen Beſuch meldete

Da verkroch er ſich und murmelte Gebete. Dieſe Koſaken, dieſe Höllenhunde, waren ſchlimmer als die Wölfe. Und gerade in dieſer Nacht mußte die Baronin nach Semenow zurückfahren!

Der alte Rochus öffnete das Tor. Ein Peitſchenhieb ſauſte ihm über den Kopf. „Ich will dich lehren, uns warten zu laſſen!“ ſchrie ein Koſak.

Dann verſperrten die Lanzenreiter das Tor.

„Wer ſich aus der Tür wagt, den ſpießen wir auf wie eine Kröte!“ drohten ſie.

Zitternd und zagend horchten Knechte und Mägde auf die Stimmen draußen, ſchlugen das Kreuz und riefen die Heiligen an.

Graf Anton ſelbſt trat unter das Vordach des Portals und hob das Windlicht. Er erkannte den Offizier, der ſich aus dem Sattel ſchwang.

„Was verſchafft mir die Ehre zu dieſer Stunde?“ fragte er ruhig.

Der Adjutant grüßte flüchtig.

„Ich habe mit Ihnen ein Wort unter vier Augen zu reden, Graf Kozniewski.“

„Bitte!“

Er ſchritt vorauf in ſein Zimmer. Der halbgepackte Koffer ſtand offen da.

„Ah! Sie waren im Begriff, abzureiſen, Graf Kozniewski?“

„Allerdings.“

„Merkwürdig eilig haben Sie es.“

„Die Gründe dafür entziehen ſich Ihrem Urteil, mein Herr. Ich bin Herr meiner Entſchlüſſe.“

Graf Anton maß den Dragoneroffizier ſehr ruhig von red Mütze bis zu den Sporen.

Digitized by Google

„Solange dieſe nicht mit den beſtehenden Vorſchriften kollidieren, Herr Graf! Darf ich zunächſt um die obrigkeitliche Aufenthaltsbewilligung bitten?“

„Sie beſinnen ſich ſehr ſpät auf dieſes Papier. Ich beſitze es nicht.“

„Sie ſind auf ruſſiſchem Boden als Ausländer ohne Erlaubnis? Teufel ja, Sie haben Zutrauen zu unſrer Gutmütigkeit.“

Der Graf lächelte verächtlich. „Laſſen wir doch die Komödie, mein Herr! Ich bin Ihr Gefangener. Wozu die Umſchweife? Und ich weiß, was das zu bedeuten hat. Tun Sie Ihre Pflicht!“

Die kaltblütige Ruhe ſetzte den Offizier doch in Erſtaunen. Er beſann ſich, daß er noch vor wenigen Tagen im Auftrage des Generals ſehr höflich vor dem Grafen geſtanden hatte. Unwillkürlich legte er die Hand an die Mütze: „Tut mir leid, Herr Graf! Aber Sie ſind unerlaubter Handlungen verdächtig. Ich muß Sie bitten, dieſen Raum nicht zu verlaſſen und meine Geſellſchaft anzunehmen, bis weitere Befehle kommen.“

Der Graf verneigte ſich. „Ich bin Ihr Gefangener und werde mich danach richten. Aber ich darf vielleicht dennoch wiſſen, wer mich eines Verbrechens beſchuldigt?“

„Ich muß dieſe Auskunft verweigern, Herr Graf.“

Wie ein Blitz ſchoß es Graf Anton durchs Gehirn.

Wera Iwanowna? — Hatte ſie ihn darum nach Suchow gerufen?

Und er ſah plötzlich das Leichenbegängnis wieder vor ſich, die flackernden Kerzen, die ſchwarzen Fahnen, das ſilberne Kreuz. Hörte die Gebete und die Stimmen des Trauerzuges. Und ein Schauder kroch ihn an. Er umklammerte die hohe

Digitized by Google

Lehne eines Sessels, um sich aufrechtzuerhalten. Der Offizier beobachtete ihn scharf. Das war das böse Gewissen!

Boris Alexandrowitsch wünschte sich heimlich Glück. Er hatte an diesem Grafen offenbar einen guten Fang gemacht.

Der Koffer würde nie fertiggepackt werden.

„Ihnen ist nicht gut, Herr Graf? Ich werde Ihrem Diener läuten."

Da raffte sich Graf Anton zusammen. Er richtete sich straff auf.

„Ich danke Ihnen. Bemühen Sie sich nicht. Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Herr Archibald Stanford hatte sehr gegen seinen Willen den Reiseplan für den Winter plötzlich ändern müssen. Das hatte ein einziges Telegramm zuwege gebracht, das ihm von London nach Funchal gekabelt wurde: „‚City of Leith' von deutschem Kriegsschiff auf Fahrt nach Liverpool in Grund geschossen. Ladung vollständig verloren."

Die gemächliche Heimreise über den sonnigen Süden Frankreichs wurde nach dieser Hiobspost vom Programm sofort gestrichen. Herr Archibald Stanford erklärte kurzweg: „Ich muß nach London! Die Deutschen scheinen gefährlich zu werden. Wollt ihr hier auf Madeira bleiben, so habe ich nichts dagegen. Ich fahre jedenfalls."

Mistreß Stanford sah ihren Gatten fast ungläubig an.

„Du willst wirklich reisen, Archibald? Ich verstehe das nicht. Da ist doch Mister Wheeler im Geschäft, der seit Jahren alles zu deiner Zufriedenheit erledigt. Was willst du in London, wo jetzt der Nebel in den Straßen liegt?"

„Das verstehst du nicht, mein Kind. Ich sage dir, ich bin in der City jetzt nötiger als je. Aber bleibt ihr ruhig hier! Ihr habt ja nichts mit dem Geschäft zu tun und seid hier so sicher wie in Abrahams Schoß."

Da meldete sich seine Tochter Ethel: „Bitte, nimm mich mit, Papa! Ich bitte dich sehr darum."

Digitized by Google

„Aber Ethel!“ rief Frau Stanford erschrocken. „Du willst mich allein lassen? Du bleibst hier!“

Aber Ethel sagte in bittendem Ton: „Soll Papa allein reisen und in unserm Londoner Hause ganz allein am Tisch sitzen? Nein, Mutter! Bleibe du mit Miß Elisa, bis die Sonne wieder über England lacht, und wir feiern dann ein fröhliches Wiedersehen. Und wenn draußen in den Straßen Londons der Nebel braut und wir auch zu Mittag schon Licht brennen müssen, so werde ich abends um so gemütlicher mit Papa am Kamin sitzen und Tee trinken. Allein soll er nicht bleiben, der gute Vater, auf keinen Fall!“

Der Vorschlag seiner Tochter war ganz nach dem Herzen des Herrn Archibald Stanford. Er vermißte seine Einzige nur sehr ungern. Daß Mistreß Stanford den Winter immer auf Madeira verblieb und den Vorfrühling in Mentone oder Nizza verbrachte, war ganz natürlich. Er dachte nicht daran, seiner Gattin das Opfer der Heimreise in das winterliche England zuzumuten. Er sträubte sich also zum Schein noch ein wenig gegen den Vorschlag Ethels, bestellte aber für sich und seine Tochter noch am selben Abend Kabinenplätze auf der „Dundee“, die am nächsten Tage von Kapstadt in Funchal erwartet wurde und nach London gehen sollte. Dann ließ er packen und verabschiedete sich von Freunden und Bekannten im Hotel.

„Sie reisen, Mister Stanford?“ fragte John Dickinson, Ethels Partner vom Tennisplatz, erstaunt. „Ich könnte mich anschließen, wenn Sie gestatten. Am Ende ist man nötiger daheim als hier.“

„Lord Kitchener wird Platz für Sie in der Armee haben, Mister Dickinson,“ erwiderte Archibald Stanford.

Der junge Engländer im schwarzen Abendanzug zog die Mundwinkel verächtlich herab. „Lord Kitchener soll die Leute

Digitized by Google

von der Straße einkleiden und die faulen Burſchen, die ſich in den Winkeln Londons herumdrücken, als Kanonenfutter gebrauchen. Aber er ſoll unſereinen in Ruhe laſſen! Ich habe es Gott ſei Dank nicht nötig, Handgeld zu nehmen und mich in den Yſerkanal jagen zu laſſen. Was geht mich der Krieg an?"

Archibald Stanford tadelte den Standpunkt des jungen Herrn nicht. John Dickinſon war Gentleman und konnte als ſolcher denken, was er wollte. Er verſtand auch, warum John Dickinſon ſo plötzlich an die Heimreiſe dachte, und rief Ethel heran.

„John Dickinſon wird uns begleiten, Ethel. Er hat plötzlich Heimweh nach London bekommen."

Miß Ethel verriet keine Ueberraſchung. „Miſter Dickinſon wird wiſſen, was er zu tun hat. Geſtern ſagte er, daß er lieber zehn Jahre auf Madeira als einen Tag in dieſer Zeit in London ſein wolle."

John Dickinſon war plötzlich ſehr abgekühlt. Er hatte auf ein fröhliches Erſtaunen der jungen Dame gerechnet. Aber nun gelobte er ſich, erſt recht einen Platz auf der „Dundee" zu belegen. War er darum ſchon den zweiten Winter auf Madeira, nur Miß Ethel zu Gefallen, um ſich plötzlich abſchütteln zu laſſen? Dazu war John Dickinſon nicht der Mann! Er hatte mit guter Ueberlegung den Anſchluß an die Familie Stanford geſucht. Ihm war ſchon der Flirt der jungen Dame mit dem deutſchen Seeoffizier ſehr unangenehm. Als Herr von Steinitz abreiſte, hatte John Dickinſon drei Kreuze hinter ihm geſchlagen und war froh geweſen, das Feld nun allein zu behaupten. Und nun ſollte er auf Madeira zurückbleiben und Miß Ethel nachwinken? Nein!

Er ging alſo an den Fernſprecher und belegte gleichfalls einen Platz auf dem Dampfer.

Digitized by Google

„Wir werden also für einige Tage unsre Tennispartie mit Bordspielen vertauschen, Miß Ethel. Ich reise mit Ihnen."

„Ich kann Sie nicht hindern." —

Zwei Tage darauf gab es einen tränenreichen Abschied zwischen Frau Stanford und ihren Lieben, die gerade in der Winterzeit, wo jeder Mensch froh war, wenn er ein bißchen Sonnenschein hatte, nach London in die Kälte und in den Nebel zurückgingen. Sie selbst blieb mit Miß Elisa auf Madeira und verlangte nur, daß sie täglich ein Telegramm und wöchentlich einen Brief bekomme.

„Selbstverständlich!" versprach Mister Archibald Stanford. „Solange die Deutschen das Kabel nicht durchschneiden —"

„Sie werden sich hüten, Archibald! Das wäre eine unerhörte Frechheit!" ereiferte sich Frau Stanford.

„Ich fürchte, sie werden sich um deine Entrüstung wenig kümmern. Also auf ein glückliches Wiedersehen. Bleibe gesund!"

Miß Ethel wurde der Abschied doch nicht so leicht, wie sie geglaubt hatte. Sie liebte ihre Mutter herzlich. Gern ließ sie die zarte Frau nicht allein. Und dennoch drängte es sie fort von Madeira, fort von der grünen Insel im blauen Weltmeer, als raune eine heimliche Stimme ihr zu: Geh'! Geh' und zaudere nicht! —

Der Dampfer „Dundee" war stark besetzt, als er Funchal verließ. Ein paar Amerikaner mischten sich unter die Reisegesellschaft, die ausschließlich aus Engländern bestand. Herr Archibald Stanford hatte kaum in seiner Kabine den Hut mit der Reisemütze vertauscht und sich überzeugt, daß Ethel in der Nachbarkabine gut untergebracht sei, als er auch schon Bekannte genug auf dem Promenadendeck traf. Offiziere, die auf Urlaub nach England gingen, Kaufleute, die in Geschäften reisten, Beamte, die nach Jahren des Auslandsdienstes nach London

Digitized by Google

zurückkehrten. Er hatte kaum einen Händedruck mit ihnen gewechselt, als alle auch schon das einzige Thema erörterten, das in den Salons und auf Deck überhaupt nach allen Richtungen hin besprochen wurde: den Krieg.

„Diesen verdammten Deutschen muß man das Handwerk legen!“ erklärte Mister Hunter, ein sehr aufgeregter Herr. „Ich verstehe unsre Seelords nicht, daß sie auch nur einen einzigen deutschen Kahn noch auf dem Wasser schwimmen lassen. Wozu haben wir denn unsre Flotte? Wozu haben wir Millionen um Millionen in unsre Dreadnoughts gesteckt? Doch nicht, daß sie im Hafen von Portsmouth Rost ansetzen! Ich werde meine Freunde im Unterhause veranlassen, daß sie den Ersten Lord der Admiralität einmal fragen, ob Englands Flotte vielleicht zum Heringsfang gebaut ist. Wenn es nach mir ginge, wäre die deutsche Flotte in vier Wochen nur noch eine Sage!“

„Den Lords der Admiralität wird es sicher nicht am guten Willen fehlen, Mister Hunter,“ mischte sich ein lang aufgeschossener Schotte hinein. „Aber es wird ihnen so gehen wie dem Apostel Paulus: Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht!“

„Lassen Sie die Bibel aus dem Spiel, Mister Humphrey! Und ich will weiter sagen, daß ich Lord Kitchener durchaus nicht verstehe. Sind wir mit den Buren in Afrika fertig geworden, warum machen wir soviel Anstrengungen mit diesen Deutschen? Besonders, wo die Russen doch schon auf dem Wege nach Berlin sind! Man soll einfach ein paar Millionen Pfund mehr ausgeben und eine ordentliche Armee nach Belgien werfen. Ueber Düsseldorf müßte man dann in längstens vier Wochen in Hannover stehen. Aber unsre Regierung schläft! Ich werde mit meinen Freunden im Unterhause reden. Man muß Lord Kitchener scharf interpellieren!“

Digitized by Google

„Sie meinen, der Krieg iſt nur eine Geldfrage?“ ſagte ein älterer Offizier. „Ich habe in Indien und Afrika in Garniſon geſtanden und im Felde gelegen, Sir. Aber mit Goldſtücken allein ſchlägt man keine Schlachten. Und dieſe Deutſchen kämpfen mit größter Todesverachtung. Ich fürchte, daß es noch gute Weile hat, bis unſre Soldaten Belgien wieder geſäubert haben. Und wenn Sie glauben, daß die Ruſſen bald in Berlin ſind, ſo beneide ich Sie um dieſen Glauben. Ich fürchte viel eher, daß Hindenburg vor Warſchau ſteht. Gehen Sie mir mit den Ruſſen, ſie waren ſtets unſre Feinde. Unſer Geld wollen ſie, weiter nichts!“

„Aber was ſagen Sie zu den Franzoſen, Oberſt Luce? Sie ſind den Deutſchen doch vollkommen gewachſen!“

„Wir hoffen das. Aber einſtweilen haben ſie die Deutſchen weder aus den Vogeſen noch aus den Argonnen jagen können. Die franzöſiſchen Zeitungen ſchreiben allerdings fortgeſetzt von großen Siegen. 1870 war das geradeſo. Erſt ſiegten ſie bei Saarbrücken, waren ſogar ſchon halbwegs Berlin, wenn man ihnen glauben wollte, und hernach ſaßen ſie in Metz und Sedan in der Falle, und Bismarck diktierte ihnen den Frieden. Ich fürchte, daß wir Engländer es ſein werden, die in dieſem Kriege das letzte Wort mit den Deutſchen ſprechen müſſen, und hoffe, daß man ſich in London darüber vollkommen klar iſt.“

„Ich vermute, daß Sie ſich ſehr bald in unſern Schützengräben ſelbſt überzeugen können, wie die Partie ſteht.“

„Ohne Zweifel. Ich habe mich bereits telegraphiſch für den Frontdienſt zur Verfügung geſtellt und auf meinen Urlaub verzichtet,“ erwiderte der Oberſt.

Miß Ethel Stanford kam auf die Herren zu. John Dickinſon hatte ſie kaum erſpäht, als er auch ſchon auf ſie

Digitized by Google

zusteuerte und ihr zurief: „Zurück, Miß Ethel! Man spricht hier von nichts als von diesem greulichen Kriege!“

„Ein Grund mehr, daß ich zuhöre. Man kann nicht genug lernen!“

Sie ging auf den Vater zu, der ihr die Herren seiner Bekanntschaft vorstellte. Wohlwollende Augen musterten das elegante, junge Mädchen, das einen weißen Schleier über die Bordmütze gezogen und unter dem Kinn zur Schleife geknüpft hatte. Sie stand neben dem Vater und hörte aufmerksam zu. Von den Buren in Südafrika, die gegen Botha aufgestanden seien, berichtete Oberst Luce. Man habe die Rädelsführer gefangen und abgeurteilt.

„Man wird überhaupt in Afrika endlich reine Bahn machen müssen!“ sagte er bestimmt. „Den Franzosen kann man dort leider zunächst den Stuhl nicht vor die Tür setzen. Aber die andern Staaten, die es sich da bequem gemacht hatten, werden wir einfach wegfegen. Die Deutschen natürlich auf alle Fälle!“

„Daß sich diese Deutschen überhaupt den Luxus einer Kolonialpolitik geleistet haben, ist das sicherste Zeichen ihres Größenwahns,“ erklärte Mister Hunter. „Sie sollten daheim bleiben und ihre Lüneburger Heide urbar machen. Da wachsen noch viele Kartoffeln für sie.“

„Sie würden überrascht sein, Sir, wenn Sie die Arbeiten in der Lüneburger Heide sehen würden! Auch die vielen englischen Gefangenen müssen tapfer Hand dabei anlegen.“

Das war Ben Harrison, ein Amerikaner, der auf der ganzen Reise Herrn Hunter schon viele unangenehme Dinge gesagt hatte. Hunter aber tat jetzt, als höre er nicht. Diese Bemerkungen des Amerikaners rieselten an ihm ab wie der Regen am Oelrock.

Digitized by Google

„Neue Depeſchen!“ meldete ein Steward im Vorbeigehen. „Soeben angeſchlagen, meine Herren!“

Alles ſtürzte zu den ſchwarzen Tafeln, auf denen die Nachrichten der drahtloſen Station des Schiffes angeklebt waren.

„Hurra!“ rief Miſter Hunter. „Unſre Leute haben einen deutſchen Kreuzer in den Grund geſchoſſen!“

Miß Ethel zupfte den Vater leiſe am Aermel. „Wie heißt das deutſche Schiff, das vernichtet iſt?“

„Ich weiß es nicht, mein Kind.“

Miß Ethel ſchwieg. Jedesmal, wenn engliſche Siegesnachrichten kamen, beſchlich ſie eine heimliche Angſt. Schon auf Madeira. Jobſt von Steinitz war ja ſicher an Bord eines deutſchen Kriegsſchiffes. Sie wußte freilich nicht, auf welchem er Dienſt tat. Aber konnte er nicht gerade auf dem Schiffe ſein, das unter engliſchen Granaten in die Tiefe geſunken war? — Und bei dem Gedanken zitterte Ethel. Seit jener Stunde des Abſchieds im ſtillen Park auf Madeira hatte ſie keinerlei Nachricht von Jobſt von Steinitz. Und doch war die Hoffnung, von ihm zu hören, ein Grund geweſen, der ſie heimtrieb. Oft genug hatte ſie das eine Torheit genannt. Was wollte ſie von ihm hören? Daß er an Bord eines deutſchen Schiffes gegen England kämpfte? Daß er der Feind ihres Volkes war? Das brauchte ihr niemand zu ſagen. Hatte er nicht ſelbſt in jener Stunde, da er ihr ſein Herz offenbarte, vom Kampf und Sieg gegen England geſprochen? Sein Leben gehörte dem Kaiſer.

„Aber mein Herz bleibt bei Ihnen, Ethel!“ hatte er geſchloſſen.

Sie hörte jedes Wort immer wieder, als ſtände er neben ihr. Heimliches Glück und ſtille Wehmut ſchlichen ſich in ihr Herz. Wie manche ſtille Stunde hatte ſie auf jener verſchwiegenen

Digitized by Google

Bank im Parke der Quinta Sant' Anna gesessen und von ihm geträumt, sich nach ihm gesehnt. Jetzt waren sie getrennt durch das wogende Meer und den wogenden Haß, der die Völker trennte, tiefer und unüberwindlicher als die graue See. Und in solchen Stunden hatte Miß Ethel sich oft genug auf Gedanken ertappt, die sie als Engländerin nur im verschwiegensten Busen hegen durfte. Sie haßte diesen Krieg. Wie eine ungeheure Mordtat, wie ein ruchloser Frevel wollte er ihr vorkommen. Die Völker, die in ehrlicher Friedensarbeit und verständiger Eintracht die ganze Welt untereinander teilen konnten, zerfleischten einander in tödlichem Grimm! Warum?

Wenn sie ihren Vater fragte, so zuckte er die Achsel. „Das ist Politik, liebes Kind. Und Politik ist nichts für junge Mädchen. Aber dieser Krieg wird wohl notwendig sein. Sonst hätten ihn unsre Minister nicht gemacht. England führt keinen Krieg, wenn nicht ein wichtiges Geschäft dabei auf dem Spiele steht. Ueberlassen wir Sir Edward Grey die Verantwortung. Uns berührt der Krieg ja nicht."

Damit war ihre Frage stets beantwortet gewesen. Aber Miß Ethel gab sich nicht mit dieser Antwort zufrieden und grübelte weiter. Vielleicht gab es in London Leute, mit denen man ernsthafter darüber reden konnte. Die Freunde und Bekannten ihres Vaters, die bisher vom Kriege gesprochen hatten, betrachteten ihn als ein Geschäft, das nicht glatt zu erledigen sei und wahrscheinlich große Unkosten mache. Aber keiner zweifelte daran, daß dieser Krieg nötig, ja sogar sehr nötig gewesen sei.

„Man muß diesen deutschen Größenwahn ausrotten! — Man muß ihnen ein für allemal klarmachen, daß England den Platz nicht räumt, um ehrgeizige Leute ihr neues Firmenschild anbringen zu lassen. — Der Chef eines alten Handelshauses

Digitized by Google

wird sich doch von einem jungen Angestellten die Kundschaft nicht wegnehmen lassen!"

In dieser Tonart ging es überall, wo Englisch gesprochen wurde. In den Salons, in den Zeitungen und auf der Straße. Ja, sogar in den Kirchen wurden Texte zu Predigten gewählt, die vom auserwählten Volke und seinen Feinden handelten, und die Geistlichen ließen keinen Zweifel darüber, wer unter dem erwählten Volke Gottes zu verstehen sei.

Und doch konnte Miß Ethel sich nie mit dieser Auslegung befreunden. Sie hatte zu lange mit Deutschen verkehrt und deutsches Wesen kennen gelernt, als daß sie im deutschen Volke den bösen Feind Englands und den Brandstifter hätte erblicken können, dessen ruchlose Tat den Frieden der Welt zerstört hatte. Als sie in Heidelberg in Pension war, hatte sie innige Freundschaft mit jungen deutschen Mädchen geschlossen, ihre Herzlichkeit und Treue lieben gelernt und trotz ihres Stolzes auf das eigne englische Blut bald gemerkt, daß im deutschen Wesen, im deutschen Leben ein köstlicher Schatz stecke. Besonders die deutsche Musik, das deutsche Lied hatten es ihr angetan. Ein Volk aber, das sein Gemüt in solchen kostbaren Liedern der ganzen Welt ausmünzte, dessen Dichter und Denker allen suchenden Menschen und sehnenden Seelen gehörten, war keine Gefahr für das Gute, das Edle, das Bleibende in dieser Welt. Miß Ethel glaubte den Feinden Deutschlands nicht. Aber sie hatte es bisher nicht gewagt, ihnen offen zu widersprechen.

Ihre Landsleute würden sie als eine Närrin oder eine Abtrünnige behandelt haben, und Ethel war Engländerin genug, um sich vor beidem zu fürchten. Alle diese Herren, die ihr sehr höflich und korrekt in der Gesellschaft begegneten, waren auf die eine Meinung eingeschworen, die den Tag regierte.

Digitized by Google

Ihnen galt das Deutſche Reich als der gefährliche Feind, weil es der einzige Staat in der Welt war, den ſie zu fürchten hatten. Die Franzoſen? — Pah! „Dieſe eitlen Komödianten!“ hatte Miſter Saunders im Kaſino zu Funchal geſagt. „Man kann ſie über den Stock ſpringen laſſen wie die Pudel, wenn man ihnen nur weiszumachen verſteht, daß ſie die beſten Springer der Welt ſind. Und ſie werden ſehr ſchön über unſern Stock ſpringen, wenn wir es wünſchen. Oder ſie bekommen mit dem gleichen Stock die ſchönſten Prügel.“

Aber die Abneigung gegen die Deutſchen war eine ernſte Sache, war jetzt die geheiligte Meinung des engliſchen Volkes, und dieſe Meinung war ein unerbittlicher Götze, ſolange er auf ſeinem Altare thronte. Freilich, dieſer Götze wurde eines Tages auch geſtürzt und in Scherben geſchlagen. Aber die Feindſchaft gegen das Deutſchtum ſaß einſtweilen noch breit auf ihrem Platze, und alles weihräucherte ihr in der Preſſe, in den Salons, auf der Straße. Es war gefährlich, dieſem Götzen die Verehrung zu verſagen. Das wußte Ethel. Und doch regte ſich in ihr der Widerſpruch.

Und wie leichtfertig wurde der Haß gegen das Deutſchtum verbreitet! Da war dieſer John Dickinſon. Ein guter Junge. Weiter nichts. Aber er urteilte über die Deutſchen, als ſei er zehn Jahre zwiſchen Rhein und Spree zu Hauſe geweſen. Dabei hatte er Deutſchland nie geſehen, kein deutſches Buch geleſen, kein Wort Deutſch gelernt! Er ſprach einfach nach, was die Zeitungen vorbeteten und ſeine Kreiſe glaubten.

Wie ſicher und feſt gegründet war dagegen das Urteil deutſcher Herren über England und die Engländer! Wie klar und ſachlich hatte Jobſt von Steinitz immer ſeine Meinung über engliſches Weſen begründet! Er kannte engliſche Literatur, ſprach fertig Engliſch, hatte engliſche Verhältniſſe ſtudiert, mit

Digitized by Google

englischen Herren aller Stände verkehrt und lehnte es stets ab, Dinge zu beurteilen, die er nicht gesehen oder ihrem Wesen nach nicht aus zuverlässigen Quellen einzuschätzen gelernt hatte.

„Das ist gerade der Fehler des englischen Volkes," hatte er einmal gesagt, „daß es keine andre Sprache als die eigne kennt und alle Dinge auf der Welt mit der englischen Elle mißt. Die Engländer bequemen sich niemals Fortschritten im Leben der Völker an. Sie behalten ihre alten Maße, Gewichte und andre Einrichtungen, wenn sie noch so veraltet sind. Die Welt soll sich eben nach ihnen richten. Und wie in diesen kleinen Dingen, so beurteilen sie auch die großen Fragen in der Welt nur nach ihren veralteten Leitsätzen, deren ältester und unbescheidenster der ist, daß es ein Verbrechen jedes andern Volkes ist, den gleichen Platz neben England in der Welt behaupten zu wollen. Bisher haben sie dieses System durchführen können. Sie werden damit Schiffbruch erleben, sobald sie es gegen uns Deutsche anwenden wollen."

Ethel wußte noch jeden Satz genau, weil es ein peinliches Aufsehen erregt hatte in der Gesellschaft, als Herr von Steinitz so sprach.

„Und warum?" hatte Sir Arthur Beresford spöttisch gegengefragt.

„Weil unsre Lebenskraft frischer als die Ihre ist."

Das war das Zeichen zu einer heftigen Aussprache gewesen. Selbst Ethels Vater, Herr Archibald Stanford, der sich sonst nie in „akademische Disputationen" mischte, wie er alle Gespräche nannte, die sich nicht um geschäftliche Dinge drehten, hatte gegen Herrn von Steinitz Partei ergriffen. Was? Die englische Lebenskraft sei nicht mehr frisch? Hatte Herr von Steinitz das letzte Fußballwettspiel bei Portsmouth gesehen? Hatte er die letzte Henleyregatta, das Wettrudern zwischen

Digitized by Google

der akademiſchen Mannſchaft von Oxford und Cambridge um das blaue Band erlebt? War er auf einer richtigen Fuchshetze hinter der Meute geritten? Da konnte er ſehen, was engliſche Lebenskraft ſei!

Und was hatte Steinitz trocken erwidert? „Mit Fußball, Rudern und Fuchshetze wird man nicht entſcheiden, wer in der Welt Herr ſein ſoll. Der Sport iſt ein Sohn des Luxus. Aber die Tapferkeit iſt eine Tochter der Not! Und die Not iſt im letzten Grunde die Herrin der Völker.“

„Schulmeiſterweisheit,“ hatte Sir Arthur Beresford geſpöttelt, „wie das ganze deutſche Weſen!“

Aber Miſter Lionel Sharper, der in Deutſchland ſtudiert, hatte ihm ſehr ſtark widerſprochen. „Vergeſſen Sie nicht, Sir Arthur, daß der deutſche Schulmeiſter bei Königgrätz und Sedan geſiegt hat. Mir wäre es lieb, wenn wir einen engliſchen Schulmeiſter von gleichem Werte und Einfluß aufweiſen könnten.“

Lionel Sharper, deſſen Vater in Indien ſein großes Vermögen erworben hatte, ſagte ſtets rückſichtslos, was er dachte. Er, der Gelehrte, der ſein Leben darangeſetzt hatte, die deutſchen Klaſſiker in engliſchen Ausgaben zu verbreiten, der ſeine deutſchen Studien unermüdlich trieb, galt freilich als Freund der Deutſchen, und mancher Herr der Londoner Geſellſchaft ſah ihn ſcheel an. Er war es auch geweſen, der Herrn Archibald Stanford beredet hatte, ſeine Tochter nach Heidelberg in Penſion zu geben. „Miß Ethel wird ihr Leben lang einen Gewinn davon haben,“ hatte er behauptet. Und Herr Archibald Stanford hatte dazu gemeint: „Lionel Sharper hat noch nie die Unwahrheit geſagt. Warum ſollte ich ſeinem Rate nicht folgen?“

So war Ethel Stanford nach Heidelberg gekommen. Und ſie hatte das romantiſche Neſt am Neckar lieben gelernt und nie wieder vergeſſen. Ihre Erzieherin, Miß Eliſa, war freilich

Digitized by Google

bei ihr gewesen und hatte nach Kräften gesorgt, daß Ethel Engländerin blieb. Denn Miß Elisa liebte die Deutschen nicht. „Es sind Emporkömmlinge, Ethel!“ war ihr zweites Wort gewesen. Aber Miß Elisa hatte doch nicht hindern können, daß Ethel ein klein wenig Heimweh nach Heidelberg behielt und sehr oft an ihre deutschen Freundinnen dachte.

Und nun hatte Miß Elisa erst recht das Schlimmste nicht verhütet! Freilich, sie hatte es nicht geahnt, daß Ethel ihr Herz einem Deutschen schenken werde.

Das war nun geschehen, und Ethel war von Tag zu Tag mehr inne geworden, daß sie Jobst von Steinitz liebte und daß es kein Scheiden und Meiden mehr geben konnte zwischen ihnen. Gewiß, er war Deutscher, er liebte England nicht. Machte gar kein Hehl daraus. Aber er war der Mann, wie ihn Ethel sich in verschwiegenen Mädchenträumen ersehnt hatte.

Wer von allen, die Ethel kennen gelernt hatte, konnte sich mit Jobst von Steinitz messen? Ritterlichen Wesens, offenen, ehrlichen Sinnes, guten Herzens und scharfen Verstandes war er. Das hatte sie in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft gewußt. Er, der Mann tadelloser Form, ging nicht in Aeußerlichkeiten auf, war nicht wie John Dickinson und Arthur Webb und Tom Parker und die andern Salonlöwen, denen eine neue Krawatte oder ein neuer Hut wichtiger war als die ganze englische Politik. Sobald man nicht von Pferden, Ballspiel, törichten Witzen und Klatsch sprach, versagten die englischen jungen Herren und saßen auf dem Sande. Und die Unwissenheit der jungen Gentlemen war da oft böse zutage gekommen. Ethel hatte sich für Bob Giles geschämt. Auf Bismarck und seine letzten Tage im Sachsenwald war das Gespräch gekommen, und Bob Giles, der die Nase nie über England hinausgesteckt, hatte munter gesagt:

Digitized by Google

„Oh yes, den Sachſenwald kenne ich! Das iſt ein furchtbarer Urwald mit großen, tiefen Sümpfen. So ungefähr, wie man ihn heute noch am Kongo finden mag. Dahin hat der Kaiſer den alten Bismarck verbannt!“

Jobſt von Steinitz war vornehm genug geweſen, nicht einmal zu lächeln. Aber als Bob Giles über die deutſche Flotte ſpötteln wollte, hatte ihn ein einziger Blick des deutſchen Marineoffiziers ſtumm und ſchamrot gemacht. Und hinterdrein hatte Archibald Cleeve, Ethels Vetter, der damals in Portsmouth auf der „Audacious“ Dienſt tat, geſagt: „Dieſer Herr von Steinitz iſt einer von den deutſchen Seeoffizieren, die den Teufel nicht fürchten und mit einem Hurra auf den Kaiſer auf den Meeresgrund fahren würden! Das iſt einer vom Schlage der Iltisleute!“ Und Archibald Cleeve war ſehr ſparſam mit dem Lobe für fremde Marinen.

* * *

„Sie ſtehen in Gedanken, Miß Ethel, als wollten Sie den Stein der Weiſen finden.“

Miß Ethel fuhr aus ihrem Grübeln jäh auf.

„O — Miſtreß Hobbes — Sie an Bord?“

Ethel begrüßte ehrerbietig die alte Dame, die ihre blauen Augen freundlich auf ſie richtete.

„Ja, liebes Kind. Ich hatte keine Ruhe mehr unten in Kapſtadt und will verſuchen, meine Tochter zu erreichen. Vielleicht über Rotterdam, denke ich.“

Miſtreß Hobbes war die Frau eines ſehr reichen Herrn in Kapſtadt, der ſein Vermögen in den Goldminen am Rand erworben hatte und ſich nicht von Afrika trennen wollte. Auch nicht, als ſeine Tochter einen Deutſchen heiratete und nach Wiesbaden überſiedelte.

Digitized by Google

„Und was sagt Mister Hobbes dazu?“

Frau Hobbes lächelte. „Er nennt das eine Torheit. Wie er jede Reise nennt. Wissen Sie nicht mehr, daß ich auch ohne ihn im vorigen Jahr nach Madeira reisen mußte? Er geht nicht weiter, als der Schatten des Tafelberges reicht, sagt er. Also fahre ich allein.“

„Ihre Frau Tochter ist doch gesund?“

„Unbesorgt, liebe Ethel. Aber ihr Mann steht im Felde, liegt in den Schützengräben in Belgien, und das arme Kind ängstigt sich mit dem Baby zu Tode. Da reise ich zu ihr.“

„Sie sind eine tapfere Frau.“

„Frauen sind tapfer, wenn es sich um den Mann ihres Herzens handelt, Miß Ethel; aber sie sind noch tapferer, wenn es um ihre Kinder geht. Das lassen Sie sich gesagt sein. — Aber wo ist Ihre Frau Mutter?“

„Sie ist mit Miß Elisa auf Madeira geblieben. Der Londoner Nebel und die Kälte sind Gift für Mutters Lunge. Deshalb bin ich allein mit Vater gegangen.“

„Ich habe Mister Archibald Stanford zu sprechen versucht, aber er steht bei den andern Herren und redet vom Krieg. Natürlich. Alle Welt redet jetzt nur vom Krieg. Sogar in Kapstadt, wo sonst die Kurse der Goldaktien wichtiger sind. Ich freue mich, Sie getroffen zu haben. Aber sehen Sie, da kommt Ihr Herr Vater! Er scheint erregt zu sein.“

Mistreß Hobbes trat zur Seite, als Herr Stanford eilig kam. Er hielt ein Telegramm in der Hand.

„Denke dir, Ethel — entschuldigen Sie, Mistreß Hobbes —, der drahtlose Mann da oben schickt mir soeben ein interessantes Telegramm, ein verwünscht interessantes! Mac Allan, der Kapitän der ‚City of Leith‘ — du wirst ihn kaum im Gedächtnis haben, aber er war bei uns auf Wight am letzten Pfingsten —,

Digitized by Google

Mac Allan drahtet mir eben, daß der Erſte Offizier des deutſchen Hilfskreuzers, des ‚Reichsadlers', der mein Schiff in Grund geſchoſſen hat, kein andrer war als — na, rate!"

Ethel ſchwieg. Trotzdem ſie alles ahnte.

„Natürlich, du kannſt das nicht raten. Herr von Steinitz war es! Erſt geht er in meinem Hauſe aus und ein, macht mit meiner Tochter Bergtouren und ſchießt dann meine Schiffe in den Grund, als ſeien es alte Kähne. Ein angenehmer Herr, muß ich ſagen!"

Herr Archibald Stanford knüllte das Papier zuſammen und warf es zornig über Bord.

Der leichte Ballen trieb mit dem Luftſtrom und ſank langſam auf eine heranrollende Woge. Die überkämmte ſich und verſchlang ihn.

„Er wird ſeine Pflicht getan haben, Papa!"

„Du nimmſt ihn auch noch in Schutz, Ethel? Weißt du, was die ‚City of Leith' wert war? Ich weiß es ſelbſt in dieſem Augenblick nicht genau, aber ich weiß, daß dieſer Herr von Steinitz mir nicht wieder unter die Augen kommen ſoll, oder ich will ihm meine Meinung ſagen, an der er zu kauen und zu würgen haben ſoll!"

„Vater!" bat Ethel. „Herr von Steinitz iſt deutſcher Seeoffizier und durfte gewiß nicht anders handeln. Sei nicht ungerecht!"

„Pflicht hin, Pflicht her! Er hat mir mein ſchönſtes Schiff zerſchoſſen, und trotz der Verſicherung werde ich dabei viel Geld losgeworden ſein, das dieſer Deutſche in ſeinem ganzen Leben nicht verdienen kann. Liefert er mir den Weizen zum feſtgeſetzten Termin? Er ſchießt mir Granaten ins Schiff und läßt mich Ultimo bezahlen, daß ich ſchwarz werde. Was kümmert's ihn?"

Digitized by Google

Ethel sah, daß in dieser Stunde kein Zureden half. Sie sagte also ruhig zu Mistreß Hobbes: „Gehen wir ein wenig in den Salon? Es wird ungemütlich hier draußen.“

Herr Archibald Stanford aber hörte gar nicht darauf. Er sah grimmig hinaus auf die See. Wenn dieser dreimal ver— —

„Hallo, Mister Stanford, Sie machen ein Gesicht wie ein Bullenbeißer! Was gibt's?“

John Dickinson redete den Zornigen an.

„Lassen Sie mich ungeschoren, hören Sie? Gehen Sie zu Lord Kitchener und nehmen Sie Handgeld! Oder noch besser zur Marine. Da begegnen Sie vielleicht Herrn von Steinitz. Dann wäre Ihnen auch geholfen.“

Damit drehte sich Herr Archibald Stanford kurz um und ließ John Dickinson stehen.

„Hören Sie zu, John!“ rief jetzt Mister Hunter. „Ich habe die letzten Zeitungen in Madeira gekauft. Hören Sie! Wissen Sie, wie der neuste Gruß dieser deutschen Vettern — ich danke für die Verwandtschaft! — heißt? Gott strafe England! sagen sie, wenn sie aufstehen und zu Bette gehen. Und unserm Freunde Archibald Stanford hat ein deutscher Kreuzer sein bestes Schiff zusammengeschossen. Das ist so angenehm, als wenn man sich einen gesunden Backzahn ziehen lassen soll. Mister Stanford ist jetzt ein bißchen gefährlich. Gehen Sie ihm aus dem Weg!“

* * *

Die „Dundee“ hatte in Lissabon nur einen kurzen Aufenthalt gehabt. Aber er genügte, um den Reisenden an Bord wieder neue Nachrichten von den Kriegsschauplätzen zu liefern, ausführlicher, als es die dürftigen drahtlosen Depeschen

Digitized by Google

vermochten. Und was die portugiesischen Zeitungen meldeten, klang trotz aller Schönfärberei nicht gerade nach Viktoria und Gloria.

„Diese Russen siegen sich immer wieder rückwärts!“ grollte Mister Hunter, als er seine Zeitung studierte.

„Wann hätten die Russen je gesiegt?“ warf Ben Harrison, der Amerikaner, ein. „Der Russe ist ein schlechter Sozius bei Ihrem Geschäft. Er macht nur Spesen und will den Gewinn teilen.“

„Sie haben wohl den Türkenkrieg vergessen und Plewna, Sir?“ erwiderte Mister Hunter überlegen lächelnd.

„Durchaus nicht. Bei Plewna haben die Rumänen den Sieg errungen, als die Russen vergeblich gegen die türkischen Stellungen stürmten. Und wären die Türken unter Osman Ghazi Pascha nicht halb verhungert, erfroren und ohne Munition gewesen, hätten auch die tapferen Rumänen nichts ausgerichtet. Studieren Sie die russischen Feldzüge, Mister Hunter, besonders den letzten Japankrieg, so werden Sie sehen, was für ein wertvoller Bundesgenosse der russische Zar für Sie ist. Erst haben die Petersburger Schlauberger die Franzosen um zweiundzwanzig Milliarden erleichtert, und nun werden sie die Keller der Bank von England in Angriff nehmen. Und dieser Angriff wird erfolgreicher sein, denke ich, als ihr Feldzug gegen Hindenburg.“

Mister Hunter wechselte den Platz. Dieser Harrison war ein unangenehmer Patron. Ob er nicht am Ende doch ein verkappter Deutscher war?

„Eine unerhörte Unverschämtheit!“ schimpfte ein andrer Leser im Rauchzimmer. „Deutsche Unterseeboote versenken englische Handelsschiffe! Mitten im Kanal tauchen sie auf. Unerhört!“

Digitized by Google

„Aber wenn englische Kreuzer deutsche Kauffahrer nehmen und selbst neutrale Flaggen nicht respektieren, so ist das erlaubt, wollen Sie sagen," ergänzte der Amerikaner.

„Sie meinen, wir sehen ruhig zu, wenn sich Deutschland mit Weizen, Kupfer, Gummi, Petroleum und allem, was es brauchen kann zum Kriege, vollstopft bis zum Platzen? O nein, Sir! Wenn unsre Flotte die Deutschen nicht aus ihren Mauselöchern herauslocken kann, so wird sie wenigstens alle Zufuhr abschneiden. Hungern sollen die Deutschen, bis sie zu Kreuze kriechen! Aushungern werden wir die Gesellschaft!"

„Ein sehr christlicher Wunsch, Sir! Aber wir werden ja sehen, ob er in Erfüllung geht. Ich wette auf das Gegenteil. Und vergessen Sie die deutsche Luftflotte nicht! Sie kann Ihnen Grüße auf den Frühstückstisch werfen, daß Ihnen der Appetit vergeht."

Da fuhr Hunter auf. „Hüten Sie Ihre Zunge, Herr! Sie sind an Bord eines englischen Schiffes."

„Gewiß! Ich bin Bürger der Vereinigten Staaten, Sir. Man wird das respektieren, denke ich."

Das dröhnende Signal der „Dundee" machte dem Gespräch ein Ende. Das Schiff verließ den Tejo. Ehe der Abend sank, war es auf dem offenen Meer.

„Diese Portugiesen lassen sich Zeit, ehe sie gegen die Deutschen losgehen," tadelte Mister Humphrey.

„Was wollen Sie?" erwiderte Oberst Luce. „Wenn wir erst auf Portugal angewiesen sind, haben wir die Partie schon verspielt. Ich habe diese Portugiesen in Afrika fechten sehen. Wenn sie einen kleinen Negerking glücklich in den Busch gejagt haben, drahten sie einen Sieg nach Lissabon, gegen den die Völkerschlacht bei Leipzig und der Sieg bei Waterloo nur kleine Vorpostengefechte gewesen sind. Gehen Sie mit

Digitized by Google

Portugal! Die Japaner sollten lieber eine Feldarmee nach Polen werfen oder nach Flandern. Das wäre etwas. Aber die Gelben werden sich lange bitten lassen. Wenn sie es überhaupt tun."

„Vielleicht bewahren sie England vor der Todsünde des Verrats an der eignen Rasse. Japan hat außerdem Wichtigeres zu tun, als in Rußland oder in Frankreich zu fechten," sagte Harrison.

„Ganz recht," gab der Oberst zurück, „es hat vor allem darauf zu achten, daß im Stillen Ozean die amerikanischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hawai und die Philippinen würden sich unter der japanischen Flagge auch ganz gut ausnehmen."

„Sind wir mit Spanien fertig geworden, werden wir auch Japan die Wege weisen, Sir!" sagte der Amerikaner stolz.

„Aber die japanischen Dreadnoughts sind keine alten Kästen, Sir, wie sie unter der Flagge Spaniens fuhren. Ihr Sieg im Kubanischen Kriege war der reine Kindermord, sage ich. Geben Sie acht, daß Sie bei einer Boxerei mit Japan nicht ein Sternchen aus Ihrem Banner verlieren!"

„Und hüten Sie sich, daß nicht ein Flämmchen auf Ihr kanadisches Strohdach hinüberfliegt, Sir, wenn es bei uns brennen sollte!" entgegnete der Amerikaner sehr ruhig.

Da kam das Signal, sich zur Abendtafel umzukleiden. Das war an Bord eines englischen Schiffes wichtiger als sämtliche Kriegsgespräche. Es wäre ein Frevel gegen die geheiligte Sitte Englands gewesen, wäre einer der Herren nicht in tadellosem Frack erschienen! Oberst Luce hatte doch erst am Abend vorher genau erzählt, daß Lord Kitchener im Sudan, als er gegen den Mahdi zu Felde zog, eine ganz außerordentliche Tat vollbrachte, als er in der glühendsten

Digitized by Google

Hitze des Speisezeltes den Herren gestattete, es sich bequem zu machen und das weiße Dinnerjackett über die Stuhllehne zu hängen. Und alle Herren an Bord der „Dundee" hatten das als eine ganz außerordentliche Begebenheit zur Kenntnis genommen.

* * *

Nach London sollte die „Dundee" gehen. Aber sie hatte Ouessant noch nicht passiert, als sie schon durch drahtlose Nachrichten gewarnt wurde. Ein deutsches Unterseebot hatte vor der Themsemündung drei englische Dampfer aufgebracht und versenkt. Die „Dundee" solle sich vorsehen. Selbst der englische Kanal sei nicht mehr sicher.

„Unerhört!" hieß es in den Salons.

„Vielleicht erscheint dieser Herr von Steinitz noch im Kanal und nimmt uns alle als Kriegsgefangene mit," sagte Herr Archibald Stanford grimmig zu seiner Tochter.

Ethel antwortete nicht. Der Vater war gereizt, seitdem ihm dieser Mac Allan gedrahtet hatte. Mochte der Zorn erst verrauchen. Man würde dann weitersehen. Ethel kannte ja ihren Vater. Er grollte und stellte sich gefährlich, brummte noch einige Tage und war dann doch wieder der beste und liebste Pa!

Das Deck wurde nun nicht mehr leer von erwartungsvoll auslugenden Reisenden. Trotzdem es wehte und die See hoch ging. Selbst Mistreß Hobbes riskierte einen Schnupfen, die sonst am liebsten am Kaminfeuer im Salon gesessen hatte. Je näher die „Dundee" der Küste Englands kam, desto erregter wurden die Passagiere. Als warte ihrer dort eine große Ueberraschung! Oder war es die Heimat, die so mächtig lockte? Die weiße Küste Alt-Englands, die der Sohn Albions nie vergißt, ob er in den Hochtälern des Himalaja oder in der verdorrten Oede Australiens sitzt.

Digitized by Google

Die runden Forts vor dem Hafeneingang von Portsmouth kamen auf. Stolz wehte die Kriegsflagge Englands von den Baſtionen, wo die gewaltigen Rohre nach dem Feinde lugten. Die liebliche Inſel Wight hob ihren Strand aus der grauen Flut, auf die der Nordweſt Schaumſtriche malte. Der Lotſe kam an Bord im Oelzeug und Seeſtiefeln. Ehe er die Brücke erreichte, war er von neugierigen Leuten umringt. Hundert Fragen hagelten auf ihn. Mühſam bahnte er ſich den Weg zur Treppe.

„Es ſteht alles gut," ſagte er kurz. „Die verdammten Deutſchen wollen wir ſchon klein kriegen!"

Als er aber den Kapitän auf der Brücke begrüßte, machte er ein ernſtes Geſicht.

„Ich wollte den Leuten unten das Frühſtück nicht verderben, Captain. Aber die Deutſchen haben Scarborough und Yarmouth bombardiert, und unſre Kreuzer haben geſchlafen! Und geſtern iſt der erſte Zeppelin über Cromer geflogen und hat Bomben geworfen. Die Sache wird ungemütlich. Seien Sie froh, daß Sie Ihr Schiff heil nach Portsmouth hereinkriegen, Sir!"

Der Kapitän und die Schiffsoffiziere waren einen Augenblick ſprachlos. Dann aber löſte ſich ihre Ueberraſchung in Wut auf

„Dieſe deutſchen Halunken ſoll der Teufel holen!" wünſchte der Kapitän ehrlich.

„Mir ſcheint, er tut es leider nicht, Sir," antwortete der Lotſe. Dann übernahm er das Kommando des einfahrenden Schiffes.

„Ruder hart Backbord!" befahl er.

Der Mann im Steuerhauſe drehte das Rad. Die „Dundee" glitt in den ſicheren Hafen.

Aber draußen auf der grauen See und unter den rollenden Wogen, da lauerte der Feind!

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Der „Reichsadler" dampfte nach dem Gefecht gegen den englischen Torpedobootszerstörer mit voller Kraft heimwärts. Seine schnellen Maschinen brachten ihn aus dem Schußbereiche des großen englischen Kreuzers, der zu spät auf dem Kampfplatze erschienen war.

Klares Wetter hellte den Winterhimmel, und wenn es auch durch die Wanten pfiff, als fauchten böse Geister hinein, wenn auch in der Kälte die Eiszapfen ihren spitzen Zierat an Mast und Rahen hefteten und Deck und Boote dick bereift schimmerten, so war der eisige Nordost den Seeleuten doch lieber als der tückische Nebel, der im Fahrwasser der Inselwelt die Klippen und Felsen Nordenglands verhüllen und jeden Augenblick die starre Gefahr aus der Meerestiefe erbarmungslos aufspringen lassen konnte. Frei lag die See, frei gingen die Wogen und ließen den Staub ihrer Kämme sprühend über Bug und Back ziehen.

Kapitänleutnant von Steinitz stand bei dem Wachthabenden auf der Brücke. Notdürftig war die zerschossene Brüstung ausgebessert worden. Das war die Stelle, an der Kapitän Fredrichs den tödlichen Schuß erhalten hatte! Nun stand Jobst von Steinitz an seiner Stätte, seiner Verantwortlichkeit und Pflicht voll bewußt. Den scharfen Kampf auf dem Ozean hatte der „Reichsadler" mit Ehren bestanden. Ein

Digitized by Google

paar Wochen im Dock würden das Schiff wieder in tadellose Form bringen.

Aber würde er unangefochten den bergenden Hafen an der Jade erreichen? Englands Kreuzer und Schlachtschiffe würden nach ihm auslugen, und wenn sie ihm auf Schußweite nahekommen konnten, so sah keiner der Besatzung die Heimat wieder. Zu den andern ging es, die stumm auf dem Grunde des Ozeans schliefen. Oder nach England in die Kriegsgefangenschaft!

„Bin gespannt, ob nicht ein Geschwader den Kurs um die Inseln herum abdampft," meinte Herr von Steinitz zum Wachthabenden.

„Bis jetzt habe ich noch keinen Schlot und Mast gesehen, Herr Kapitän."

Die Anrede, dem neuen Kommandanten des Schiffes als selbstverständlich gegeben, rief Herrn von Steinitz die schwere Verantwortung für den „Reichsadler" doppelt ins Bewußtsein.

„Wir müssen aber damit rechnen, daß vom Firth of Forth oder Aberdeen*) aus sofort feindliche Schiffe gegen uns auf die Suche gegangen sind. Denn unser Kurs nach beendetem Gefecht ist so sicher gemeldet worden, als wir auf der Brücke stehen."

„Das ist anzunehmen. Aber wenn wir den Kurs noch mehr nach Norden nähmen, Herr Kapitän? Die Sperre würde dem Feinde schwerer sein, und wir erreichen im Notfalle Island oder einen der norwegischen Nordhäfen."

Der Kommandant überlegte. Dann befahl er dem Signalgast auf der Brücke: „Gehen Sie zum Herrn Stabsingenieur! Ich lasse ihn auf die Brücke bitten."

---

*) Stationen der englischen Flotte an der schottischen Küste.

Digitized by Google

Der Erſte Ingenieur des Schiffes kam eilig und meldete ſich.

„Wieviel Kohle haben wir in den Bunkern?“ fragte der Kommandant. „Es handelt ſich darum, ob wir im Notfall eine oder zwei Wochen Fahrt länger aushalten, wenn wir nicht auf See oder in einem neutralen Hafen kohlen können.“

Der Ingenieur überdachte alles. Dann erklärte er: „Wir müſſen darauf gefaßt ſein, daß uns die Uebernahme neuer Kohle unmöglich gemacht wird. Und länger als ſechs Tage halten unſre Bunker nicht mehr vor, wenn wir äußerſte Kraft fahren. Und auf letztere müſſen wir wohl rechnen.“

„Ganz ſicher. Alſo werden wir verſuchen, zwiſchen den Orkney- und Shetland-Inſeln durchzukommen. Wir können bei dieſem Wetter im Notfalle den Kurs immer noch umſetzen. Ich danke Ihnen, Herr Stabsingenieur.“

Dann ließ er den Navigationsoffizier rufen und legte mit ihm den neuen Kurs feſt. —

„Fein Wetter!“ hieß es in den Backſchaften*), wenn die dampfenden Näpfe aufgetragen wurden und die Blaujacken mit echtem Seemannshunger zugriffen.

„Fein Wetter iſt es auch für den Engliſchmann!“ meinte ein Matroſe.

„Ach wo, Jens! Den laufen wir glatt vorbei, wenn er ſich ſehen läßt. Aber die engliſchen Schlurren liegen in der Iriſchen See oder in den Kriegshäfen und wagen ſich nicht heraus, ſeitdem ‚U 9‘ glatte Arbeit mit den drei Kreuzern im Kanal gemacht hat. Junge, da wäre ich gern dabeigeweſen!“

„Glaube nur nicht, daß die Engländer immer im Hafen oder unter Land bleiben! Sie werden ſich ſchon ſehen laſſen,

*) Tiſchgenoſſenſchaften an Bord.

Digitized by Google

ſobald ihnen die Gelegenheit gut erſcheint. Die Nordſee hat Raum, und einmal müſſen ſie doch heran an den Feind, wenn ſie ſich nicht für ewige Zeiten blamieren wollen."

„Wir werden aber nicht dabei ſein!"

„Du biſt wohl nicht klug!"

„Na, laß mal einen einzigen Volltreffer uns mittſchiffs kommen — ſo eine Dreißig-Zentimeter-Granate! Die ſchlägt glatt durch wie durch Seidenpapier. Ja, wenn wir auf der ‚Weſtfalen' oder ‚Poſen' oder ‚Oſtfriesland' wären, da möchte ich ſchon mittun! Da ſollen ſie nur kommen!"

Damit waren auch die Kameraden einverſtanden. Nur einer erklärte:

„Ich wäre lieber auf einem Unterſeebot. Das muß doch eine ganz andre Sache ſein! So ganz leiſe ſich heranſchleichen an ſo einen engliſchen Pott, und dann den Torpedo in das Ausſtoßrohr! Schuß! Und der reißt den großen Kerl auf, daß er in zwei Minuten überliegt und Waſſer zieht wie ein Fiſcherboot, das auf eine Klippe läuft. Das iſt noch eine Sache, an der man Freude hat!"

„Nee," widerſprach ein andrer, „wenn ich mir ſchon was wünſchen dürfte, ließ ich mich als Marineflieger ausbilden. Das wäre mein Fall! Junge, wenn man dann ſo ganz unverſehens einen Engländer von oben her mit Liebesgaben begrüßen könnte, ſo ein Dutzend Bomben hinuntergepfeffert auf die Kerls, daß ihnen die Stücke um die Ohren ſauſten, und womöglich einen Haupttreffer durch den Schlot in die Maſchinen hinein — hei, das wäre für mich was!"

„Und wenn ſie dir von unten eine gutgezielte Granate in den Zweidecker jagen, dann iſt es Matthäi am letzten, Hannes!"

„Was ſchadet das? Wenn ich man erſt meinen Volltreffer gemacht hätte! Nachher können ſie in Wilhelmshaven

Digitized by Google

meinen Namen auf die große Tafel schreiben, wo die Namen der andern stehen."

Jeder in der Backschaft wußte, wer „die andern" waren: die tapferen deutschen Blaujacken, die auf allen Meeren für die Ehre der Flagge freudig das Leben gewagt und verloren hatten, von der Zeit an, da preußische Mariner unter Prinz Adalbert bei Tres Forcas die marokkanischen Seeräuber im blutigen Landungsgefecht vertrieben und züchtigten, bis zur Expedition gegen Venezuela und den Kämpfen gegen rebellische Eingeborene in den Schutzgebieten.

Und tapfer hatten die Kameraden gekämpft, gegen Sturm und Wogenbraus, gegen heimtückische Feinde! Schmückte nicht der Orden „Pour le mérite" den Bug des „Iltis", seitdem er die Takuforts bezwang? Er hatte gehalten, was der Kaiser erwartete. Wie lautete doch die Stelle der Proklamation Wilhelms II. beim Regierungsantritt an seine Flotte? Jeder der Seeleute kannte sie und hatte sie vor Augen. „Ich weiß, daß jeder bereit ist, mit seinem Leben freudig einzustehen für die Ehre der deutschen Flagge, wo immer es sei!" Und der Großadmiral des Reiches, der diesem erst die starke Wehr zur See gegeben hatte, sollte sich nicht täuschen! Was die Iltisleute fertiggebracht hatten, würden sie alle leisten, die unter der Flagge mit dem Eisernen Kreuz fuhren!

„Und die andern, die auf der Tafel stehen, haben noch nicht gegen den Engländer gefochten. Aber wir, Jungens, wenn sie unsern Namen daraufschreiben!"

„Da hast du recht, Fritz! Und wenn wir versacken, unsre Flagge nehmen wir mit! Die nageln wir vorher fest an die Toppstenge!"

Schweigen herrschte nach diesen Worten in der Backschaft. Bei den toten Kameraden weilte das Gedächtnis.

Digitized by Google

Aber Obermatroſe Seifert lenkte die Gedanken der Kameraden wieder auf die Sorgen des Tages.

„Ich möchte nur wiſſen, wie der Alte den Kurs geſetzt hat," ſagte jetzt Obermatroſe Seifert. „Wir fahren ſeit zwei Stunden drei Strich mehr nach Oſt."

„Laß ihn nur machen! Er weiß, was er will!"

„Sicher! Er ſoll draußen an der Chinaküſte beim Geſchwader eine ganz große Nummer gehabt haben, ſagt Bootsmann Pederſen."

„Ja, Pederſen — wie geht's ihm denn? Wo iſt der Pflaſterkaſten Heineke? — Holla, Heineke, was macht der Bootsmann Pederſen?"

„Na, was ſoll er machen? Er liegt in der Koje; der Stabsarzt ſieht aller halben Stunden ſelber nach ihm. Er wird's wohl durchhalten. Am Kopfe hat er ja 'ne kräftige Schramme wegbekommen, und die linke Hand wird er auch zunächſt nicht brauchen können. Aber wenn er erſt an Land, ins Lazarett kommt, wird's ſchon wieder werden!"

„Ja, erſt an Land ſein!" bemerkte einer der Matroſen dazu.

Da gellte die Pfeife des Bootsmannsmaats. „Alle Mann!"

„Da iſt was los!"

Jeder Mann an ſeinem Poſten! Vom Signalgaſt bis zum Richtkanonier. Alle Augen ſuchten den Sehkreis ab. Aus der Tiefe hoben ſich ganz in der Ferne die koloſſalen Felsgebilde der Inſeln, die wie ungeheure Zyklopenſteine ins Meer hineingeworfen waren. An den ſchroffen Felswänden gierte die ſchäumende Brandung, brach ſich die Flut ohnmächtig, wie ſeit Jahrtauſenden an den trotzigen Blöcken. Ein ſilberner Streif zog ſich über das graugrüne Meer: die Sonne, die ihre Bahn lang auf die Wogen zeichnete. Und in dieſem Streifen ſtand ganz ſchwach eine dunkle Rauchfahne.

Digitized by Google

Die Stellung der Maſten verriet das Kriegsſchiff auf der Fahrt. Und es hielt Kurs auf den „Reichsadler“.

„Klar zum Gefecht!“

Wieder das ſchnelle Zugreifen, das ſichere Zuſammenarbeiten aller Hände, das eigne Schiff klar zu haben, ehe die erſte Granate heranheulte. Der Tanz von geſtern konnte neu beginnen!

Noch konnte keiner ſehen, wer der andampfende Feind war. Vielleicht ein patrouillierender Hilfskreuzer wie der „Reichsadler“ ſelbſt. Dann war das Feuergefecht ſicher. Vielleicht aber auch einer von den großen Kerlen, die mit einem ſchwach armierten Hilfskreuzer in einer Viertelſtunde fertig wurden, wenn ſie ihn erſt mit den ſchweren Rohren faßten!

Der Ernſt lag auf allen Mienen.

Der Kommandant ſtand am Fernrohr auf der Brücke, die Gläſer der Offiziere hoben ſich. Scharfe Seemannsaugen, gewohnt, Flaggen zu erkennen, wo andre nicht einmal ein Tuch feſtſtellten, ließen den Frieſenblick über die Wogen fliegen.

Eine Viertelſtunde ſpäter rannte die Gewißheit durch die Batterien und hinab zu den Maſchinen: „Ein Engliſchmann, und zwar ein großer!“

Auf der Brücke wurde neues Ruderkommando gegeben. Der „Reichsadler“ ſchor aus vom Kurs. An dem kleinen Felseiland, das geradeaus lag, vorüber ſuchte er nordwärts zu entkommen.

„Wenn es nicht zu ſpät iſt!“ zweifelte mancher heimlich. Auch der Engländer machte Dampf auf, daß die ſchweren Rauchwolken in dicken Schwaden aus den Schloten wirbelten. Die niedrigen Aufbauten verrieten den großen Kreuzer. Wenn es dem „Reichsadler“ nicht gelang, die offene See nordwärts zu gewinnen, war es um ihn geſchehen.

Digitized by Google

„Das ist das Ende!“ zuckte es durch manches Hirn.

Zum Maschinenraum gingen neue Signale. Aeußerste Kraft! Hinein in die Feuer, was die Bunker hergaben! Bis zum Zerplatzen wurden die Kessel gefeuert. Besorgt sahen die Maschinisten zu den Manometern. Aber der wachthabende Ingenieur ließ den Zeiger der runden Scheibe nicht einen Strich abfallen.

Alleräußerste Kraft!

Wenn nur kein Dampfrohr platzt! sorgte sich heimlich mancher, der zwischen den blanken Stahlstangen und Zylindern der Maschinen seine Wache ging im blauen Leinenzeug, mancher, der vor den Höllenschlünden der Feuerstellen Schaufel um Schaufel schwarzer Kohle in die weiße, sengende Glut schleuderte, den langen Schürhaken hineinstieß und die glühenden Schlackenbrocken unter den Rosten wegzog. Wer achtete auf die Glut, die die nackten Arme, die keuchende Brust sengte, die Kehle dörrte und die Funken noch vor den Augen tanzen ließ, wenn die Tür der Feuerstelle schon zugeworfen war! Eine Minute Rast, ein Aufkeuchen der Brust, ein hastiger Blick zum Manometer — und der Haken riß die nächste Feuerungsklappe auf, daß die Weißglut ihre Molochstrahlen herausblenden ließ. Wieder das rastlose Schaufeln, das Schüren und Stoßen, das Schleppen der Körbe, kurze Rufe an die Kohlentrimmer, die nicht schnell genug das schwarze Futter für die Ungeheuer herbeizerren konnten. Und dazu das Sausen der Maschinen, das leise Zittern und Schüttern der Schiffswände, die in den Nähten ächzten vor dem furchtbaren Druck der Schrauben, die rasend um die Wellen flogen, unter dem Ansturm der schweren Wogen, in die der scharfe Stahlbug des Schiffes hineingekeilt, hineingebohrt wurde wie ein Geschoß, das vom Bogen eines Titanen schnellt.

Digitized by Google

Und immer rasender die Fahrt! Kein Nachlassen! Auf Leben und Tod!

Sie alle wissen es, die unten im Raum schweren Dienst tun. Vom Stabsingenieur, der jeden Posten mustert, vom Wachthabenden an der Signaltafel bis zum letzten Kohlenzieher. Sie wissen es, daß jede Minute der furchtbare Schlag hereinbrechen kann, der die Wände aufreißt und die brüllende See hereinrasen läßt in die zischenden Kessel, in die surrenden Räder und die rastlosen Kolben der Maschinen; da der Tod dem Maschinisten das Steuer aus der Hand nimmt und die Feuer löscht. Glücklich, wer mit hurtigem Satze die eisernen Stufen der Treppen erwischt! Wer nicht zerschmettert von den Stücken des Geschosses, zerschlagen von den zerrissenen Maschinenteilen, verbrüht vom kochenden Dampf im gräßlichen Wasserschwall hin und her getrieben wird auf der schwappenden, gluckernden, unheimlichen Flut, die unter die Roste der Kessel kriecht und die blanken Maschinen verschluckt, die Lampen löscht und hinaufleckt bis zum Lichtschacht unter dem eisernen Gitter!

Ist es ein Wunder, daß sie alle stumm, mit zusammengebissenen Zähnen ihre Pflicht tun? Daß sie alle den Knochenmann neben sich sehen? Aber keine Hand erlahmt, kein Arm sinkt erschlafft. Jeder Muskel spannt sich zu Eisen, jeder Nerv strafft sich zur Stahlsaite. Nur heimliche Blicke aus rußigen, schweißfeuchten Gesichtern gehen zur Signaltafel.

Noch immer alleräußerste Kraft. Die Jagd auf den Wogen tobt noch immer. Und noch immer kommt kein Geschützdonner. Noch immer schweigen die Rohre.

„Einen ganz großen Engländer haben wir gegen uns," sagt der Stabsingenieur seinem ersten Assistenten. „Und der Kerl will uns den Kurs abschneiden. Er macht eine tolle Fahrt."

Digitized by Google

Beide Herren in der Uniform mit den ſilbernen Streifen wechſeln einen Blick des Verſtändniſſes. „Mach' dich bereit für alle Fälle! Es ſteht böſe! Aber tu' deinen Dienſt bis zum letzten Augenblick!"

Und die Räder ſurren weiter, die Kolben heben und ſenken ſich, ſtampfen und laſſen die Stahlwellen des Schiffes raſen. Immer fort, immer fort!

Zwei Stunden geht die Fahrt in toller Hatz. Der Felskoloß iſt achteraus geblieben. Aber hinter ihm taucht der Engländer auf. Wie die Bugwelle an ſeinem Rammſporn aufſpringt und weiß verebbt! Bis zu den Ankerklüſen faucht der Giſcht. Nun muß der erſte Anruf kommen. Richtig! Flaggen gehen hoch am Signalmaſt drüben: „Drehen Sie bei!"

Aber der „Reichsadler" ſauſt weiter durch die unwirſchen Wellen, die ſich aufbäumen und donnernd an den Wänden zerfallen.

Die Rohre des vorderen Geſchützturmes auf dem Engländer gehen herum nach dem deutſchen Hilfskreuzer. Was für ein gewaltiger Kerl der Feind iſt! Wie ſchwer er zu Waſſer liegt! Nun muß der erſte Schuß kommen. Jetzt!

Von der Kommandobrücke und den Batterien des „Reichsadlers" gehen ſuchende Blicke nach den runden Stahlhauben der Geſchützürme drüben. Jetzt muß es drüben aufzucken, und der graue Pulverdampf muß wie ein Wölkchen flocken, ehe er im ſcharfen Fahrwinde verſtreicht.

Aber der Blitz bleibt aus.

„Ha! Seht! Was iſt das?!"

Aus jedem Munde ringt ſich die Frage.

Eine weiße, kochende Säule ſteigt an der Backbordſeite des feindlichen Schiffes auf. Ein dumpfer Knall wird herübergeweht. Dann neigt ſich das Rieſenſchiff ſchwer herüber

Digitized by Google

Dampfschwaden hüllen Türme und Rohre. Und nun schlägt die rote Flamme aus seinem Verdeck.

„Ohne Zweifel torpediert!“ stellt der Kapitänleutnant von Steinitz fest.

Signal zum Maschinenraum. Kommandos an die Divisionen. „Klar die Boote!“

Mit unheimlicher Schnelligkeit sinkt drüben das schwere Kampfschiff. Die Wogen reißen es hinab wie einen lecken Fischerkahn. Wie die Besatzung ins Wasser springt, ehe sie die Boote aus den Davits schwingen kann! Und nun treiben kleine, schwarze Punkte in den grünen Wogen. Menschen sind es, die um das nackte Leben ringen!

Das Rennen ist aus. Scharfe Kommandos auf dem „Reichsadler“ befördern die Boote zu Wasser. Jeder kennt seinen Platz auf den Duchten, am Steuer. Mag es der Feind sein, der drüben versackt — Menschenpflicht ist stärker als Menschenhaß! Und die Riemen tauchen in die Wellen, die Boote fliegen hin, und deutsche Fäuste fassen die englischen Schwimmer. Hinein ins Boot, zurück an den „Reichsadler“, und wieder hinaus, ehe die Tiefe sie alle verschlingt!

Schon höhlt sich der Trichter in den schluckenden Wellen. In der nächsten Minute muß der Panzer hinab auf den Grund. Vorsicht, ihr Retter auf den grauen Booten, daß keins zu nahe an den Strudel kommt! Er ist wie ein ungeheurer Krake der Tiefe, der seine Fangarme ausstreckt und hinabreißt, wen er faßt. Rufe und Schreie — der Feind ist verschwunden. Zur Tiefe gefahren. Wieder Rufe der deutschen Matrosen. „Hurra!“

Ueber die Wogen schiebt sich zuerst eine dünne Stange, kaum mit dem Blick vom Horizont zu trennen. Dann aber taucht es herauf wie der glatte Rücken eines Wals.

Digitized by Google

„Ein Unterſeeboot!“

Und nun läßt es die deutſche Kriegsflagge flattern.

„Hurra!“ dröhnt es. Signale gehen hoch auf dem „Reichsadler“ für den grauen Kameraden, der zur rechten Zeit kam. „Hurra!“

Wer von den engliſchen Matroſen nicht vom Strudel hinabgeriſſen iſt, findet ſich an Bord des „Reichsadlers“ wieder. In ihren naſſen Anzügen, ohne Mütze und Waffe, mit einem Zuge verbiſſener Wut um die glatt raſierten Lippen ſtehen ſie. Kriegsgefangen!

Und der Panzer mit ſeinen ſchweren Rohren und feſten Türmen liegt unten auf dem felſigen Grund. Für den Roſt und die glotzenden Fiſche.

An das graue Boot dort, das ſeine Flagge ſo luſtig wehen läßt, hat keiner unter dem Union Jack gedacht. Bis es den Torpedo ſandte! Das Verderben!

* * *

Herr von Steinitz ſaß in ſeiner Kammer und wartete. Er hatte einen der gefangenen engliſchen Seeoffiziere zu ſich rufen laſſen. Den Fregattenkapitän Hidgins, Erſten Offizier des geſunkenen Schlachtſchiffes. Nicht zum erſtenmal hatte er den ſchlanken Engländer geſehen, als er faſt bewußtlos von den Matroſen des „Reichsadlers“ an Bord gebracht wurde. „Sie hätten mich ruhig verſacken laſſen ſollen!“ hatte Hidgins geſtöhnt, als er ſich an Bord des „Reichsadlers“ wiederfand.

Den ſelbſtbewußten Mann traf das unerwartete Los doppelt ſchwer.

Jobſt von Steinitz hatte den engliſchen Kameraden getröſtet. „Ehrliche Männer dürfen ſich ruhig ins Auge ſehen,

Digitized by Google

wo es auch sei! Die Partie ist gegen Sie ausgeschlagen. Das ist alles. Sie haben Ihre Pflicht getan, wie wir die unsre."

Da hatte es in den blauen Augen des Engländers warm aufgeleuchtet. Er hatte dem Deutschen die Hand gereicht.

„Ich danke Ihnen für das gute Wort, Herr von Steinitz."

Dieser Hidgins sprach Deutsch wie einer, der in Bremen oder Hamburg zuerst Hafen und Schiffe gesehen hat. Er kannte Deutschland und deutsche Verhältnisse genau, war als Marineattaché bei der großbritannischen Botschaft in Berlin kommandiert gewesen, war auf englischen Schiffen im fernen Osten gefahren und dort oft genug an Land Herrn von Steinitz begegnet. Zuletzt hatten sie sich in Kiel beim Besuch des englischen Geschwaders die Hand geschüttelt. Hidgins war keiner von den Engländern, die hochmütig über alles Deutsche urteilten. So stark sein Nationalbewußtsein entwickelt war, so unerschütterlich sein Glaube war, daß keine Marine der Welt es mit Englands Flotte aufnehmen könne, so unparteiisch hatte er stets die großen Fortschritte der deutschen Seemacht anerkannt.

„Sie sind die einzigen, mit denen wir im Ernstfalle rechnen müßten, Herr von Steinitz!" hatte er damals in Kiel gesagt. „Die Franzosen? Daß ich nicht lache! Haben Sie ihre Aufbauten auf den Panzern vom Typ der ‚Hoche' gesehen? Die reinen Karussells! Damit die deutschen Granaten besser hineinfegen können. Ihre jammervollen Munitionsverhältnisse! Sie sprengen sich selbst mit ihrem berühmten Pulver in die Luft! Wenn wir ihnen nicht die Hand über den Kopf halten, ist ihre Flotte für Sie ein gefundenes Frühstück."

„Und Sie werden das ohne Zweifel tun, Captain."

„Darüber habe ich kein Urteil. Ich bin kein Prophet. Und ich denke, wir sind beide Seeoffiziere, die ihre Pflicht im gegebenen Augenblicke tun, ohne zu fragen."

Digitized by Google

Hart wie Stahl war sein Blick bei diesen Worten geworden. Ohne Zweifel — Hidgins hatte schon damals gewußt, daß zwischen den Flotten Englands und Deutschlands die Geschütze das letzte Wort sprechen würden. —

Es klopfte.

„Herein!"

Die Tür wurde zurückgeschoben. Ein Matrose ließ den englischen Offizier eintreten.

Kapitän Hidgins stand sehr korrekt vor Herrn von Steinitz.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht, Herr von Steinitz. Hoffentlich nicht dienstlich."

„Durchaus nicht, Captain Hidgins. Aber mit dem Kameraden früherer Zeit wollte ich ein Glas Tee trinken. Nehmen Sie doch bitte Platz!"

„Danke!"

Herr von Steinitz klingelte. Ein Matrose erschien und nahm den Befehl entgegen, den Tee bringen zu lassen.

„Machen Sie es sich bequem, Captain! Ich hoffe, Sie sind wieder völlig hergestellt."

„Vollkommen! In solchen Augenblicken spürt man gar nicht, wie kalt das Seewasser sein kann."

Er lächelte bitter.

„Lassen Sie doch diese Erinnerung! Seien Sie ein bißchen Fatalist, Captain. Es hat eben so sein sollen. Sie wollten mich an einen sicheren englischen Platz abholen, und nun begleiten Sie mich. Das ist alles."

„Aber sehr viel. Und wohin gehen Sie?"

„Nach Wilhelmshaven, denke ich. Wir sind morgen unter Helgoland."

„Ja. Leider. Ich habe stets gesagt, der Tausch mit Helgoland ist ein sehr schlechtes Geschäft für uns Engländer

Digitized by Google

gewesen. Ihr Kaiser hat uns übers Ohr gehauen. Er wußte, was der alte Knopf wert war."

„Ohne Zweifel. Aber rauchen Sie, Captain? Bitte hier! Tun Sie, als seien Sie hier zu Hause!"

„Bin ich leider ja auch vorläufig."

Wieder das bittere Lächeln. Aber Hidgins nahm eine Zigarre und brannte sie an.

„Der Tabak ist ein gefährlicher Geselle," setzte er hinzu, als er die blaue Rauchwolke steigen ließ. „Er schafft dem verdrossenen Manne Illusionen. Und die sind immer gefährlich."

„Nun, heute käme die eine doch nur in Frage, daß Sie bei einem guten Freunde sind, der Sie nie vergessen hat. Und die können Sie sich doch eigentlich gefallen lassen."

„Sicher, Herr von Steinitz. Ich bin Ihnen sogar ehrlich dankbar für diese Stunde."

Der Tee kam, und beide Herren nahmen ihr Glas mit Behagen. Eine Gefahr für den „Reichsadler" bestand nicht mehr. Schon war er in der Reichweite der deutschen Kreuzer, die über Helgoland hinaus die Nordsee aufklärten. So konnte Herr von Steinitz sich eine Stunde der Ruhe gönnen.

Captain Hidgins rauchte nachdenklich.

„Eigentlich eine merkwürdige Situation für uns beide, nicht wahr? Hätten wir uns damals in Kiel auch nicht träumen lassen!" sagte er.

„Seien wir aufrichtig, Captain! Sie wußten damals schon, daß der Krieg kommen werde."

Hidgins antwortete nicht gleich. Dann strich er umständlich die Asche von seiner Zigarre ab.

„Kommen werde? Sie wollen sagen: Kommen mußte. Sie haben ihn ja gewollt. Besonders die Herren von der

Digitized by Google

Flotte. Ganz natürlich. Eine neue Waffe will ihre Zuverläſſigkeit erprobt ſehen. Aber Sie werden — Doch ich bin Ihr Gefangener."

„Bitte, reden Sie ruhig zu Ende!"

„Nun, dann muß ich ſagen, daß Sie gut tun, wenn Sie bald an den Frieden denken, von dem einige Ihrer Zeitungen ja ſchon offen geſprochen haben. Sie werden England nie bezwingen, in einem langen Kriege aber werden Sie zugrunde gehen."

„Spielen wir nicht den Propheten, Captain! Das iſt immer mißlich. Und was die Zeitungen betrifft, ſo wird es heute wohl kein deutſches Blatt wagen, von einem vorzeitigen Frieden mit England zu reden. Kein deutſcher Mann würde ein ſolches Friedensgewinſel — anders könnte ich's nicht nennen — hören und dulden. Ich muß ein hartes Wort ſprechen, Captain, wenn Sie die wahre Stimmung in Deutſchland wiſſen wollen."

„Ich bin begierig darauf."

„Nun, es iſt nicht eben höflich. Aber wer bei uns von einem Frieden mit England reden wollte, bevor dieſes darum bittet —"

„Wir werden nie darum bitten! Niemals!"

„Laſſen Sie mich ausreden! Wer von einem ſolchen Frieden jetzt reden wollte, der gliche dem Richter, der einen Meuchelmörder begnadigen möchte, weil dieſer ſeine ruchloſen Abſichten nicht ausführen konnte, ſondern vorzeitig erwiſcht wurde. So denken wir, Captain. Sie haben es hören wollen."

„Wie können Sie uns Meuchelmörder ſchimpfen, Herr von Steinitz? Das iſt eine — eine — Doch ich bin Ihr Gefangener."

Digitized by Google

Mit zuckenden Lippen hatte der Engländer geſprochen. Der Zorn grub eine Falte in ſeine hohe Stirn.

„Ich ſehe in Ihnen in dieſer Stunde lediglich meinen Gaſt, dem das Recht der freien Meinung durchaus zuſteht.“

„Dann will ich Ihnen ſagen, daß Ihre Regierung den Krieg gegen uns geſucht hat. Das iſt nicht zu leugnen. Ich kenne auch den neuen deutſchen Gruß, der überall gebraucht wird, vom Biertiſch bis in die Schützengräben und an Bord Ihrer Kriegsſchiffe. ‚Gott ſtrafe England!‘ heißt er. Dieſer Gruß offenbart beſſer als alles Ihre Stimmung gegen uns. Wir ſind alſo nur im Recht geweſen, wenn wir daraus den letzten Schluß gezogen und Ihnen den Krieg erklärt haben. Von einem geplanten Mord kann alſo nicht die Rede ſein.“

„Das bleibt zu erörtern. Aber wenn Sie den Gruß ‚Gott ſtrafe England!‘ als Zeichen des Haſſes auffaſſen, der ſchon vor Ausbruch des Krieges gegen England beſtanden hat, ſo ſind Sie im Irrtum. Das deutſche Volk hat bis zum letzten Augenblick an eine Verſtändigung geglaubt. Gerade ſeine beſten Männer haben lange Jahre an einer Annäherung gearbeitet. Und als gegen Rußland und Frankreich der Waffengang unvermeidlich war, glaubte unſer Volk immer noch, daß England neutral bleiben werde. Erſt als England uns den Fehdehandſchuh hinwarf, als es ſogar Japan gegen uns hetzte, flammte der Haß gegen Sie auf. Wir haben Ihnen gegenüber ehrlich gehandelt. Haben Sie denn die Erklärung unſres Kanzlers nicht geleſen, der in ſeiner Rede es offen ausgeſprochen hat, daß die Akten es einſt bekunden werden, wie oft das Deutſche Reich Ihnen die ehrliche Freundeshand hingehalten habe?“

Captain Hidgins hatte ruhig zugehört. „Sie ſind ein beredter Anwalt Ihres Volkes, Herr von Steinitz. Aber hat Ihr Volk nicht ſchon im Burenkriege uns ſeinen ganzen Haß

Digitized by Google

gezeigt? Ich war damals gerade in Berlin, als die Burengenerale kamen, und ich muß sagen, daß ich als Engländer geradezu erschrocken war, als ich die Volksmenge vor dem Hotel in der Prinz-Albrecht-Straße, in dem die Burenführer abgestiegen waren, eine begeisterte Huldigung bringen sah. Ich habe mir die Berliner Zeitungen jener Woche aufbewahrt. Sie sind geradezu klassische Dokumente des Hasses gegen England."

„Haß nennen Sie diese Stimmung? Wenn Sie den deutschen Charakter kennen, werden Sie in diesem Aufflammen lediglich das Mitgefühl für das kleine, tapfere Volk der Buren, das deutsche Gerechtigkeitsgefühl, die beste und stärkste Seite unsres Volkscharakters, erkennen müssen. Damals haben Sie, ein Goliath, ein schwaches Volk erdrosselt. Heute wirft sich England zum Schützer der kleinen Staaten auf. Es macht die Sache der Belgier zur eignen, weil ihm gerade diese Maske paßt."

„Maske nennen Sie das, Herr von Steinitz? Unser Eintreten für Belgien ist lediglich der Beweis unsres englischen Gerechtigkeitsgefühls. Wir haben nichts andres getan, als was Sie im Burenkriege am liebsten auch getan hätten. Nur blieb es auf Ihrer Seite bei Telegrammen und Protesten, während wir unsre Armee und Flotte offen für Belgien einsetzen."

Captain Higgins sagte es ganz ernsthaft. Herr von Steinitz beobachtete ihn genau. Aber er fand in seiner Miene nur den Ernst vollkommener Ueberzeugung.

„Ich ehre Ihre Ueberzeugung, Captain, aber ich glaube nicht, daß sie die wahre Ursache dieses Krieges Ihrer Regierung gegen uns darstellt. Ich bin als Deutscher skeptischer gegen die tiefer liegenden Absichten Ihrer Diplomatie. Ich halte dieses Eintreten für Belgien für eine der größten Heucheleien in der Weltgeschichte. Jede Heuchelei ist dem Deutschen von jeher verächtlich gewesen, und deshalb auch unsre Erbitterung

Digitized by Google

gegen England. Verlaſſen Sie ſich darauf, Heuchelei reizt den Deutſchen ſtets zur Siedewut, zum Haß. Nicht aber die ehrliche Feindſchaft. Sie werden daher auch trotz des blutigen Kampfes und der Ausſchreitungen des franzöſiſchen Pöbels gegen Deutſche nichts von dem Haß in Deutſchland gegen Frankreich finden, der nur gegen England beſteht. Frankreich iſt ja in Wirklichkeit zu bedauern."

„Sie machen mich neugierig. Zu bedauern? Vielleicht, weil wir und die Ruſſen ihm helfen, den deutſchen Militarismus niederzuwerfen und auch Elſaß-Lothringen wiederzugewinnen?"

„Hören Sie einmal ruhig zu, Captain! Laſſen Sie mich reden wie ein unparteiiſcher Kaufmann, der ein Geſchäft beurteilt. Auf Frankreichs Boden wird der Krieg geführt, nachdem Belgien vollſtändig von uns überrannt und ſeine Armee faſt vernichtet iſt. England hat bisher vielleicht dreihunderttauſend Mann in dieſem Krieg eingeſetzt. Die großen Blutopfer ſind von Belgiern, Franzoſen und Ruſſen gebracht worden. Von den deutſchen Verluſten nicht zu reden. Wer Englands Geſchichte kennt, findet auch hier die alte Weisheit Ihrer Diplomaten in neuer Form. Ihr oberſter Grundſatz heißt von jeher: Schwächung der Völker des europäiſchen Kontinents unter Schonung engliſcher Kräfte. Denken Sie an den Siebenjährigen Krieg, den England benutzte, die franzöſiſchen Kolonien in Nordamerika einzuſtecken; an die Napoleoniſche Zeit, in der England ungeheure Gebiete über See nahm, während die Völker des Feſtlandes auf lange Jahre ihre verlorene Kraft wiederzuerſetzen hatten. Sieger und Beſiegte. Und England, das dann auf dem Wiener Kongreß ſeinen großen Einfluß in die Wagſchale warf, hatte nur in einer einzigen großen Schlacht wirklich mitgefochten, bei Waterloo! Und heute? Kein Engländer kann im Ernſt daran glauben, daß eine Niederlage der

Digitized by Google

Deutſchen zu Lande überhaupt möglich geweſen ſei. Im Ernſt können Ihre Diplomaten ja auch weder ein ſiegreiches Rußland noch ein ſolches Frankreich für die Zukunft gebrauchen.“

„Aber warum nicht?“

„Siegt Rußland, dann iſt es auch bald der Herr in Konſtantinopel, und die uralten engliſchen Träume dort ſind für immer zerronnen. Siegt Frankreich, ſo wird es ſich Belgien aufs engſte angliedern, und dann iſt es wegen ſeiner Lage viel gefährlicher für Sie als wir. Und Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß Ihr Bündnis mit Frankreich nur ein Treibhausgewächs klügelnder Diplomaten iſt, nicht aber der Wunſch der beiden Völker. Sie ſind für die Franzoſen in Wirklichkeit genau ſo der böſe Feind wie zur Zeit der Jungfrau von Orleans. Sie haben Frankreich geködert durch die Ausſicht auf Elſaß-Lothringen, damit es für Sie die Blutarbeit gegen uns verrichte. Das iſt der Schlüſſel zu Ihrer Freundſchaft mit Frankreich.“

„Aber wenn das alles ſo wäre, Herr von Steinitz, warum ſollten wir dann den Krieg überhaupt geduldet haben?“

„Ich bin noch nicht fertig, Captain. Ihre Rechnung iſt noch viel niederträchtiger — leider muß ich dieſes Wort gebrauchen. England kommt es nicht nur auf die Niederlage Deutſchlands an, ſondern auf die Schwächung aller kontinentalen Völker. Die ſollen Menſchen und Mittel hergeben, während England nach Kräften ſein Volk ſchont. Deutſchland, Frankreich, Oeſterreich-Ungarn, Belgien, alle haben ihr beſtes Menſchenmaterial im Felde ſtehen, während Sie — abgeſehen vom Offizierkorps — nur käufliches Geſindel, von dem Sie Ihre Straßen und Schlupfwinkel mit Freuden reinigen, ins Feld werfen. Die andern Mächte haben mehr als zehn Millionen Mann in der Front, Sie dagegen noch keine vierhunderttauſend. Im gleichen Verhältnis ſtehen die Verluſte. Am

Digitized by Google

Ende des Krieges werden viele der beſten, arbeitsfähigen Männer den Völkern des Feſtlandes fehlen, während Sie ſich geſchont haben. Das wird aber beim Wiedererwachen der Induſtrie, des wirtſchaftlichen Wettbewerbes mitſprechen. Daß Frankreich dazu finanziell ruiniert wird, paßt gut in Ihre Rechnung. In Wahrheit kommt es Ihnen auch jetzt nur darauf an, nach dem Kriege das Uebergewicht über die Welt zu behalten, nur daß es diesmal vorwiegend ein kapitaliſtiſches ſein ſoll. Und dazu mußte Ihnen Belgien, dem Sie ſich unter der Maske eines Helfers in der Not aufdrängten, als Vorwand dienen. Dem England, das kaltblütig Irlands Rechte mit Füßen trat, das Aegypten und Indien brutal vergewaltigt, das keinen Finger rührte, als Rußland das arme Finnland in Ketten legte! Ihre Kriegführung iſt beſtialiſch, und trotzdem nennen Sie uns Barbaren! Sie führen nicht Krieg gegen die deutſchen Soldaten, ſondern gegen das ganze deutſche Volk. Sie wollen unſre Induſtrie vernichten, unſre Arbeiter brotlos machen! Sie wollen Millionen von deutſchen Kindern und Frauen dem Hungertode ausliefern, wie Sie in den Sammellagern Südafrikas die Burenfrauen und -kinder kaltblütig umkommen ließen. Verſtehen Sie nun den heiligen Zorn des deutſchen Volkes gegen ſolche Heuchelei?"

Captain Hidgins hatte doch erregter zugehört als zuvor. Nun aber gab er eine nüchterne Antwort: „Der Haß allein wird gegen uns nichts ausrichten, Herr von Steinitz. Sie müſſen beſſere Mittel haben, wenn Sie uns beikommen wollen. Ueber den Haß der Deutſchen wird Sir Edward Grey einſtweilen lächeln."

„Meinen Sie? Ich ſehe den Tag kommen, an dem auch das engliſche Volk den Vorſpiegelungen einer Handvoll Leute, die heute England regieren, nicht mehr glauben wird. Das

Digitized by Google

engliſche Volk wird zur Einſicht kommen, daß die Politik Greys und ſeiner Genoſſen den Selbſtmord der engliſchen Weltmacht bedeutet. Nicht nur, weil Rußland und Frankreich die wirklichen Feinde Englands ſind, ſondern weil Grey das Fundament, auf dem auch Ihr Staat, Ihr Volk groß geworden iſt, gewiſſenlos dem Barbarentum ausliefert: die europäiſche Kultur. Denn um dieſe handelt es ſich. Es gibt nur ein Mittel, die Errungenſchaften der Kultur gegen den Wahnſinn und Frevel einer engliſchen Politik, wie ſie heute iſt, in Zukunft zu ſchützen: den Bund ſämtlicher Kulturſtaaten Europas gegen England und unter Ausſchluß Rußlands. Nur dieſer Bund verbürgt den Frieden, und England wird gut tun, ſeinen Frieden mit ihm zu machen, wenn es weiterbeſtehen will."

Captain Hidgins wehrte mit der Hand ab. „Nie wird England ein Bündnis mit dem Deutſchen Reiche eingehen. Nie werden wir uns den Deutſchen nähern."

„So laſſen Sie ſich eins geſagt ſein: Die Not wird Sie zwingen!"

Captain Hidgins ſah Herrn von Steinitz ganz verwundert an. „Die Not? Verzeihen Sie, aber es iſt eine Utopie, wenn Sie von einer Not Englands reden!"

Herr von Steinitz aber fuhr ſehr nachdrücklich fort: „Das iſt eben das Unglück, daß Sie, daß Ihre Diplomaten, Ihr Volk, kurz, daß England nicht über das Heute hinwegſehen kann und will; daß es tut, als müſſe die Welt ſo bleiben, wie ſie iſt. Daß Sie Ihre Herrſchaft über alle Völker als ein gottgewolltes Erbe betrachten. Und um dieſe gingen Sie ſogar den Bund mit den Japanern gegen uns ein und laſſen ſelbſt farbige Völkerſchaften gegen das eigne Blut fechten Aber die Stunde wird kommen, in der gerade die gelbe Raſſe gegen die weiße um die Herrſchaft in der Welt ringen wird

Digitized by Google

Sie glauben, Japan am Gängelband zu halten. Japans Träume aber fliegen weiter, als Sie ahnen. Japan als Vormacht der gelben Rasse erstrebt die Vernichtung jeder europäischen Herrschaft auf dem Boden Asiens. Es spannt seine Fäden planmäßig über den Stillen Ozean und macht sich auf den Kampf gegen die Vereinigten Staaten gefaßt, der darüber entscheiden soll, ob die blutrote Sonne Japans im Flaggentuch siegreich über den Stillen Ozean wehen wird. Mit England rechnet Japan gar nicht mehr für die ferne Zukunft. England wird auch nach japanischer Rechnung ausgeschaltet sein, wenn es sich um den letzten Entscheidungskampf handelt. Und wenn dann die gelbe Flut doch zurückgeworfen wird, wie einst die Horden des Dschengis-Khan, so wird uns, den Deutschen und ihren Verbündeten, dieser schwerste und letzte Kampf zufallen. Wenn in kommender Zeit der gelbe Ansturm ein geschlossenes Europa gegen sich findet, wird die Kulturwelt es Deutschland und Oesterreich zu danken haben, daß diese mit Blut und Leben die Kultur Europas verteidigten, als England zum Verräter an der weißen Rasse wurde. Und es wird England die Schuld dann doppelt treffen, daß es Ströme von Blut der eignen Rasse seinem Neid und dem Götzen Mammon im jetzigen Kriege gewissenlos geopfert hat."

Der Engländer war sehr ernst geworden. „Sie werfen in wenigen Zügen ein Bild hin, vor dem es einem grauen mag. Aber Sie denken vielleicht unbewußt an das Bild, das Ihr Kaiser einst entwarf."

„Sie meinen das Bild, unter das er schrieb: ‚Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!' Es hat schon jetzt seinen guten Sinn, und es wird in der fernen Zukunft erst ganz verstanden werden. Um unsre heiligsten Güter, um unsre Kultur kämpfen wir auch heute schon."

Digitized by Google

„Sie denken an Rußland?“

„Rußland wird in sich zusammenstürzen, ehe es zum eigentlichen Leben erwacht ist. Aber schon die Bibel sagt: Lasset die Toten ihre Toten begraben!“

„Nun, Herr von Steinitz, das Russentum ist eine aufstrebende Macht, ein gewaltiger Faktor der Zukunft.“

„Glauben Sie das wirklich? Ich denke anders. Wirkliche Kulturstaaten sterben an den Gebrechen des Alters, des langen Daseins. Wie die Menschen. Aber Rußland hat es überhaupt noch nicht zu einem Kulturleben gebracht. Was einen Volkshaufen erst zur Nation erhebt, der Wille zur Macht, zur vollen Entfaltung seiner Kräfte, die Pflege aller Ansätze zu eigner, bewußter Kultur, das alles wird ja von den Machthabern Rußlands von jeher bewußt zertreten. Sie können nur Sklavengehorsam und dumpfe Furcht gebrauchen, nicht freien Willen, Ordnung und Gerechtigkeit. Rußland erhebt den Anspruch, das Slawentum zu vertreten, obwohl gerade die höchstkultivierten Slawen, die Polen, sich von ihm abgewandt haben, und möchte als Vormacht des Slawentums der ganzen Kulturwelt den russischen Stempel aufdrücken. Aber es wird sich in Zukunft nicht darum handeln, ob Germanen, Gallier oder Slawen die Welt beherrschen, sondern darum, welche Rasse fähig ist, der beste und kraftvollste Hüter der Gerechtigkeit und Ordnung zu sein. Dazu ist dieser Krieg der blutige Weg für die Völker Europas. Wie unsre deutschen Stämme erst durch Blut und Eisen zur nationalen Einheit gelangen konnten, so werden die Kulturvölker Europas nach diesem blutigen Ringen erst lernen, die trennenden Schranken der Nationen zu durchbrechen und sich einem erweiterten Kulturkreise anzuschließen, dessen Führung wir Deutschen haben werden.“

Digitized by Google

„Das gleiche wollen auch wir. Unter Englands Führung wird sich dieser neue Ring bilden, sobald der deutsche Militarismus niedergeworfen ist.“

Herr von Steinitz lächelte. „Malen Sie sich keine rosigen Bilder, Captain! Sie verstehen unter Niederwerfung des deutschen Militarismus die Erweiterung englischer Tyrannei in der Welt, wenn ihr letzter und stärkster Gegner bezwungen ist. Weder England noch Rußland wird der Schutzherr des neuen Kulturkreises sein. Nur weil Ihnen die geistige deutsche Ueberlegenheit ein Hindernis war, haben Sie unbedenklich die Sünde gegen die Kultur begangen. Sie haben nicht anders gehandelt als die Russen. Auch ihnen war die wirtschaftliche und geistige Ueberlegenheit der Deutschen hinderlich, sie haßten uns als Kulturvolk mit dem Instinkt des Barbaren. Also erklärten sie uns den Krieg. Sie taten das gleiche wie England!“

Da erhob sich der Engländer. Er legte die Faust auf die Kante des Tisches und sagte feierlich: „Als Engländer weise ich jede Gemeinschaft mit dem Russentum zurück! Der Russe ist unser Feind und bleibt der Asiat! Trotz des Krieges und Bundes mit ihm!“

Auch Herr von Steinitz stand auf und klopfte dem Erregten auf die Schulter: „Lassen Sie das Sir Edward Grey nicht hören, Captain! Aber Sie geben mir schon in einem Teile recht! Der Russe ist der Asiat, der Barbar, der wahre Feind aller Kultur, die auf innerer Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit beruhen muß, wenn sie weiterleben soll. Und wenn sie am Leben bleibt, wenn die ganze Welt nach diesem Kriege einen Schritt vorwärts tut auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit, so wird sie es einst dem Schutze des deutschen Adlers danken, der seine Schwingen machtvoll über

Digitized by Google

ſie gebreitet hat, als ſie in höchſter Gefahr und Not war. Und wenn Sie das einſehen, Captain, ſo iſt dieſe Stunde nicht verloren geweſen!“

Herr von Steinitz ſah nach der Uhr. „Entſchuldigen Sie, Captain Hidgins, aber der Dienſt ruft.“

„Es wäre für beide Teile beſſer, wenn ſich die Völker auf die Wahrheit beſinnen wollten und ſich nicht auf wenige laute Rufer verließen. Sie, Herr von Steinitz, haben den Willen zur Wahrheit. Ich ehre ihn. Und für dieſe Stunde ſage ich Ihnen Dank, wenn ich auch in meinen Anſchauungen Engländer bleibe.“

„Der deutſche Adler wird auch Sie in ſeinen Bann ziehen. Sie und Ihr Volk! Ob Sie ſich auch ſträuben. Und dann wird es aus ſein mit dem Regiment der Ränkeſchmiede, der Grey, Delcaſſé, Iswolski und Genoſſen, die ohne Not eine Welt in Blut und Tränen ſetzten.“

Die Herren drückten ſich zum Abſchied die Hand. Captain Hidgins aber blieb an dieſem Tage ſehr nachdenklich.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Der Befehl des Generals Waſſilij Trugawin ließ nicht lange auf ſich warten. Noch in der Nacht ſprengte eine Koſakenabteilung heran, und ehe die Sonne ſich über die verſchneiten Kiefernwälder erhob, geleiteten die Lanzenreiter den Schlitten, in dem Graf Anton als Gefangener ſaß, nach Semenow. Das Jammern, Fluchen und Klagen der Gutsleute von Suchow war vor den drohenden Peitſchen und Lanzen der Koſaken ſchnell verſtummt. Nur der alte Rochus verſuchte, ſeinem Herrn auch in die Gefangenſchaft zu folgen, aber ein Fauſtſchlag ſtreckte den Alten in den Schnee.

Graf Anton Kozniewski wußte, was ihn erwartete. Vergeblich verſuchte der Adjutant, mit ihm ein Geſpräch während der Fahrt anzuknüpfen.

„Laſſen Sie," bat der Graf, „Sie tun nur Ihre Pflicht. Ich bin in Ihrer Gewalt."

Die wenigen Schlittenſtunden bis Semenow zogen ſich dem Gefangenen nun endlos lang durch die Einſamkeit hin. Das Schweigen der Oede laſtete auf ihm wie ein ſchwerer Alpdruck; dann wieder faßte ihn die zornige Entrüſtung über das Komödienſpiel, das Wera Iwanowna mit ihm getrieben. An eine wahre Zuneigung der leidenſchaftlichen Frau und ihren jähen Umſchlag in die Rache wollte und konnte er

Digitized by Google

nicht glauben. In die Seele einer Frau vom Schlage der Baronin ſich hineinzuverſetzen, war dem vornehm und edel denkenden Manne unmöglich. Der Argwohn nagte an ſeiner Seele. War Wera Iwanowna eine ruſſiſche Spionin, war ſie nur ein Werkzeug in der Hand ſeiner Gegner, die mit ihm, dem Ruſſenfeinde, eine alte Rechnung glatt zu machen hatten? Faſt mochte er es glauben. Abſichtlich war er jahrelang dem Boden Rußlands ferngeblieben, er kannte die verſchlagene Tücke der politiſchen Machthaber in Moskau und Petersburg; er, der Pole, der offene Feind alles Ruſſentums, war ihnen nicht nur verdächtig wie Hunderte ſeiner Stammesgenoſſen, die im Auslande ſich ſicherer fühlten als in der Reichsweite der ruſſiſchen Knute, nein, ihn haßten ſie, weil er bewußt und offen ſtets ſeine Meinung verfocht, daß das Ruſſentum gleichbedeutend mit aſiatiſcher Barbarei ſei. Und er wußte, daß man in Petersburg für politiſche Gegner ein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte. Oft genug hatte er in Berlin und anderswo das geheime Nachſpüren ruſſiſcher Polizeiſpitzel gemerkt. Ihm, dem ehemaligen Diplomaten, war es nicht fremd, daß gerade der ruſſiſche Polizeidienſt im Auslande es als ſeine wichtigſte Aufgabe anſah, die Gegner der Petersburger Regierung ſorgfältig zu überwachen. Vorſichtig hatte er darum die ruſſiſche Grenze in den letzten Jahren gemieden. Hatten ſeine Feinde nun die ſchöne Baronin als Werkzeug benutzt? Das war nichts Unerhörtes. Schöne Frauen waren die begehrteſten Agenten des ruſſiſchen Geheimdienſtes, manchen Unvorſichtigen hatten ſie ins Garn gelockt und ihm die Schlinge über den Kopf geworfen, mit der die brutale Gewalt der Polizei ihn dann erdroſſelte. War Wera Iwanowna darum im Winter, mitten im Kriege, auf Schloß Semenow geblieben? War ihre ganze Pietät gegen die alte Gräfin Anaſtaſia wirklich

Digitized by Google

nur eine Komödie gewesen, nur ein Mittel, dem Grafen Anton die Schlinge zu verbergen, die auf ihn lauerte?

Gegen diesen Verdacht bäumte sich das Gefühl der natürlichen Rechtschaffenheit im Grafen auf. Er kannte Wera Iwanowna doch lange genug, um zu wissen, daß sie in diesem Punkte echte Russin war, in aufwallender Zärtlichkeit und Hilfsbereitschaft fast sentimental sein konnte und sich nur aus ehrlichem, liebevollem Herzen um seine alte Mutter bemüht hatte. Oder Wera Iwanowna hätte eine Schauspielerin sein müssen, wie sie wohl noch nie auf einer Bühne gestanden hatte.

Hin und her geworfen von Zweifeln und Argwohn, gab es Graf Anton schließlich auf, das Rätsel der vergangenen Nachtstunden zu entwirren. Vor ihm stand unerbittlich und steinernen Antlitzes das Schicksal. Vermochte er den Weg, auf dem er dem Verderben entgegengegangen war, auch nicht klar zu übersehen — das eine wußte er jedenfalls, daß er auf Schonung und Gerechtigkeit nicht zu rechnen hatte. Und dieser Gedanke richtete ihn auf, statt ihn mutlos und klein zu machen; in ihm erwachte der Mannestrotz. Seine Feinde sollten keinen um Gnade bittenden Feigling sehen! Niemand sollte dem Sprossen altpolnischen Adelsgeschlechts, dessen Urahnen auf so manchem Schlachtfelde geblutet hatten, nachsagen, daß er mit einer Wimper gezuckt habe, als er dem Tode plötzlich in das knöcherne Antlitz sehen mußte. Und wenn Wera Iwanowna still und listig Masche für Masche zu diesem Netze, in das er jetzt wehrlos verstrickt war, gewebt hatte — den Triumph sollte sie nicht erleben, daß sie einen Fassungslosen sähe. Aufrecht und stolz wollte er sein Los hinnehmen, niemand sollte auf dem Ehrenschild des Letzten der Grafen Kozniewski auch nur den leisesten Makel finden.

Und Hanna?

Digitized by Google

Eine tiefe Wehmut beſchlich ihn. Wie der Blitz mußte die Nachricht von ſeinem Tode das liebe Mädchen treffen, wenn ſie überhaupt in den Wirren des Krieges, im Drange der furchtbaren Stunden, in ſchwerer Liebestätigkeit auf Schlachtfeld und Verbandplatz je erfuhr, daß der Mann, dem jeder ihrer Gedanken gehörte, plötzlich den Schritt durch die dunkle Pforte des Jenſeits habe tun müſſen, gefällt von brutaler Gewalt. Und wenn ſie jahrelang auf ſichere Botſchaft über das Schickſal des Vermißten warten müßte, würde Tag um Tag zum ſchmerzlichen Harren und Hoffen, zu peinvollem Warten und Sehnen und endlich zu qualvoller Entſagung werden. Das war das Bitterſte in dieſen Stunden, ſeiner Hanna das tiefe Leid nicht erſparen zu können.

Der Gefangene zermarterte ſein Hirn, einen Ausweg zu finden, der Geliebten Gewißheit zu geben. Die Wahrheit war grauſam, aber immer noch beſſer als das qualvolle, ungewiſſe Hoffen und Harren. Wie jäh ſollten alle Träume zerrinnen, wie plötzlich alles ſtille Blühen verwelken! Wie hatte er von Sonne und Wonne geträumt an ihrer Seite, und nun lag vor ihm das fahle Nichts, das unbekannte Ufer jenſeits des Stromes, in dem alles Leben und alles Gedenken für ewig und immer verſinken muß. —

Plötzlich raffte er ſich auf. Der ruſſiſche Adjutant, der neben ihm auf der Schlittenbank ſaß, war vielleicht ein Menſch, der die letzte Bitte eines Gefangenen erfüllte. Stockend und mit vor Erregung bebender Stimme ſtieß Graf Anton die Frage hervor: „Wollen Sie mir einen Wunſch erfüllen?“

Der Dragoneroffizier blickte überraſcht auf. Lief das auf einen Verſuch hinaus, ihn zur Pflichtverletzung zu verleiten? Da kannte dieſer Pole den Adjutanten ſchlecht. Boris Alexandrowitſch würde um keinen Preis der Welt dieſen koſtbaren

Digitized by Google

Fang aus den Händen laſſen. Der General wartete, und wenn dieſer Graf Kozniewski wirklich ein Haupt- und Staatsverbrecher war, ſo fiel für den Offizier, der ihn noch im letzten Augenblick verhaftet hatte, wenigſtens ein Ordenskreuz, wenn nicht eine Beförderung ab.

Sehr gemeſſen antwortete der Adjutant alſo:

„Es kommt auf den Inhalt dieſer Bitte an; aber erſparen Sie ſich ſelbſt und mir Enttäuſchungen, Herr Graf, Sie kennen meine Pflicht!“

„Ich würde nie verſuchen, einem Offizier im Dienſt eine Pflichtverletzung zuzumuten. Aber als Menſch werden Sie eine Bitte begreiflich finden, die ein Mann an Sie richtet, der vielleicht ſeine letzte Fahrt macht.“

„Sprechen Sie!“

„Ich weiß, daß ich ein toter Mann bin. Aber ich würde viel darum geben, wenn die Nachricht von meinem Schickſal eine Dame erreichen könnte, die ahnungslos auf meine Rückkehr harren wird. Es iſt meine Braut.“

„Sie reden, Herr Graf, als ob Sie bereits Ihren Sarg ſähen. Alſo bekennen Sie damit eine Schuld, deren Sie verdächtigt ſind.“

„Es handelt ſich nicht um mich. Ob ich ſchuldig bin oder nicht — ich bin ein verlorener Mann. Sie wiſſen das genau ſo gut wie ich. Aber jedem Todgeweihten wird nach altem Brauch und Recht eine letzte Bitte geſtattet. Ich möchte nicht darauf verzichten. Alſo bitte ich Sie, den Offizier, den Mann von Wort: Geben Sie meiner Braut Nachricht, ſobald mein Schickſal erfüllt iſt. Sie werden Gelegenheit haben, einen letzten Brief, den ich Ihnen offen anvertrauen würde, über die Grenze nach Deutſchland zu ſenden, und damit mir den letzten Gang erleichtern. Wollen Sie?“

Digitized by Google

Ganz ruhig und ſchlicht ſprach Graf Anton. Den Ruſſen packte gerade die ruhige, einfache Art dieſes Mannes.

„Iſt dieſer Brief geſchrieben?“

„Noch nicht. Aber Sie werden mir die Möglichkeit dazu geben, hoffe ich.“

„Das kommt auf den General an. Wenn er es verbietet, werden Sie nicht einen Buchſtaben zu Papier bringen können.“

„In dieſem Falle würde ich Sie bitten, die Nachricht von meinem Tode —“

„Warten Sie doch ab, Herr Graf! Noch leben Sie, und einem Lebenden beſtellt man kein Seelenamt.“

„Sie ſind ein ſchlechter Tröſter. Viel leichter würden Sie mir den letzten Gang machen, wenn Sie mir auf Ihr Wort als Offizier verſprechen wollten, daß Sie auf jeden Fall die Nachricht von meinem Tode an meine Braut übermitteln. Die Adreſſe für dieſe Botſchaft kann ich Ihnen für alle Fälle mündlich geben.“

„Gut, Herr Graf! Sie ſollen nicht vergeblich gebeten haben. Ich verſpreche Ihnen, Ihren Wunſch gewiſſenhaft zu erfüllen. Vorausgeſetzt, daß ich ſelber nicht durch höhere Gewalt verhindert werde.“

„Sie meinen den General?“

„Nein. Aber ein Soldat kann nie auf den kommenden Tag rechnen.“

„So danke ich Ihnen von Herzen.“

Und weiter ging die Fahrt. Stumm ſaß Graf Anton. Faſt beſchlich es ihn wie heimliche Zufriedenheit, daß der Ruſſe neben ihm Menſch war. Und er war doch ſein Scherge, vielleicht ſein Henker!

Aber dann kam wieder das Grauen. Es lief mit dem Schlitten wie ein Wolf. Wie unheimlich ſich die düſteren

Digitized by Google

Wälder vom leuchtenden Schnee abhoben. So ſchwarz wie ein Bahrtuch! So düſter, wie die Kirchenfahnen waren, als ſeine Mutter zur Gruft getragen wurde. Wie ſchnell ſich ſeine grauenvolle Ahnung erfüllte! War es ihm damals nicht geweſen, als ſtehe er an ſeinem eignen Grabe? Aber kein Gebet eines Prieſters würde darüber geſprochen werden. Ein Tuch um die Augen, ein kurzes Kommando und eine Salve aus Dragonerkarabinern, das würde die Leichenfeier des letzten Kozniewski ſein!

Ein Anruf des Poſtens am Tor von Semenow weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Der Schlitten hielt. Ein kurzes Wort des Offiziers, und die Torflügel knarrten auseinander. Die Fahrt war zu Ende.

Im Vorſaal blieb der Gefangene zwiſchen zwei Koſaken, während der Adjutant zum General ging.

Er kam ſogleich zurück.

„Exzellenz will Sie ſofort ſehen, Herr Graf!“

General Waſſilij Trugawin ſtand am Kamin ſeines Zimmers, die Hände auf dem Rücken, und muſterte den Grafen höhniſch.

„Man hat Ihre Nachtruhe geſtört, Herr Graf. Tut mir außerordentlich leid.“

Graf Anton ſchwieg. Aber er erwiderte den Blick des Generals mit ruhigem Stolz.

„Wir werden Ihnen auch hier noch eine kleine Unbequemlichkeit bereiten müſſen, Herr Graf. Ein kleines Verhör wird nötig ſein. Aber Sie können es abkürzen, wenn Sie Ihre Schuld eingeſtehen. Boris Alexandrowitſch, nehmen Sie das Protokoll auf.“

„Jetzt ſogleich, Exzellenz?“

„Zum Teufel! Haben Sie Watte in den Ohren?“

Digitized by Google

Wenn der General seinen Adjutanten „Sie" anredete, stand schlechtes Wetter im Kalender. Der Adjutant setzte sich also, nahm Papier und Feder und stellte die Frage nach den Personalien.

Scheinbar ganz gleichgültig flocht er hinein: „Sie sind verheiratet?"

„Nein."

„Oder verlobt?"

„Jawohl. Mit Hanna von Steinitz." Und Graf Anton gab genau die Holsteiner Adresse an.

Während der Adjutant schrieb, horchte der General auf. Daß dieser polnische Graf verlobt sei, war ihm eine Ueberraschung. Und eigentlich nicht einmal eine unangenehme. Bisher hatte er ihn im Verdacht gehabt, nach Wera Iwanowna Woronzew zu schielen. Aber diese Verlobung war sicher eine Erfindung.

General Trugawin schwieg. Erst als der Adjutant die Personalien zu Papier gebracht hatte, nahm er selbst das Verhör in die Hand.

„Sie sind ohne Erlaubnisschein auf russischem Boden. Russischer Untertan sind Sie nicht?"

„Als Erbe des Suchower Besitzes bin ich es seit dem Tode meiner Mutter."

Der General lachte spöttisch.

„Sie haben dieses Erbe noch nicht gesetzlich angetreten. Um juristische Spitzfindigkeiten handelt es sich aber für uns nicht, Herr Graf."

Dieser Russe wollte offenbar von vornherein jede Möglichkeit der Rettung abschneiden. Das sah Graf Anton ein, und er gab sehr ruhig die Antwort zurück: „Ich weiß sehr genau, um was es sich für Sie handelt."

Digitized by Google

„So? Genau wissen Sie das? Dann um so besser! Dann wissen Sie jedenfalls auch, daß man mit Spionen kurzen Prozeß macht.“

„Ich bin kein Spion.“

Der General war einen Schritt vorgetreten und sah den Grafen mit wütenden Augen an.

„Sie waren also nicht im Lager Hindenburgs? Sie haben nicht bis zur letzten Etappenstation mit deutschen Offizieren kameradschaftlich verkehrt? Sie waren nicht im Begriff, heimlich in dieser Nacht wieder abzufahren und die deutschen Vorposten zu erreichen? Sie wußten nicht, daß ich mit meinem Stabe auf Schloß Semenow liege und welche Stellung meine Truppen einnehmen? Und Sie meinen, ich lasse Sie einfach davonfliegen, daß Sie alle Ihre Wissenschaft den verdammten Deutschen pfeifen? O nein, Herr Graf, Sie halten mich für zu einfältig! Ich habe Ihr Spiel lange genug beobachtet. Bin sogar selbst neben Ihnen im Trauerzuge gegangen. Sie haben den General Trugawin wahrscheinlich für einen sehr dummen Kerl gehalten! Aber er war nicht dumm genug, Sie entwischen zu lassen. Nun sitzen Sie in der Schlinge, mein Lieber! O nein, mein Verehrter! General Trugawin läßt sich nicht an der Nase führen. Von niemand!“

Er strich beim Sprechen aufgeregt seinen langen, geteilten Vollbart. Der Adjutant wußte, daß dies ein böses Zeichen war. Im Dienst bedeutete das Arrest und andre üble Bescherungen. Für den Grafen wohl noch etwas Schlimmeres.

„Sie gestehen ein, daß Sie sich gegen die militärische Sicherheit des Landes vergangen haben?“ verhörte der General weiter.

„Ich gestehe nichts ein, Exzellenz. Ich bin unbelästigt auf Suchow gewesen und habe dort lediglich Sohnespflichten erfüllt—“

Digitized by Google

Der General lachte grimmig auf.

„Und Sie dachten, ebenſo unbeläſtigt wieder in Ihre Heimat zurückzukehren.“

„Ich habe mich in keiner Weiſe um militäriſche Dinge gekümmert. Meine Mutter hat mich an ihr Sterbebett gerufen, und ich habe den letzten Willen der Kranken erfüllt.“

„Und das ſagt ein Pole, der im deutſchen Lager ſeine Freunde hat? Der am Tiſche Hindenburgs geſeſſen hat? Herr! Sie müſſen uns für ausgemachte Narren halten. Aber ich werde Ihnen ein paar Stunden zum Nachdenken geben. Boris Alexandrowitſch!“

„Exzellenz?“

„Du bringſt dieſen Gefangenen in ein ſicheres Quartier und ſorgſt, daß der Vogel nicht entwiſcht. Wir werden morgen weiter ſehen.“

Der Adjutant führte den Grafen hinaus. Im Geſchäftszimmer des Gutsrendanten brachte er den Gefangenen unter. Die Fenſter waren vergittert. Zwei Koſaken legte er als Wache mit hinein. Dieſer Graf Kozniewski durfte nicht einen Augenblick unbeobachtet bleiben. Waffen beſaß er freilich nicht. Aber am Lampenhaken oder Eiſengitter konnte man ſich bequem aufknüpfen.

„Darf ich Sie an Ihr Verſprechen erinnern?“ fragte Graf Anton leiſe.

„Ich werde Ihnen Papier und Schreibzeug ſenden,“ ſagte der Adjutant kurz. Dann ging er. —

Nach fünf Minuten brachte ihm ein Koſak das Verſprochene.

An einem dürftigen Tiſche ſchrieb Graf Anton den letzten Gruß an Hanna.

Stumpfſinnig ſahen die beiden Koſaken zu.

Digitized by Google

„Was meinſt du, Spirid, der feine Herr da hat ſeinen letzten Tee im Leibe?“ flüſterte der eine.

„Ich denke, ja,“ erwiderte der andre ebenſo leiſe. „Geſtern ging der General noch neben ihm wie ein Bruder, und morgen läßt er ihn totſchießen.“

„Ja, Brüderchen. Die vornehmen Leute haben andre Gewohnheiten als unſereiner. Aber rede nicht vom Jagdhund, wenn du der Haſe biſt!“

„Den feinen Pelz möchte ich haben, wenn ſie ihn morgen erſchießen.“

„Du biſt dumm, Doroſch! Den nimmt der General ſelber. Mir wäre jetzt ein guter Schluck lieber. Ich bin trocken wie ein Mehlbeutel. Aber draußen die Kerle vergeſſen uns, wenn ſie ſelbſt nur die Leber feucht haben!“

„Schlafe, Brüderchen! Wer ſchläft, hat alles. Ich halte die Augen derweilen auf.“

* * *

Wera Iwanowna Woronzew lag angekleidet auf dem Ruhebett ihres Schlafzimmers. Vergeblich hatte Marfa, die Petersburger Zofe, ihre Herrin bereden wollen, ſich auskleiden zu laſſen und ſich ſchlafen zu legen.

„Schere dich weg!“ war ihre einzige Antwort geweſen. Marfa kannte dieſen Befehl. Wenn ſie dann nicht ſofort aus dem Zimmer ſchlüpfte, flog der nächſte erreichbare Gegenſtand ihr an den Kopf. Marfa war alſo geflüchtet und lauerte nun im Vorzimmer auf das Glockenzeichen. Wenn die ſilberne Schelle ſchwirrte, war der Anfall vorüber. Dann ſchluchzte die Gnädige zum Herzbrechen, ließ ſich auskleiden wie ein Kind, nahm Baldriantropfen auf Zucker und ſchlief endlich bis tief in den lichten Tag hinein. Marfa kannte das. Schon in

Digitized by Google

Lemberg war das so gewesen, und in Petersburg war es noch ärger geworden.

Aber hier auf Schloß Semenow war es am schlimmsten. So verstört hatte Marfa die Baronin noch nie gesehen. Bleich wie eine Tote war sie aus dem Schlitten gestiegen, hatte den General zu sich bitten lassen, ihm ein paar Worte unter vier Augen gesagt und war dann ins Schlafzimmer gestürzt, als seien die Wölfe ihr auf den Fersen. Was sollte das alles?

Marfa war eine pfiffige Kleinrussin. Als dann der zweite Schlitten mit dem Grafen und Boris Alexandrowitsch kam, machte sie sich ihren Vers auf die Laune der Baronin. Der Gnädigen mußte etwas Furchtbares zugestoßen sein. Hatte der Graf sie beleidigt? Der General würde das fürchterlich rächen! Denn daß der General in die Gnädige verliebt war, riefen ja die Krähen durch die Luft. Wie hatte Boris Alexandrowitsch, der fesche Adjutant, neulich gesagt, als er Marfa in die Wange kniff? „Wir tanzen noch auf seiner Hochzeit, meine Kleine.“ — Aber die Gnädige hielt den Herrn General noch hin. Kein Wunder, solange sie den Grafen nehmen konnte! Der Graf war ein vornehmer Kavalier und der General ein großspuriger Tolpatsch, der an Tagen, wo die Baronin nicht auf Schloß Semenow war, sich sträflich mit seinen Offizieren betrank. Marfa wußte es von den Ordonnanzen, und das Zimmermädchen Maruschka hatte nach der letzten Zecherei einen Tragkorb voll Scherben zusammengefegt. Nitschewo! hatten sie alle gesagt. Das macht nichts! Es könnte uns noch viel schlimmer ergehen, wenn der General nicht auf Semenow Quartier genommen und sich in die Gnädige verliebt hätte.

Aber daß Graf Anton Stefanowitsch mitten in der Nacht zwischen Kosakenlanzen ankam und nun unten im Kassen-

Digitized by Google

zimmer des Verwalters wie ein Gefangener ſaß, wollte auch der ſchlauen Marfa nicht in den Sinn. Warum war der General ſelbſt hinübergefahren nach Suchow, wenn Graf Anton nicht ſein Freund war? Die Baronin mußte die Hand im Spiele haben. Warum hatte ſie ihn nicht in Schutz genommen? Ein Wort von ihr — und der General hätte den Grafen wie einen Bruder umarmt und ihn an ſeinen Tiſch geſetzt! Die Gnädige brauchte doch nur am Faden zu ziehen, und dieſer Waſſilij Trugawin zappelte mit Händen und Füßen, trotz ſeines großen Bartes und ſeiner Exzellenz und des Wladimirordens! Man mußte doch einmal den Herrn Adjutanten ausborchen. Und Marfa beſchloß, am Morgen dem Herrn Boris Alexandrowitſch zufällig in den Weg zu kommen.

Sie ſah nach der Uhr. Es war faſt Morgen. Draußen auf dem Hofe hörte ſie Männerſtimmen. Die Dragoner gingen füttern. Laternenſchein huſchte über die Wände der Stallgebäude. Stalltüren knarrten in den Angeln.

Plötzlich fuhr Marfa auf. Schrill kam der Klang der Glocke aus dem Schlafzimmer der Baronin. Haſtig und nervös. Marfa ſtürzte hinein.

„Komm her, Marfa!“ befahl die Baronin am Fenſter. „Was machen die Leute da unten im Schnee?“

Soldaten ſtanden im verſchneiten Obſtgarten und ſchaufelten den Schnee weg.

„Ich weiß es nicht, gnädigſte Frau Baronin.“

Wera Iwanowna erwiderte gar nicht. Sie ſtand wie gebannt am Fenſter, das ſie immer wieder blank wiſchte, wenn es unter ihrem Atemhauche beſchlagen wollte, und ſtarrte auf die ruſſiſchen Soldaten hinab. Schaufel um Schaufel Schnee flog zur Seite, bis der ſchwarze Boden hervorlugte. Dann hob der erſte die Spitzhacke und riß die hart gefrorene Erde

Digitized by Google

auf. Es knirſchte, wenn er zuſchlug, aber unentwegt fielen die Hiebe und ließen das gefrorene Waſſer über der Grasnarbe in kleinen Eisſtückchen abſplittern. Und wo der Boden von der Eiskruſte frei war, da ſetzten andre Hauen und Hacken ein und riſſen die harten Schollen los, die die Schaufel forträumte.

Eine Grube hoben die Soldaten aus. Wera Iwanowna ſchauderte. Sie wußte, wen ſie hineinwerfen wollten.

Haſtig trat ſie vom Fenſter weg. In fliegender Eile warf ſie einige Zeilen auf ein Kärtchen und verſiegelte den Umſchlag.

„Laſſe das dem General ſofort hineinreichen! Auf meine Verantwortung. Und warte auf Antwort!“

Die Zofe huſchte hinaus. Die Baronin trat wieder ans Fenſter. Von unten kamen dumpf die Schläge der Hacken. Die Erde flog von den Schaufeln gegen die verſchneiten Zaunplanken. Ein ſchwarzer, niedriger Hügel legte ſich da in den reinen Schnee. Wenn die Sonne aufging, marſchierte das Vollſtreckungskommando heran, einen bleichen Mann zwiſchen ſich. Und ſie würden ihm das Tuch vor die Augen legen und ihn an den Rand des offenen Grabes ſtellen. Die Läufe der Karabiner hoben ſich. Ein kurzes Kommando: „Feuer!“ Und Graf Anton Stefanowitſch lag in ſeinem Blute! Gerade unter ihrem Fenſter würden ſie ihn einſcharren. Abſichtlich wohl hatte der General dort das Grab ausſchaufeln laſſen. Sie ſollte ihre Rache genießen! Eine barbariſche Huldigung, die dieſem Trugawin ähnlich ſah.

Und dann würde er kommen, ſeinen Lohn zu fordern! Seinen Blutlohn.

Das Grauen kroch ſie an. In der Wut, im erſten Aufflammen der Rache hatte ſie den Grafen Anton geopfert.

Digitized by Google

Nun nahten die Furien der Gewiſſensqual und ſchwangen die Geißel!

„Mörderin!“

Sie fuhr herum. Wer hatte das entſetzliche Wort gerufen? Niemand war im Zimmer. Nur die Uhr tickte haſtig. Und jede Sekunde war ein rieſelndes Sandkorn im Stundenglaſe des Grafen.

Die Zofe kam zurück.

„In einer halben Stunde erwartet Exzellenz die gnädige Baronin im Salon.“

„Du führſt den General in den kleinen Salon nebenan, Marfa!“

„Sehr wohl, gnädige Frau.“

„Ich will mich umkleiden.“

Mit flinken Händen neſtelte die Zofe das ſchwere Tuchkleid auf, das die Baronin noch von der nächtlichen Fahrt her trug. Dann friſierte ſie ihre Herrin mit aller Sorgfalt. Wera Iwanowna prüfte ſcharf im Spiegel. Die Puderquaſte tilgte die Spuren der ſchlimmen Nacht, die dunklen Schatten um die Augen. Wera Iwanowna legte das fließende Seidengewand an, das ſie getragen, als ſie den Grafen zum erſten Male in ihrem kleinen Salon empfangen hatte. Sie wußte, daß es ſie gut kleidete. Nun wollte ſie die Probe auf den General machen.

Als ſie ihre Toilette beendet hatte, nickte ſie zufrieden.

Der General wartete bereits, als die Baronin den Salon betrat. Denſelben Raum, in dem Graf Anton mit ihr am Teetiſch geſeſſen hatte. Es durchzuckte Wera Iwanowna wie ein körperlicher Schmerz, als ſie den General nun an ſeiner Stelle ſah. Aber ſie begrüßte ihn mit liebenswürdigem Lächeln.

„Ich habe Sie früh ſtören laſſen, Exzellenz.“

Digitized by Google

Der General küßte ihr die Hand. „Ich stehe Ihnen zu jeder Stunde zur Verfügung, Baronin.“

Sie deutete auf den Sessel am Kamin und nahm ihm gegenüber Platz.

„Ich habe freilich einen dringenden Grund, Exzellenz. Ich muß nach Petersburg zurück. Ich bin schon zu lange hier. Viel zu lange!“

General Trugawin fuhr überrascht auf: „Nach Petersburg? Gerade jetzt? Warum?“

Die Baronin richtete ihre dunklen Augen auf ihn und lächelte.

„Ich bin bereits viel zu lange auf Semenow gewesen, Exzellenz. Sie kennen unsre Petersburger Gesellschaft. Soll ich mich unnütz ins Gerede bringen?“

„Aber bisher haben Sie doch nie Angst davor gehabt.“

Der General preßte seine Finger in den Plüsch des Sessels. Der Aerger stieg ihm in die Stirn, daß die Adern schwollen. Was für Launen diese Frau hatte! Als ob sie darauf studiere, ihn zu quälen. Und sie wußte doch genau, was er erwartete.

„Solange Gräfin Anastasia lebte, war es meine Pflicht, zu bleiben. Sie ist nun tot, und Graf Anton —“

Sie brach jäh ab. Das schreckliche Wort blieb ihr in der Kehle stecken. Das kalte Grauen rieselte ihr über den Nacken. Dort, am Kamin, dicht vor ihr saß der Mörder des Grafen. Und er würde die blutigen Hände nach ihr ausstrecken!

„Sie meinen, Graf Anton wird ebenfalls nicht lange mehr unsre Sonne sehen, Baronin. Ich habe soeben seine Erschießung innerhalb einer Stunde befohlen.“

Da fuhr sie auf. Jäh und hastig. „Nein! Exzellenz! Das darf nicht sein! Solange ich unter diesem Dache bin,

Digitized by Google

darf er nicht ſterben. Ich würde wahnſinnig werden. Ich könnte es nicht hören — Ich müßte — Nein, Exzellenz, das darf nicht ſein!"

Die liſtigen Grauaugen des Generals hafteten forſchend auf dem Antlitz der ſchönen Frau. Die Qual ſtand auf dem Geſicht der Baronin. Fliegende Angſt und unverhülltes Grauen.

„Wer war es denn, der die Anzeige gegen den Grafen erſtattete und die Verantwortung dafür übernahm?"

Sie preßte die Rechte auf die Bruſt. Dann ſtöhnte ſie verzweifelt: „Ich!"

„Nun, ſehen Sie!" fuhr der General fort. „Und über Nacht, nein, nach wenigen Stunden werden Sie der Fürſprecher für dieſen Spion und Verräter? Muß mich das nicht ſehr — wie ſoll ich ſagen — ſehr nachdenklich ſtimmen?"

Wera Iwanowna wurde bleich unter dieſen liſtigen Augen. Die Angſt lähmte ihr faſt die Zunge. Aber mit aller Gewalt riß ſie ſich zuſammen. Nur nicht ſchwach werden in dieſer Stunde! Den Mann in der grauen Litewka mit den goldenen Achſelſtücken mußte ſie beugen, mußte ihm ihren Willen aufzwingen!

„Verſtehen Sie mich noch immer nicht, Waſſilij Pawlowitſch? Muß ich Ihnen ſagen, daß ich eine Frau und kein Feldſoldat bin? Ich würde vor Grauen ſterben, wenn ich die Schüſſe hörte —"

„Verlegen wir alſo die Vollſtreckung des Urteils ein paar Werſt ins Land hinein."

„Seien Sie vernünftig, Exzellenz! Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, einen Menſchen verbluten zu laſſen, ſolange ich hier bin. Seien Sie barmherzig! Meine Rache habe ich genommen. Aber ich will fort von hier, ehe der

Digitized by Google

letzte schreckliche Akt sich vollzieht. Darum ließ ich Sie rufen, Exzellenz. Ich wollte Sie um einen Paß bitten, der mir ungehinderte Reise sichert. Jetzt freilich wage ich kaum noch darum zu bitten."

Sie legte die Hände in den Schoß und neigte ihr blondes Haupt. Der General erhob sich und trat dicht neben sie.

„Ich habe bisher wohl bewiesen, daß ich Ihnen stets zu Diensten stand, Wera Iwanowna —"

Sie nickte stumm.

„Aber Sie können nicht verlangen, daß ich gegen mich selbst Befehle erteile. Und das müßte ich tun, wenn ich Ihnen jetzt diesen Paß ohne weiteres ausstellen würde."

„Was meinen Sie, Wassilij Pawlowitsch?"

Sie wagte nicht aufzublicken. Sie fühlte, daß nun das entscheidende Wort fallen mußte.

„Ich verstehe darunter, Wera Iwanowna, daß ich tiefunglücklich sein würde, Sie in Petersburg zu wissen, ohne daß ich das letzte Wort zu Ihnen reden durfte."

„Was hindert Sie, Wassilij Pawlowitsch?"

Sie biß die Zähne zusammen. Sie wollte stark und klug sein, wollte diesen Mann, der um sie warb, am Seile seiner Leidenschaft führen, bis sie am Ziele war. In den qualvollen Stunden der Nacht hatte sie es sich gelobt in Reue und Schmerz. Graf Anton durfte nicht sterben! Unter dem Judasfluche wollte sie nicht ein Leben voll entsetzlicher Gewissensqual hinschleppen.

Und nun schlugen die heißen, leidenschaftlichen Worte an ihr Ohr.

„Sie wissen, Wera Iwanowna, daß ich Sie geliebt habe vom ersten Tage an, da ich Sie sah. Sie wissen, daß ich nicht mehr leben kann ohne Sie. Ich habe bisher geschwiegen,

Digitized by Google

weil ich glaubte, daß Sie diesen Polen lieben — diesen Spion —"

Ihre Hände krampften sich ineinander. Aber sie hielt sich aufrecht.

„Nun aber, da ich weiß, daß Sie diesen Grafen hassen, frage ich Sie, Wera Iwanowna, wollen Sie die Meine werden?"

Er kniete plötzlich vor ihr und nahm ihre Rechte, die er mit Küssen bedeckte. Sie ließ sie ihm, aber ihre Lippen zuckten, als sie tonlos erwiderte: „Ja!"

„Wera! Meine Wera!" Er wollte sie umarmen. Sie wehrte ihn ab.

„Unter einer Bedingung, Wassilij Pawlowitsch!"

„Nennen Sie diese! Ich werde sie erfüllen!" Er zitterte vor Erregung.

„Daß Sie den Grafen Anton freilassen!"

Nun stand sie vor ihm und sah ihn furchtlos an. Das schwere Wort war heraus. Aber es traf ihn wie ein Keulenschlag.

Wie mißtrauisch seine grauen Augen plötzlich waren! Wie sie Weras Blick suchten. Aber sie hielt stand.

„Freilassen? Wissen Sie, was das bedeutet, Wera? Man würde mich vor ein Kriegsgericht und an des Grafen Stelle auf den Sandhaufen stellen. Fordern Sie alles, nur das nicht!"

„Hören Sie zu, Wassilij Pawlowitsch! Ich will es Ihnen leichter machen. Ich habe die Anzeige erstattet. Sie sind der Richter. Da meine Anschuldigungen gegen den Grafen nicht genügen können, müssen Sie ihn freilassen, wenigstens vor ein zuständiges Gericht zur Untersuchung schicken. Und auf dem Wege dorthin könnte er entfliehen. Sie haben dann Ihre Pflicht getan! Ich aber würde an Ihrer Seite leben können

Digitized by Google

ohne das entſetzliche Bewußtſein, mein Glück für das Blut eines Menſchen erkauft zu haben. Der Schatten des Toten würde ſich zwiſchen uns drängen, Waſſilij! Ich würde nie meiner Liebe froh werden. Laß ihn frei!"

Sie ſah ihn mit bittenden Blicken an. Er riß ſie an ſich und küßte ſie. Mit geſchloſſenen Lidern duldete ſie es. Dann aber wehrte ſie ihm.

„Ich danke dir, Waſſilij! Aber ich muß eine neue Bitte zufügen. Du ſiehſt, ich bin anſpruchsvoll. Du mußt mich reiſen laſſen. Heute noch. Ich durfte als Herrin auf Semenow bleiben, als Einquartierung kam. Als deine Braut darf ich nicht einen Tag mehr hier verweilen. Alſo bitte ich um meinen Paß, und zwar um einen Paß in aller Form, der mir freie Fahrt auf jeder Straße ſichert. Ich bin in dieſen Zeiten nicht ſicher, ob ich mich an eine beſtimmte Route binden kann."

„Heute noch willſt du reiſen, Wera? Morgen, übermorgen! Nur einen Tag will ich dich um mich haben, Wera. Einen Tag."

Sie überlegte.

„So will ich bis morgen bleiben. Aber Graf Anton fährt noch in der kommenden Nacht. Man muß den Transport des Gefangenen ſo heimlich als möglich halten, Waſſilij. Bedenke, daß ich die Anzeige machte! Laß ihn in der Nacht nach Suchow zurück. Von da mag er ſehen, daß er an die Grenze kommt! Willſt du?"

Der General ſchloß ſie aufs neue in ſeine Arme. Sie duldete es. Dann aber ging ſie.

„Du begreifſt, daß ich heute der Ruhe mehr als je bedarf. Ereigniſſe, wie ſie ſich in dieſer Nacht abſpielten, ſind ſtärker als meine Nerven. Alſo auf Wiederſehen, Waſſilij Pawlowitſch!"

Digitized by Google

Sie reichte ihm die Hand zum Kuß. Dann geleitete er sie hinaus bis vor ihr Zimmer. Da wartete Marfa und ließ ihre Herrin hinein. Der General aber ging mit erhobenem Haupte in seine Räume.

„Du darfst mir gratulieren, Boris Alexandrowitsch, ich habe mich soeben mit Wera Iwanowna verlobt. Wir werden heute abend eine kleine Feier haben, Brüderchen!"

Der Adjutant gratulierte und eilte spornstreichs hinaus, den Kameraden Meldung zu machen. Dieser Trugawin hatte doch ein geradezu unverschämtes Glück! Das hatte niemand geglaubt! Und nun war es Tatsache! Vollendete, dürre Tatsache! —

Am Nachmittage aber trat der General selbst in die Stube des Gefangenen.

Die Kosaken standen stramm vor dem Gewaltigen.

„Schert euch hinaus, Kerle!" befahl er. Die bärtigen Posten verschwanden eilig wie die Wiesel. Exzellenz schloß die Tür sorgfältig. Dann trat er dicht an den Grafen heran.

„Dank der Fürsprache meiner Braut, Herr Graf, habe ich mich entschlossen, Ihre Angelegenheit bis zur Klärung der Anzeige ruhen zu lassen. Sie werden sich heute abend bereithalten, unbemerkt abzufahren, und einstweilen auf Ihrem Gute Suchow zu meiner Verfügung bleiben. Das Ehrenwort, nicht zu fliehen, nehme ich Ihnen nicht ab, Graf Kozniewski."

Ehe der Gefangene sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, war der General draußen auf dem Gange.

Graf Anton surrte es im Kopfe. Frei! Er, der bereits die letzten Zeilen an seine Braut geschrieben hatte, den letzten Gruß vor dem Grabesrand, war frei? Und die Braut des Generals war seine Schützerin? Nur Wera Iwanowna konnte das sein! So hatte er ihr doch unrecht getan! Und er sollte

Digitized by Google

Hanna wiederſehen? Die Sonne des Lebens, des Glückes ſollte ihm wieder ſtrahlen?

Wenn er erſt heraus war aus Semenow, wollte er dieſen Ruſſen ſchon aus den Klauen kommen. Hatte der General ihn nicht ausdrücklich zur Flucht ermuntert? Warum? Nur, weil Wera Iwanowna gebeten hatte für ihn? Und warum war das nicht eher geſchehen? Vielleicht wollte der General eine Sache vertuſchen, die doch nur auf einen Mord an einem Unſchuldigen hinauslief. Aber ein General Trugawin war nicht der Mann, der ſich um einen einzigen Polen ein Gewiſſen gemacht hätte. Wieviele Unſchuldige fielen jedes Jahr ſelbſt in Friedenszeiten der Willkür, der Heimtücke, der Rache im heiligen Rußland zum Opfer!

Graf Anton war frei! Und in heißem, inbrünſtigem Gebete ſank er auf die Knie und dankte ſeinem Gott für ſeine wunderbare Hilfe. Dann barg er den Brief an Hanna in ſeiner Taſche. Als Gedenkblatt an die qualvollſten Stunden ſeines Lebens wollte er ihn bewahren.

Wenn der Abend kam, ſollte er reiſen. Der Freiheit, der Heimat entgegen!

* * *

„Nun läßt der Alte wahrhaftig den Suchower Schlitten wieder nach Hauſe fahren!“ ſtaunten die Dragoner, als beim erſten Mondſtrahl der Schlitten des gefangenen Grafen aus dem Tore klingelte. Der Kutſcher der Baronin fuhr ihn.

„Die Füchſe hätten wir ſelber gebrauchen können!“ murrten die Soldaten, als das Geſchirr pfeilſchnell über die weiße Fläche glitt, dem Kiefernwalde zu, der ſeinen ſchwarzen Schatten ihm entgegenſtreckte. Eine gute Strecke lief der Schlittenweg durch den düſteren Forſt.

Digitized by Google

„Na, laſſen wir die Füchſe laufen! Der Alte feiert heute ſeine Verlobung. Wir werden alſo einen tüchtigen Schmaus haben. Und Wodka iſt ja genug in der Brennerei. Wie gut es aus der Küche riecht! Zwei Hammel haben ſie geſchlachtet! Und es duftet nach friſchem Kuchen. Fein, was?“

Der Poſten im Obſtgarten hatte ſeine ſtille Inſtruktion bekommen. Was kümmerte es ihn alſo, als in der Dämmerung des Abends, ehe der leere Schlitten fuhr, einer, tief und dicht in ſeinen Pelz gehüllt, ſich aus dem Gartentore ſchlich! Der Adjutant hatte befohlen, nicht auf das Gartentor zu achten, ſolange es dämmerte. Das genügte dem Poſten. Mochte der Teufel in Perſon ſich aus Semenow ſtehlen! Ihn kümmerte es nicht.

* * *

Graf Anton Kozniewski war vom Adjutanten ſelbſt in aller Stille zum kleinen Gartentor gebracht worden.

„Leben Sie wohl, Herr Graf! Der Schlitten hält am Eingang des Kiefernwaldes. Und hier, für alle Fälle! Es gibt Wölfe.“

Der Dragonerоffizier reichte dem Grafen eine Mehrladepiſtole.

„Ich danke Ihnen! Leben Sie wohl!“

Dann hatte er den Weg am Erlengebüſch entlang, das die vereiſte Bachrinne ſäumte, genommen. Nach einer halben Stunde ſtand er im Schatten des Waldes und ſchlich dem Fahrwege zu. Immer gedeckt durch die tiefen Kiefernſchatten. Als der Mond aufging, klingelte der Schlitten heran und hielt am Waldrande.

Er eilte auf ihn zu. Eine Geſtalt ſaß auf der Schlittenbank vor dem Kutſcher.

Digitized by Google

„Anton Stefanowitſch?“ kam eine Stimme. Er zuckte zuſammen. Es war Wera Iwanowna.

Er zögerte vor dem Gefährt. Was bedeutete das?

„Schnell, ſteigen Sie ein! Jede Sekunde iſt koſtbar!“

Der Kutſcher drängte den Grafen auf den leeren Platz, wickelte ihn in die warmen Decken und barg ſeine Füße im Pelzſack. Dann ſchnalzte er mit der Zunge, und die Füchſe griffen aus. Aber kein Schellenklang ſchrillte. Die Riemen mit den runden Metallhülſen lagen im Schlittenkaſten. Lautlos glitt der Schlitten durch die weiße Oede.

„Sprechen wir Franzöſiſch!“ bat die Baronin. Und ſie erzählte dem Grafen alles, was ſich zugetragen. Rückhaltlos. Auch ihr Opfer an den General.

„Und warum taten Sie das alles, Wera Iwanowna?“ fragte er.

„Vielleicht, weil ich Liebe und Buße zugleich üben konnte, Anton Stefanowitſch. Aber darum handelt es ſich nun nicht mehr. Ich bin jetzt genau ſo in Gefahr wie Sie ſelbſt. Nun bin ich unter Ihrem Schutz. Und ich habe eine Bitte. Sie müſſen mir ſchwören, daß Sie ſie erfüllen!“

„Wenn ſie nicht in Widerſpruch zu der einen, der einzigen Pflicht ſteht —“

„Sie denken an Hanna? Nein, Anton Stefanowitſch! Sie ſind mir ewig verloren. Aber ich will dieſem General Trugawin nicht in die Hände fallen. Mißlingt unſre Flucht, ſo werden Sie mich töten, bevor ich ihm zur Beute werde. Verſprechen Sie mir das? Ihr Wort?“

Graf Anton zögerte. „Es iſt ein furchtbares Verlangen, Wera Iwanowna.“

„Alſo nicht einmal das haben Sie für mich? Nicht einmal vor der Schande wollen Sie mich bewahren? Denn was

wäre ich vor mir selbst, wenn mich Trugawin finge und an sich fesselte? Eine Entehrte vor mir selber, nicht besser als eine —"

„Halten Sie ein! Ich verspreche es Ihnen."

Nun ging die stumme Fahrt weiter. Und hinter ihr flog das Verderben.

* * *

Der Speisesaal des Schlosses Semenow war festlich erleuchtet, und im Kamin war den ganzen Tag ein loderndes Feuer unterhalten worden. Am Nachmittage hatte der General Tee auf dem Zimmer seiner Braut getrunken mit seinem Adjutanten, und Boris Alexandrowitsch hatte jedem Kameraden hinterdrein aufs Wort versichert, daß diese blonde Baronin, die den elegantesten Gardeoffizier heiraten konnte, wahrhaftig in diesen Wassilij Trugawin verliebt sei.

„Na, sie tut wenigstens so, Boris!" hatte Rittmeister Drogulin gelacht.

„Einerlei, Wladimir Iwanowitsch, ich wollte, sie tät' auch bei mir wenigstens so. Ich tauschte mit dem alten Esel Trugawin auf der Stelle."

„Ja, ja," seufzte Leutnant Schotko, „die Frauen haben die unglaublichsten Launen. Die Baronin wollte ich dem Alten noch gönnen, wenn er mir ihre Rubel zukommen ließe!"

„Er wird sich hüten!"

Nun hatten sämtliche Herren sich so elegant als möglich gemacht und warteten im Salon auf das Brautpaar.

Pünktlich waren die Verlobten nicht. Die Gäste saßen schon eine Stunde über die angesagte Zeit. Auch der General, der im Schmucke seiner sämtlichen Orden auf seinem Zimmer wartete, wurde ungeduldig. Er hatte bereits zum dritten

Digitized by Google

Male eine Ordonnanz hinübergeſandt. Ob die gnädige Frau Baronin noch nicht bereit ſei? Und zum dritten Male kam die Antwort, die gnädige Frau habe Migräne und ſich in ihr Schlafzimmer eingeſchloſſen. Marfa, die hübſche Zofe, ſaß im Vorzimmer und lauſchte vergeblich auf den ſilbernen Glockenton. Dabei hatte ſie ſchon vor zwei Stunden die Baronin friſiert und angekleidet.

„Ich will noch eine Stunde allein ſein, Marfa. Ich habe Migräne. Und eine Braut mit unfreundlichem Geſicht ſoll der General nicht zu Tiſch führen."

Das Warten wurde nachgerade peinlich. Der General ging ſelbſt zur Zofe. „Klopfen Sie, Marfa!" befahl er.

Die Zofe gehorchte. Keine Antwort.

„Die Frau Baronin wird eingeſchlafen ſein, Exzellenz!"

Der General klopfte ſelber. Laut und kräftig. Keine Antwort.

„Wera Iwanowna!" rief er. Alles blieb ſtill.

Die Unruhe faßte ihn. Ihr war doch kein Unglück zugeſtoßen? Er rüttelte an der Türklinke. Die Tür war verſchloſſen. Mit Gewalt ließ er öffnen.

„Gehen Sie voraus, Marfa!" befahl er.

Die Zofe trat ins Zimmer. Es war vollkommen dunkel. Sie machte Licht.

Die Baronin war nicht in ihrem Schlafzimmer. Aber die Schränke waren aufgeriſſen. Die Abendtoilette lag auf dem Bette, unordentlich hingeworfen. Schachteln ſtanden geöffnet, als ob die Baronin ſich haſtig angekleidet habe.

„Die gnädige Frau iſt nicht hier, Exzellenz!"

Der General trat ins Zimmer.

„Was ſoll das heißen? Die Baronin hat Migräne, denke ich."

Digitized by Google

„Sie iſt vielleicht in dem roten Zimmer, Exzellenz. Ich leuchte.“

Aber auch dort war ſie nicht. Rufe flogen durch die Korridore. Die Bedienten liefen. Lichter huſchten durch die Räume. Die Baronin war nirgendwo.

Da durchblitzte den General ein Verdacht.

„Sie hat ſich im Schlitten verſteckt und iſt geflohen! Mit dieſem polniſchen Spion. Mit ihrem Schatz. Und ich wollte Verlobung feiern!“

Und er tat einen ſo entſetzlichen Fluch, daß ſogar Boris Alexandrowitſch, der neugierig herzugekommen war, ſich bekreuzte.

Dann aber raſte der General. Kommandos donnerten auf den Hof. In fliegender Eile wurde geſattelt. Koſaken und Dragoner ſauſten in die Nacht hinaus. Gemeſſener Befehl, die Flüchtigen tot oder lebendig zu bringen.

„Halten ſie nicht auf Anruf, ſo ſchießt ihr!“ Das war der letzte Befehl des Generals. Dann rannte er ſporenklingend auf ſein Zimmer und lief wütend darin auf und ab wie ein Löwe im Zwinger.

Plötzlich zog er den Klingelzug. Der Adjutant ſtürzte hinein.

„Hören Sie, Boris Alexandrowitſch —“

Aha! Anpfiff erſter Güte! dachte der Adjutant und ſtand ſtramm.

„Sie ſind ein Eſel. Verſtanden? Die beiden Betrüger haben drei Stunden Vorſprung, und unſre Koſaken können ſich die Seele aus dem Leibe reiten, ſie holen ſie doch nicht ein. Aber wir haben das Feldtelephon bis zum letzten Vorpoſten. Geben Sie dahin ſofort Befehl, auf den Schlitten zu achten und den Paß nicht zu reſpektieren. Wehrt ſich das edle Paar, ſoll man ſie ohne Gnade niederſchießen. Beide!“

Digitized by Google

Das Ende einer Verlobung! dachte der Adjutant, als er ins Bureau der Diviſion trat, wo die Telephoniſten noch wach waren.

„Befehl Seiner Exzellenz!“

Und Wort für Wort wurde hinausgerufen zu den Poſten an der verſchneiten ruſſiſchen Landſtraße. Der Befehl kam zurück durch den Draht. Die Koſaken an der Straße würden keine Maus durchſchlüpfen laſſen.

* * *

Der Schlitten der Flüchtigen glitt durch die Nacht.

Wenn der Weg eine Kehre machte, ließ Graf Anton den Blick zurückfliegen. Noch ſah er nichts von den Verfolgern. Aber die Baronin ſorgte ſich.

„Sie ſind uns ſicher ſchon auf der Spur, Anton Stefanowitſch. Eine Stunde wird der General gewartet haben, aber dann iſt meine Liſt ſicher entdeckt worden. Aber unſre Füchſe ſind gut und ſchnell.“

Und weiter ging es durch die mondhelle Nacht.

Wolfsgeheul einmal in der Ferne. Die Baronin ſchauderte. Aber es kam nicht heran. Die Beſtien hatten in den verlaſſenen und verbrannten Dörfern nach Weſten zu genug Raub, den der Krieg ihnen bot.

Die Füchſe galoppierten weiter. Wenn erſt die ruſſiſchen Poſten an der Heerſtraße paſſiert waren, lag die Gefahr hinter den Flüchtlingen. Die deutſchen Feldwachen und vorgeſchobenen Poſten mußten dann bald aufkommen. Wera Iwanowna wußte vom General ſelbſt, daß die Deutſchen in den letzten Tagen bedeutend weiter oſtwärts gegen die Ruſſen vorgeſtoßen waren.

Ein paar Hütten kamen auf. Der Schnee lag auf den niedrigen Dächern.

Digitized by Google

„Halt!“ donnerte der Ruf eines Poſtens.

„Soll ich vorbeifahren?“ fragte der Kutſcher leiſe.

Aber ſchon ſperrten an beiden Seiten des Weges Poſten die Fahrt.

„Was ſoll das?“ rief Wera Iwanowna. „Ich bin die Baronin Woronzew mit meinem Verwalter und reiſe mit Paß Seiner Exzellenz des Generals Trugawin.“

„Bitte, den Paß!“ Ein Korporal forderte ihn barſch.

„Soll ich um jeden Dummkopf den Pelz aufneſteln? Ich habe keine Zeit und werde euch dem General melden! Fahr' zu, Schimek!“

Aber die Läufe der Gewehre hoben ſich. Das Mondlicht glänzte auf den Bajonetten.

„Befehl Seiner Exzellenz, niemand paſſieren zu laſſen. Den Paß, bitte!“

Es blieb nichts übrig, als das Papier zu zeigen. Der Graf reichte es hinaus.

Der Wachthabende hob die Laterne und beleuchtete das geſtempelte Papier.

„Sie ſind die Baronin Wera Iwanowna Woronzew-Daſchkij?“

„Warum fragen Sie? Gewiß! Und geben Sie das Papier her!“

„Steigen Sie aus, meine Herrſchaften. Sie ſind verhaftet!“

„Kerl, biſt du verrückt?“ ſchrie die Baronin wütend. Aber der Wachthabende blieb ſehr ruhig.

„Telephoniſcher Befehl Seiner Exzellenz, Frau Baronin und Herr Graf Kozniewski! Ich darf Sie nicht durchlaſſen.“

Da riß die Baronin dem Kutſcher die Peitſche aus der Fauſt und ſchlug auf die Füchſe ein, daß ſie erſchreckt aufbäumten und den Schlitten vorwärtsriſſen, daß er faſt kippte.

Digitized by Google

„Halt!“ kam der Ruf der Poſten. Aber die Baronin peitſchte weiter auf die Pferde.

Wie ſie dahinſauſten! Wie die glatte Bahn unter den Kufen flog! Da kam es ſcharf hinterdrein. Mit einem jähen Aufſchrei ließ die Baronin die Peitſche fallen. Der Kutſcher riß die Zügel an.

„Anton Stefanowitſch!“ ſtöhnte ſie und faßte nach dem Kopfe und der Bruſt. Blut rann über den Pelzkragen.

„Herr Graf!“ ſchrie der Kutſcher.

Aber wieder kam der ſcharfe, ſchreckliche Knall. Und Graf Anton, der ſich erhoben hatte und die Baronin hielt, brach zuſammen. Lautlos lag er auf dem ſauſenden Schlitten.

Die Baronin aber ſtöhnte ſchwer. Grauenvoll klang das Röcheln der Schwergetroffenen. Da packte den Kutſcher das Entſetzen. Er ſchirrte den Mittelfuchs ab. Das war der ſchnellſte von den dreien. Dann warf er ſich haſtig auf das Pferd und ſprengte weg in die Nacht. Hinter ihm blitzten die Schüſſe und pfiffen die Geſchoſſe.

Eine Strecke noch galoppierten die beiden Pferde mit dem Schlitten. Bis er umſtürzte und an einem Baum zerſchellte. Da ſtanden die abgehetzten Tiere und warteten zitternd in der Nachtkälte.

Als die erſten Koſaken heranſprengten, fanden ſie zwei Tote im Schnee.

Sie hielten einander noch umfaßt.

Ein Schlitten wurde herangeholt. Die beiden Füchſe vorgeſpannt. Ein Koſak lenkte. So kamen Wera Iwanowna Woronzew und Graf Anton Kozniewski zurück von ihrer letzten Fahrt.

Digitized by Google

Zwölftes Kapitel.

Miß Ethel Stanford ſaß in ihrem behaglichen Ankleidezimmer, und Jane, ihre flinke Zofe im ſchwarzen Kleide, weißen Häubchen und weißer Schürze, zog ihrer jungen Herrin die hellen Atlasſchuhe an, die zur großen Abendtoilette gehörten. Herr Archibald Stanford hatte für das Dinner Gäſte geladen. Seinen Freund Lionel Sharper, den Bankherrn James Lowe und Miſter John Dickinſon, der durch mehrere Beſuche im Stanfordſchen Hauſe dieſe Einladung erzwungen hatte.

„Dieſer John Dickinſon iſt doch eigentlich nur ein Swell *)“, hatte Miß Ethel eingeworfen. Aber der Vater hatte ruhig erwidert: „Immerhin iſt er ein Gentleman nach Geburt und Erziehung. Vergiß nicht, Ethel, daß ſein Vater, der Right Honourable Adolphus Dickinſon, Mitglied des Parlaments iſt!“

„Ein Gentleman ſoll dieſer junge Herr ſein, Vater? Der gelehrte Doktor Benjamin Johnſon hat einmal geſagt: ‚Ein Gentleman iſt ein Mann, der ſeinen Schneider bezahlt.‘ — Wenn das wahr iſt, ſo gehört John Dickinſon allerdings zu den Gentlemen.“

Herr Archibald Stanford hatte nichts erwidert, aber ein ſehr ernſtes Geſicht gemacht. Es gefiel ihm nicht, daß ſeine

*) Swell = Stutzer, Geck.

Digitized by Google

Tochter Kritik an seinen Einladungen übte. Und wenn dieser John Dickinson dreimal ein Geck und von seinem Schneider, Krawattenhändler und Hutmacher abhängig war, falls er in der Londoner Gesellschaft etwas vorstellen wollte, so war er immerhin der Sohn eines einflußreichen Mannes und der Erbe eines sehr großen Vermögens.

Die Einladung war also abgegangen, und Miß Ethel würde in einer Viertelstunde das Vergnügen haben, den jungen Herrn unten im Salon zu empfangen.

Sie erhob sich und trat vor den großen Ankleidespiegel, der ihre schlanke Gestalt im weißen, fließenden Seidengewande zurückwarf.

„Welchen Schmuck, Miß Ethel?"

Die Zofe deutete auf die Kassette auf dem Marmortisch. Ethel öffnete sie und ließ eine Perlschnur durch die schlanken Finger gleiten. Dabei zog sie eine verwelkte Rose aus dem Schmuckkasten hervor, führte sie an ihre Lippen und legte sie zurück.

Jane hatte es wohl bemerkt, und ein Lächeln huschte um ihren Mund. Es mußte eine wertvolle Rose sein, die zwischen Perlen und Edelsteinen ihren Platz gefunden hatte. —

Herr Archibald Stanford und seine Gäste warteten bereits im Salon, als Ethel erschien. Sie begrüßte herzlich den alten Herrn Lionel Sharper, der trotz seiner siebzig Jahre noch sehr stattlich und straff dastand und mit seiner klugen Augen die schöne Tochter des Hauses wohlgefällig musterte. Für Herrn James Lowe hatte Ethel ein sehr höfliches Kompliment. Der starke, glatt rasierte Herr mit den listigen Augen war ein Geschäftsfreund ihres Vaters, also eine Respektsperson. Mister John Dickinson reichte sie die Hand als einem guten Bekannten, und der junge Herr im tadellosen schwarzen Abendanzug und

Digitized by Google

der nach ſtrengſter Mode geknüpften Krawatte war ſehr beglückt über die Auszeichnung.

„Wir warten wohl noch einen Augenblick, Miß Lucy Claſon iſt noch unterwegs. Sie hat eben angeläutet," ſagte der Hausherr.

„Lucy kommt wirklich?" ſagte Ethel erfreut. „Wie ich glücklich bin, ſie endlich bei uns zu ſehen! Ich habe ſie aber auch ſo dringend gebeten."

„Miß Lucy Claſon iſt nicht mehr Herr über ihre Zeit," erklärte Herr Archibald Stanford. „Sie arbeitet als Dame des Roten Kreuzes in der Royal Military School am Botaniſchen Garten, und ſie hat viel Arbeit bei den Verwundeten. Sie iſt ein tapferes Mädchen."

„Iſt Miß Lucy Claſon nicht die Braut von Sir Edgar Wetherſtone, der bei der Königlichen Garde zu Fuß Dienſt tut?" warf John Dickinſon ein.

„Jawohl! Und Sir Edgar ſteht in Frankreich im Felde gegen die Deutſchen."

Herr Archibald Stanford ſagte es mit Nachdruck.

„Ich denke mir das ſehr wenig angenehm bei dieſer ungemütlichen Witterung," erwiderte der junge Herr ſeelenruhig.

„Es iſt jedenfalls gemütlicher, abends in ſeinem Klub zu ſitzen. Aber ſchließlich muß es doch engliſche Herren geben, die als Offiziere Dienſt tun. Oder ſollen wir die Deutſchen über den Kanal kommen laſſen wie einen Flug Zugvögel?"

Herr Lionel Sharper war es, der dieſe anzügliche Bemerkung machte.

„Es iſt Sir Edgars Beruf. Warum iſt er Offizier geworden?"

„Dieſe Frage dürften Sie in Deutſchland nicht tun, Miſter Dickinſon. Jeder junge deutſche Mann hält es für ſeine Ehrenpflicht, fürs Vaterland ins Feld zu gehen."

Digitized by Google

Aber John Dickinſon machte ſein hochmütigſtes Geſicht. „Das iſt Geſchmacksſache. Und der deutſche Geſchmack iſt nie der meine geweſen.“

Es war gut, daß der Diener eintrat und meldete: „Miß Lucy Claſon.“

Ethel Stanford eilte ihr entgegen. Miß Lucy, ein ſchlankes, blondes Mädchen, umarmte die Freundin.

„Endlich, liebſte Ethel! Verzeih', wenn ich dich ſo lange warten ließ. Ich habe viel Arbeit mit den Verwundeten. Ah, Miſter Stanford! Tauſend Dank für Ihre Geduld! Und Ihnen, Miſter Sharper, bin ich ganz beſonders verbunden. Das deutſche Buch hat mir einen hohen Genuß bereitet. Ich habe es bei den Nachtwachen geleſen. Und was ich nicht verſtand, haben mir die deutſchen Verwundeten überſetzt. Merkwürdig, wie viele von dieſen Leuten Engliſch verſtehen!“

„Es wäre in manchen Stücken gut geweſen, wenn ſich unſre jungen Leute bemüht hätten, Deutſch zu lernen.“

„Sie haben deutſche Verwundete?“ erkundigte ſich Herr James Lowe.

„Seit dem letzten Gefecht in der Nordſee.“

„Wo Admiral Beatty es dieſen Deutſchen ordentlich gegeben hat!“ fügte John Dickinſon hinzu.

Miß Lucy Claſon ſah den Sprecher etwas erſtaunt an. Daß dieſer junge Herr ſich ins Geſpräch miſchte, ehe er ihr vorgeſtellt war, entſprach nicht ihrem Geſchmack. Als der Hausherr ſeinen Namen nannte, nickte ſie leicht, ſagte dann aber: „Ordentlich gegeben, meinen Sie? Ich bin nicht ſo ſicher. Die verwundeten Deutſchen erzählen das anders.“

„Pah! Die Deutſchen lügen.“

„Ich habe die Wahrhaftigkeit der Deutſchen immer für eine ihrer ſchönſten Tugenden gehalten,“ ſagte Lionel Sharper

Digitized by Google

ernſt. „Und die Gerechtigkeit gegen den Feind halte ich noch nicht für ausgeſtorben in England. Trotz unſrer Zeitungen.“

Da wollte der Bankherr ein gewichtiges Wort reden. Aber der Diener erſchien und meldete: „Es iſt angerichtet.“

Man ging in das Speiſezimmer und ſetzte ſich an den runden Tiſch, auf dem die Lichter unter den bunten Seidenſchirmchen ſo traulich brannten.

Der Hausherr gab dem Tiſchgeſpräch eine harmloſe Richtung.

„Ich habe mich auf Madeira und anderswo lange genug nach einem gemütlichen engliſchen Tiſch geſehnt. Nur ſchade, daß meine Frau nicht bei uns ſein kann.“

„Nun, Miſter Stanford, wir haben in Reids Palace Hotel doch wie zu Hauſe, ganz nach engliſchem Zuſchnitt gelebt, dächte ich.“

Da miſchte ſich der Bankherr ein. „Was heißt engliſch leben in der Fremde? Ich bin in jungen Jahren in Indien und China geweſen und habe meine Schillinge dort verdient. Gewiß, unſre Tafel war engliſch gedeckt, die Speiſen waren gleichfalls engliſch zubereitet, auch die chineſiſchen Boys ſervierten genau ſo, als wenn ich in meinem Klub in Piccadilly eſſe, aber es fehlt unſereinem draußen in der Welt dennoch immer etwas. Die Luft Old Englands. Ich kann mir den berühmten Larks Pudding aus dem Olde Cheſhire Cheeſe in der Fleet Street bis nach Hongkong und Melbourne ſchicken laſſen, er kommt tadellos an und ſchmeckt genau ſo, als wenn ich ihn in dem alten Wirtshaus eſſe, auf deſſen Tiſchplatte ſchon Benjamin Johnſon und Oliver Goldſmith ſich die Aermel ihres Rockes blank geſcheuert haben. Aber es fehlt mir eins dazu. Unſre Luft! Und wenn alle Welt auf ſie ſchimpft — ich kenne nichts Köſtlicheres als die engliſche

Luft und engliſche Behaglichkeit. Und Gott ſoll den ſtrafen, der ſie uns ſtören will!"

„Recht ſo, Miſter Lowe!" pflichtete John Dickinſon bei.

Aber Lionel Sharper goß Waſſer in dieſen engliſchen Wein.

„Der liebe Gott würde es ſchwer haben, ſeine Welt unparteiiſch zu regieren, wenn er auf alle Wünſche hören wollte. Die Deutſchen ſagen: Gott ſtrafe England! Und ſie halten den lieben Gott von jeher für ihren beſonderen Freund. Ich meine, dieſer unglückſelige Krieg an ſich iſt ſchon Strafe genug für beide Völker. Wenn ich etwas wünſchen ſollte, ſo würde ich den lieben Gott bitten: Strafe die, Herr, die an dieſem furchtbaren Kriege ſchuld ſind!"

Ein peinliches Schweigen herrſchte in der Tafelrunde. Aber der alte Herr aß ruhig ſein Stück Steinbutt weiter.

Der Hausherr war in Verlegenheit. Er wußte, wie James Lowe und John Dickinſon über den Krieg dachten, und er, Archibald Stanford ſelbſt, wünſchte ſeit dem Untergang ſeiner „City of Leith" den Deutſchen alles Böſe. Hatte ihm nicht James Lowe heute im Kontor ſeiner Bank vorgerechnet, daß die „Thames and Severn Line" durch den Verluſt von Fracht und Schiff trotz der Verſicherung bei Lloyds wenigſtens zwanzigtauſend Pfund verloren hatte? Und zwanzigtauſend Pfund Sterling waren auch für den reichen Herrn Archibald Stanford kein Pappenſtiel. Gewiß, Lionel Sharper war ein ehrlicher Mann, der unbekümmert ſagte, was er für wahr hielt. Aber es war ſchon recht, daß James Lowe ihm nun mit gelinder Schärfe erwiderte: „Ich meine, Miſter Sharper, der liebe Gott iſt bei der gerechten Sache. Alſo bei uns."

Der alte Herr ließ ſich aber nicht beirren. Er trank einen kleinen Schluck Rheinwein. „Es kommt darauf an, Miſter Lowe, was man unter einer gerechten Sache verſteht. Ich

Digitized by Google

vermute, Sie halten jedes Geſchäft für eine gerechte Sache, vorausgeſetzt, daß Sie dabei gewinnen. Der große Preußenkönig Friedrich vermutete den lieben Gott bei den ſtärkſten Bataillonen. Es hat eben jeder ſeine Anſicht."

„Und die Anſicht Englands geht dahin, daß wir dieſen Krieg durchſetzen, bis wir die Deutſchen auf die Knie gezwungen haben."

Da warf Miß Lucy Claſon ein Wort ein. „Denken Sie ſich das nicht ſo leicht! Mein Bräutigam ſchreibt mir vom Kriegsſchauplatze, daß die deutſchen Soldaten mit einer Todesverachtung ohnegleichen ins Feuer gehen, kein Hindernis kennen und von einer Zuverſicht auf den endlichen Sieg erfüllt ſind, die nur die heiligſte Vaterlandsliebe einflößt. Dieſe Siegesgewißheit der Deutſchen ſei wie ein Fanatismus. Man könne ſie darum beneiden. Außerhalb des Kampfes ſeien ſie gute und menſchenfreundliche Leute, die ihr Stück Brot mit der hungernden Bevölkerung teilen und keinem Kinde etwas zuleide tun."

„In unſern Zeitungen ſtand das anders zu leſen, Miß Claſon. Denken Sie an die Greueltaten der Deutſchen in Belgien!"

„Druckerſchwärze iſt von jeher ein billiger Artikel geweſen für den, der die Macht oder das Geld hat," meinte Lionel Sharper.

„Ich ſetze hinzu," ergänzte Miß Lucy Claſon, „daß meine deutſchen Verwundeten, denen ich aus unſern Zeitungen manches vorleſe, in ihrem Glauben an den deutſchen Sieg nicht zu erſchüttern ſind. Sie geben zu, daß unſre Soldaten ausgezeichnet ſchießen und tapfer fechten, daß unſre Flotte durchaus nicht aus verroſteten alten Käſten beſteht. Aber am Ende höre ich von jedem Deutſchen: Aber ſiegen werden wir doch!"

Digitized by Google

„Die deutſche Prahlerei kennt man," ſagte Miſter Lowe geringſchätzig. „Wenn ſie erſt drüben ihr letztes Brot backen und das letzte Pfund Fleiſch im Topfe haben, werden ſie ſchon kleinlaut werden. Granaten und Patronen kann man nicht eſſen. Wenn erſt ihre Frauen und Kinder vor Hunger ſchreien, wenn die Hungerrevolten in ihren Städten toben, wird es mit ihrer Viktoria und Gloria und ihrem Hurra bald zu Ende gehen. Der deutſche Hunger iſt unſer beſter Verbündeter, beſſer als die Ruſſen und die Franzoſen. — Uebrigens ſcheint die neue Ruſſenanleihe perfekt zu werden, Miſter Stanford. Ich habe heute Informationen bekommen. Wir ſprechen vielleicht morgen noch darüber."

Miß Ethel hatte unwillkürlich Meſſer und Gabel auf den Teller gelegt, als dieſer Geldmann von einer Hungersnot in Deutſchland wie von einer Selbſtverſtändlichkeit redete. Sie, die verwöhnte Tochter eines reichen Mannes, hatte bisher nicht einmal in Gedanken ſich klargemacht, was Hunger bedeute. Wenn ſie einmal von hungernden Menſchen in den Londoner Winkeln und Gaſſen reden hörte, tröſtete ſie ſich ſchnell. Man hatte ja Geld, man gab eine Handvoll Goldſtücke, und die Hungernden wurden ſatt!

Aber nun —!

Ein ganzes Volk wollte man dem Hungertode preisgeben? Wie ein entſetzliches Geſpenſt ſtand die Hungersnot plötzlich vor ihr, mit fleiſchloſen dürren Armen und hohlen Augen, das unbarmherzig über blühende Auen und durch menſchengefüllte Städte und Dörfer ſchritt; und wohin es kam, verdorrte und verwelkte alles unter ſeinem Tritt, und die Leichen der Verhungerten, der unmündigen Kinder, der verzweifelten Mütter lagen auf den Straßen. Ein grauenhafter Gedanke! Wie ein Henker kam ihr plötzlich dieſer

Digitized by Google

James Lowe vor, der seelenruhig sein Stück Roastbeef unter Gabel und Messer nahm und seinen Schluck Claret dazu trank.

Dieser Krieg war also doch etwas mehr als ein Geschäft! Es ging nicht nur um blankes Gold wie sonst, nicht nur um Länder und Städte. Es kostete nicht nur das Blut der Soldaten. Auch die Unschuldigen sollten diesmal vernichtet werden, die Schutzlosen, die Frauen und Kinder! Und wenn die Not gen Himmel schrie, so verstopften die Leute vom Schlage dieses James Lowe sich kalt lächelnd die Ohren. Was kümmerte es sie, wenn die Friedhöfe kaum reichen würden für die Hungergräber, wenn die Seuchen durch die Häuser schlichen und fraßen, wen sie fanden; wenn weinende Kinder ihre Mütter um ein Stück Brot baten und leere Hände und tränenlose Augen voll Jammer und Verzweiflung fanden! — War das der Krieg, über den alle in ihrer Umgebung redeten wie über ein Geschäft? Dann war dieser Krieg ein Verbrechen, ein ungeheurer Frevel! Dann hatten die Deutschen recht, wenn sie sprachen: „Gott strafe England!"

Unwillkürlich sah sie zu Lionel Sharper hinüber. Als müsse sie von ihm einen Trost hören. Als könne er diesen Frevel zunichte machen. Der alte Herr hatte den Geldmann ruhig ausreden lassen. Aber ein zorniger Ernst lag nun auf seinem sonst so freundlichen Gesicht.

„Den deutschen Hunger nennen Sie unsern besten Verbündeten, Mister Lowe? Wenn Russen und Franzosen uns nicht besser helfen werden — und ich traue ihnen nicht allzuviel zu —, so wird es gute Weile haben. Die Deutschen sind von jeher vorsichtige Leute gewesen. Haben wir nicht auch geglaubt, daß sie sehr bald kein Geld mehr haben würden? Und sie haben Geld im Ueberfluß, während das reiche Frankreich in der Fremde borgen gehen muß. Ich bin gewiß, daß

Digitized by Google

die deutſchen Kornſpeicher gefüllt ſind, daß das deutſche Volk zu allen Opfern auch das bringt, mit ſeinem Brote hauszuhalten. Der Hunger iſt ein grimmiger Feind. Gewiß! Aber haben Sie einmal darüber nachgedacht, daß er ſehr leicht einen andern Weg nehmen kann als ins deutſche Land? Er kann auch zu uns kommen. Und das wäre ſehr ſchlimm für England."

Die Tafelrunde blickte erſtaunt auf. Was doch dieſer Miſter Lionel Sharper manchmal für komiſche Gedanken hatte!

„Nun, Miſter Sharper," meinte James Lowe, „einſtweilen iſt uns die Tafel hier doch wohl noch recht reichlich gedeckt. Solange ich bei meinem Freunde Stanford noch Platz am Tiſche finde, fürchte ich nicht, mit leerem Magen ins Geſchäft gehen zu müſſen. Und wir haben alle wohl ein paar Schillinge in der Taſche, Brot und Fleiſch zu kaufen."

Mit einem Scherz wollte James Lowe dieſen Unglückspropheten Sharper abtun. Aber der achtete gar nicht darauf, ſondern fuhr ernſthaft fort: „England kann ſich nicht ernähren, wenn Kanada und Indien keinen Weizen, Argentinien und Auſtralien kein Fleiſch mehr liefern können. Die deutſchen Aecker und die deutſchen Bauern fehlen uns. Wir haben Raſen zum Ballſpielen und Reiten, aber wir haben keine Kornfelder mehr. Und Schillinge kann man nicht eſſen, Miſter Lowe. Wenn nun die Zufuhr uns abgeſchnitten würde? Wenn Deutſchland den Spieß umkehrte? Deutſche Unterſeeboote haben uns bereits Proben davon gegeben, was bei einer Blockade Englands für uns herauskommen würde. Der deutſche Hunger könnte uns genau ſo im Stiche laſſen wie die ruſſiſche und franzöſiſche Armee, auf die unſre Politiker ſo felſenfeſt gebaut haben. Und für mich gibt es noch etwas in der Weltordnung, das unſre Diplomaten und Militärs ſo wenig in

Digitized by Google

ihre Berechnungen einstellen: die ewige Vorsehung und Gerechtigkeit, die Todfeindin aller Bosheit."

„Sie reden, als ob Sie ein Deutscher wären, Mister Sharper," entgegnete der Bankherr scharf.

„Durchaus nicht. Ich rede wie ein Mensch, der auch im Feinde den Menschen sieht und alles haßt, was die Völker hindert, einander als gleichberechtigte Menschen unter Gottes Sonne zu erkennen. Den Plan der Aushungerung, der Vernichtung Unschuldiger halte ich für einen Frevel gegen Gottes Ordnung, den er nicht zulassen wird. Das ist meine Meinung."

Der Hausherr hörte unruhig zu. Es war sonst nicht Sitte in Alt-England, das Behagen einer Tischrunde durch Wortstreit zu stören. Wenn selbst Lionel Sharper, der sonst so rücksichtsvolle Mann, scharf und zürnend sprach, so stand es um die Geselligkeit schlimm für diesen Abend im Hause Stanford. Und Herr Archibald Stanford griff nach einem neuen Gesprächsstoff, die aufsteigende Wolke zu verscheuchen.

„Sie haben nun Weihnachten und Neujahr allein feiern müssen, Miß Lucy. Im vorigen Jahre standen Sie mit Sir Edgar unter dem Mistelzweig*). Ich habe mich ehrlich gefreut, als ich Ihre Verlobung erfuhr. Ja, ja, die Zeit verfliegt. Ich weiß noch, wie Ihr Vater mir strahlend auf der Börse sagte, daß ihm ein Prachtmädel geboren sei —"

Aber Herr Archibald Stanford hatte kein Glück an diesem Abend. Der Diener flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Bei Tische ließ sich Archibald Stanford sonst nicht stören. Aber heute erhob er sich eilig, bat seine Gäste um Verzeihung und eilte an den Fernsprecher.

*) In England wird am Weihnachtsfest ein Mistelzweig an der Decke des Zimmers befestigt. Jede Dame, die absichtlich oder aus Versehen unter ihn tritt, muß sich von ihrem Herrn küssen lassen.

Digitized by Google

Die Tischgesellschaft wartete gespannt auf seine Rückkehr. Es mußte schon eine wichtige Nachricht sein, daß man den Hausherrn in dieser Stunde zu stören wagte. Peinliche Minuten vergingen. Als Archibald Stanford zurückkam, stand ihm die Erregung auf dem Gesicht.

„Ich will Ihnen gleich die Wahrheit sagen. Ein deutsches Unterseeboot hat unsre ‚City of Aberdeen' torpediert. Mitten in der Irischen See. Unser Schiff hat Liverpool nicht mehr erreicht. Das ist eine Hiobspost. Aber der deutsche Hilfskreuzer, der mir die ‚City of Leith' versenkte, ist heute nachmittag von unserm Kreuzer ‚Richmond' zusammengeschossen worden."

Mit großer Erregung hatte Herr Stanford gesprochen. Nun setzte er sich wieder und nahm ein Stück Fasan von der silbernen Platte. Mit Kresse und Pfirsichkompott aß er ihn sonst leidenschaftlich gern. Aber jetzt stocherte er auf dem Teller und führte keinen Bissen zum Munde.

„Welcher niederträchtige deutsche Kahn war das, den unser Kreuzer ‚Richmond' nun endlich erwischt hat?" erkundigte sich Lowe.

„Der Hilfskreuzer ‚Reichsadler'."

Klirrend fiel Ethels Messer auf den Teller. Mühsam faßte sie sich. Aber sie war bleich wie das Damasttuch auf dem Tische.

Der „Reichsadler?" Auf ihm tat Jobst von Steinitz Dienst! Miß Ethel lehnte sich zurück an die Stuhllehne und schloß die Augen.

Ihr Vater bemerkte es.

„Dir ist nicht wohl, mein Kind?" fragte er besorgt.

„Doch, Vater. Es ist nichts — es geht schon vorüber."

Der Diener reichte ihr ein Glas Wasser. Ethel trank.

„Danke!"

Digitized by Google

Sie richtete ſich mit aller Willenskraft wieder auf und lächelte ihrem Vater zu. Aber in dieſem Lächeln lag ſo viel verhaltener Schmerz, ſo viel unausgeſprochenes Leid, daß es Herrn Archibald Stanford durchs Herz ſchnitt. Warum hatte er auch ſo brutal hingeworfen, was ihm Kapitän Mac Allan durch den Fernſprecher zugerufen hatte? Ethel büßte nun für ſeine Unbedachtſamkeit!

„Meine Freunde nehmen es dir gewiß nicht übel, mein Kind, wenn du dich zurückziehſt," ſagte er liebevoll. „Du hätteſt bei Mutter und Miß Eliſa auf Madeira bleiben ſollen! Der Uebergang in unſern Londoner Winternebel iſt zu ſchnell geweſen."

Lionel Sharper ſah Ethel mitleidig an. „Eine Stunde Ruhe hilft über manches hinweg, Miß Stanford."

„Nehmen Sie keine Rückſicht auf uns!" fügte James Lowe hinzu. Nur John Dickinſon ſchwieg. Er beſann ſich, daß ihm Miſter Stanford erzählt hatte, der deutſche Seeoffizier, der bei Stanfords verkehrt hatte, ſei an Bord des „Reichsadlers" geweſen, als dieſer die „City of Leith" verſenkte. Und nun wußte John Dickinſon plötzlich auch wieder, daß dieſer deutſche Pirat den Namen „Reichsadler" geführt hatte. Merkwürdig, daß Miß Ethel ſo plötzlich Nerven verriet! Wer Hochtouren nach dem Pico do Lobo und an den gefährlichſten Levaden entlang machte, ſollte doch gegen kleine Schwächeanfälle gefeit ſein! Aber auf dieſen Touren war ja dieſer Herr von Steinitz ihr Begleiter geweſen. Und John Dickinſon war plötzlich ſehend geworden. —

Er heftete ſeine waſſerblauen Augen ſehr feſt auf Ethel Stanford, als er ſcheinbar ganz gleichgültig ſagte: „War nicht dieſer Herr von Steinitz, den ich bei Ihnen kennenzulernen den Vorzug hatte, Offizier auf dem ‚Reichsadler'?"

Digitized by Google

„Allerdings," bestätigte Stanford ruhig.

„So wird er wahrscheinlich das letzte englische Schiff zum Sinken gebracht haben," fuhr Dickinson spöttisch fort. „Entweder hat er Nordseewasser geschluckt oder er wird in einem englischen Gefangenenlager Zeit haben, über seine Heldentaten gegen wehrlose Schiffe nachzudenken. Vielleicht sperrt man ihn zu den andern Deutschen in Portsmouth an Bord einer alten Hulk im Hafen. Seeleute haben ja eine große Anhänglichkeit an Kiel und Planken und Masten. Und wenn die Deutschen diesen Hafen bombardieren sollten — was ich für eine Unmöglichkeit halte —, so schießen sie ihre lieben Landsleute zuerst in den Grund. Man hat das Gefangenenschiff entsprechend verankert, habe ich gelesen."

Da schoß Ethel das Blut wieder in das bleiche Gesicht. Feindlich blitzten ihre Augen den höhnischen Herrn an. „Und wenn diese deutschen Seeleute wirklich einem solchen feigen Anschlage zum Opfer fallen, so würden sie sterben für ihr Vaterland! Aber auf Englands Flagge würde für immer ein Schandmal haften bleiben. Das ist meine Meinung."

Ueber das rosige Gesicht des jungen Herrn flog ein Lächeln der Befriedigung. Die junge Dame war ihm hübsch in die Schlinge gegangen.

Herr Archibald Stanford schnitt das Gespräch der beiden ab. „Es ist besser, Ethel, wenn du deine Nerven beruhigst."

Der Befehl lag in seinem Wort. Er sah Miß Lucy bittend an.

„Komm, Ethel," bat Lucy die Freundin.

Ethel gehorchte, grüßte artig und ließ sich von Lucy hinausführen.

Oben auf ihrem Zimmer aber, als Jane ihr statt des Abendkleides ein bequemes Gewand angelegt und ihr die

Digitized by Google

Schläfen mit Eau de Cologne gerieben hatte, ſchluchzte ſie plötzlich laut auf und fiel der Freundin weinend um den Hals.

„Gehen Sie, Jane! Ich ſorge für Miß Ethel," befahl Lucy. Die Zofe verſchwand kopfſchüttelnd. Was war geſchehen? Man mußte doch einmal Henry fragen, der bei Tiſch ſervierte.

Lucy aber ſchloß die Weinende in die Arme und küßte ſie auf die Stirn.

„Meine arme Ethel! Weine dich aus, armes Kind! — Dieſer Dickinſon iſt ein abſcheulicher Burſche. Aber die Herren werden ihm ihre Meinung ſagen!"

Aber Ethel beruhigte ſich nicht. Sie ſchluchzte und klammerte ſich feſter an Lucy.

„Ach, Lucy! Wenn du wüßteſt —"

Und wieder erſchütterte heftiges Schluchzen das junge Mädchen.

„Was muß ich wiſſen, Ethel?"

Doch Ethel ſchwieg.

Dann richtete ſie ſich auf, trocknete die tränenüberſtrömten Augen und ſaß auf dem Ruhebett neben der Freundin ganz ſtill, den Blick ſtarr auf den Teppich gerichtet, der ſein perſiſches Muſter im gedämpften Licht unter dem gelben Seidenſchirm der Lampe matt leuchten ließ.

„Sieh, Lucy, du liebſt deinen Bräutigam von Herzen —"

„Gewiß, Ethel, du weißt es."

Aber Ethel kam nicht weiter. Sie ſah ſtumm zu Boden. Die ſpröde Mädchenſcheu ſchloß ihr den Mund. Lucy fühlte, daß in dieſem jungen Herzen neben ihr mehr ſchmerzte als der Unwille über ein taktloſes Wort. Vorſichtig fragte ſie: „Du kannteſt dieſen Herrn von Steinitz?"

Miß Ethel nickte.

Digitized by Google

„Und dieſer Dickinſon ſah dieſe Bekanntſchaft mit ſcheelen Augen an. Offenbar. Man hörte es aus ſeinen Worten heraus.“

„Vielleicht, Lucy.“

„Sieh mich an, Ethel! Bin ich nicht deine Freundin? Habe ich dein Vertrauen je getäuſcht? Willſt du dein Herz nicht leicht machen? Sprich doch, Ethel!“

Lucy legte leiſe den Arm um Ethel und zog ſie an ſich, hob ihr Antlitz zu ſich und ſah ihr herzlich in die Augen.

„Du fragteſt, ob ich meinen Bräutigam liebe, Ethel. Ich liebe ihn mehr als mein Leben. Ich würde vergehen, wenn ich denken ſollte, daß ihm ein Leid widerführe —“

Da drängte ſich Ethel an ſie, weinte auf und ſagte ſchluchzend: „So liebe ich ihn ja, Lucy! Und nun — nun iſt er tot!“

„Herr von Steinitz?“

Ethel nickte. Da redete ihr Lucy ſanft und gütig zu, ſtreichelte ihr dunkles Haar, küßte ſie und tröſtete, ſo gut es gehen wollte.

„Meine arme Ethel! — Aber vertraue auf Gott! Vielleicht iſt er gerettet. Unſre Seeleute werden die Boote rechtzeitig ausgeſetzt haben. Hoffe, Ethel!“

„Und wenn er lebt, Lucy, was dann? Sollen ſie ihn nach Portsmouth bringen, auf das Gefangenenſchiff? Du kennſt ihn nicht, Lucy. Er würde vor Gram vergehen, der ſtolze Mann! Du kennſt ihn ja nicht, Liebſte. Hilf, Lucy! Hilf doch!“

Ratlos hörte Lucy den Schmerz der Freundin an. Was war da zu helfen?

„Sage doch, Lucy,“ drängte Ethel weiter. „Was würdeſt du tun, wenn du eine böſe Nachricht von Sir Edgar bekämeſt? Sage doch! Mein Verſtand iſt ſo wirr, und mir iſt ſo angſt!“

Digitized by Google

„Was ich täte, Ethel? Ich nähme das nächſte Schiff und führe hinüber nach Flandern. Und wenn ich ihn nicht lebend fände, ſo wollte ich den Toten herüberholen und an ſeinem Grabe in heimiſcher Erde beten, ſolange ich lebe. Gott behüte mich vor ſoviel Leid! Aber ich hielte ihm die Treue bis über das Grab hinaus!“

„Du Liebe! Du Gute! — Aber wenn Jobſt von Steinitz auf dem Meeresgrunde ruht, wie ſollte ich ihm die letzte Liebe erweiſen? Selbſt das wäre mir verſagt! Aber eins will ich tun, Lucy, eins! Ich will ihm die Treue halten! Gott hört es!“

Sie war aufgeſtanden und reichte der Freundin die Rechte, als gäbe ſie ihr ein feierliches Verſprechen.

„Gott hört es, Ethel!“ ſagte Lucy ernſt.

Als ob ein Alp von ihr gewichen wäre, ſtand Ethel da. Der feſte Wille war wieder in ihr erwacht. Ihr unbeugſamer Wille.

Es klopfte leiſe an der Tür. Herr Archibald Stanford kam, nach ſeiner Tochter zu ſehen.

„Dir iſt beſſer, mein Kind?“

„Komm nur herein, Vater, es iſt vorüber. Mir iſt ganz gut.“

Herr Stanford muſterte ſeine Einzige doch mißtrauiſch. Aber Ethel ſah ihn ruhig an. Da gab er ſich zufrieden.

Sollte er ſich doch getäuſcht haben? Um ſo beſſer!

„Schicke mir Jane, Vater. Und habe Dank, liebſte Lucy! Ich will zur Ruhe gehen.“

„Ich ſehe nach dir, Ethel,“ verſprach die Freundin. „Und nun gute Nacht! Ich komme gewiß, morgen oder übermorgen. Sobald ich Zeit finde.“

„Oder ich komme zu dir, Lucy. Ich will ſehen, wie deine lieben guten Hände Leiden ſtillen und Wunden heilen. Darf ich?“

Digitized by Google

„Gewiß, Ethel. Und ich würde mich freuen. Wenn du wüßteſt, welche tiefe Freude meine Arbeit gewährt! Wie der Dank und die Liebe für die geringe Mühe gleich duftenden Roſen dir in die Hand gegeben werden! Ja, Ethel, du mußt einmal kommen. In die Royal Military School. Merke dir den Namen! Dem Poſten gibſt du nur meinen Namen an. Man wird dich zu mir geleiten. Alſo gute Nacht und auf Wiederſehen!“

Herr Archibald Stanford bedauerte nun doch, als er Miß Lucy hinabgeleitete, daß er die junge Dame zum Abend an ſeinem Tiſch gehabt hatte. Er kannte ſeine Ethel! Wenn ſeine Einzige einmal im Lazarett geweſen war und Lucy nur ein Wort der Ermunterung verlor, ging Ethel ſicher unter die Damen vom Roten Kreuz! Er ahnte das ſo ſicher, als ſehe er Ethel ſchon in der weißen Haube und Schürze und der Binde mit dem roten Kreuz. Und das wollte ihm durchaus nicht in den Sinn. Durchaus nicht!

* * *

Am andern Morgen kam Jane die Treppe herabgerannt und ſtöberte John auf.

„Vorwärts, John!“ befahl ſie. „Sie ſollen ſogleich auf die Straße gehen und ſämtliche Morgenblätter kaufen, läßt Miß Ethel ſagen. Aber ſofort!“

John machte ein beleidigtes Geſicht. „Man wird doch zunächſt wohl noch ſein Frühſtück eſſen dürfen. Und ſeit wann lieſt Miß Ethel eine andre Zeitung als die Morning Poſt und den Standard?“

„Das geht mich nichts an. Aber ich rate Ihnen gut, John. Machen Sie ſich auf den Trab! Miß Ethel verſteht keinen Spaß heute!“

Digitized by Google

John nahm seinen Mantel und Hut und kam nach einer halben Stunde mit einem Pack Zeitungen zurück. „Die ganze Fleet Street*)!“ sagte er und warf sie auf den Tisch der Küche. „Man könnte ein Dutzend verdrehter Frauensleute hineinwickeln!“

Dann rief er durch das Haustelephon Jane an. Die kam wie ein Wiesel und flitzte mit den Blättern in Ethels Zimmer.

Hastig, mit zitternden Händen nahm Ethel die Zeitungen.

„Gehen Sie, Jane!“

Sie entfaltete das erste Blatt und sah nach den Kriegsnachrichten. „Ein Sieg der englischen Flotte in der Nordsee.“ Sie überflog die Zeilen. Nichts! Das zweite Blatt folgte. Da — — „unter den Geretteten vom ‚Reichsadler‘ befindet sich auch der Kommandant des Hilfskreuzers, der Korvettenkapitän von Steinitz. Er ist durch einen Granatsplitter am rechten Arm und am Kopf verwundet.“

„Gott sei Dank!“

Ethel sank auf die Knie und sprach ein heißes Dankgebet. Er lebte! Er war gerettet!

Aber verwundet! Vielleicht schwer!

Gewißheit! schrie es in ihrem Innern. Nur Gewißheit!

„Wo ist er? In London? Hat man ihn nach dem Norden gebracht? Nach Edinburg? Nur wissen, wo er leidet!“

Und eine feste Hoffnung erwachte in ihr. War es nicht Gott, der ihn bewahrt hatte vor dem Tode in den Wellen? War es nicht Gottes heiliger guter Wille, der ihn nach England gebracht hatte? Und wenn Jobst auf dem Boden der Insel lebte, wenn er noch atmete — Ethel würde ihn finden!

*) Fleet Street ist die Londoner Straße, an der fast sämtliche Zeitungsredaktionen liegen.

Digitized by Google

Sie klingelte. Jane kam.

„Ich will ausfahren, sofort! Geben Sie mir Mantel und Hut! Und das Auto soll vorfahren. Sogleich!"

„Sehr wohl, Miß Ethel." —

„Nun hilf mir, Gott!" betete Ethel leise, als der Kraftwagen gemeldet wurde.

„Zu Mister Sharper!" befahl sie am Wagenschlage. Die Tür klappte. Der Chauffeur gab das Signal. Der Wagen glitt ab.

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Mister Lionel Sharper machte ein erſtauntes Geſicht, als er Miß Ethels Beſuch am Morgen empfing und ihr Anliegen hörte. Gewiß, er hatte Verbindungen zum Kriegsamt, ſein Bruder Cecil war dort in hoher Stellung und ihm ſicher gern gefällig. Aber nach einem verwundeten deutſchen Seeoffizier zu forſchen um einer jungen Dame willen — auch wenn es Miß Ethel Stanford war —, bedeutete für den alten Herrn eine Ueberraſchung. Aber was blieb ihm übrig?

„Sie ſollen nicht vergeblich gekommen ſein, Miß Ethel," ſagte er freundlich und nahm den Fernſprecher. „Ich werde meinen Bruder anrufen."

Zehn Minuten ſpäter kam ſchon die Antwort. Der Korvettenkapitän von Steinitz war gefangen von der „Richmond" eingeliefert worden. Seine Verwundung aber war nicht angegeben. Und in welchem Hoſpital Londons der deutſche Seeoffizier liege, konnte das Kriegsamt nicht ſogleich feſtſtellen. Aber man werde ſich Mühe geben.

„Danke vielmals, lieber Herr Sharper," verabſchiedete ſich Ethel Stanford. Eine ſchwere Laſt fiel ihr vom Herzen. Jobſt von Steinitz lebte! Und war in London. Groß war die Stadt an der Themſe ja. Größer, als ſelbſt Miß Ethel ſich vorſtellen konnte. Denn ſie war kaum über den vornehmen Weſten hinausgekommen. Nun aber wollte ſie Jobſt finden,

Digitized by Google

und wenn sie ihn suchen sollte „wie eine Stecknadel im Heuschober".

Der Vorsatz war freilich leichter als der Erfolg.

Ethel fuhr heim. In Regent Street mußte das Auto langsamer fahren. Die Menge staute sich an den Straßenecken, wo die Zeitungsjungen ihre neusten Extrablätter ausriefen. Neugierig ließ Miß Ethel das Fenster herab und horchte hinaus.

„Ein deutsches Unterseeboot torpediert harmlose Frachtdampfer! — Drei Schiffe vor Liverpool versenkt! — Die Deutschen wollen England aushungern! — Deutsche Seeräuber im Kanal! — Englische Truppen nehmen Kamerun und die Walfischbai! — Die deutschen Kolonien sind von der Landkarte gestrichen!"

Und die Leser der Extrablätter machten ihren Gefühlen auf der Straße Luft. „Diese deutschen Schurken! Diese blutige Bande! Man sollte sie —"

„Fahren Sie zu!" befahl Ethel dem Chauffeur und zog das Fenster wieder hoch. Aber der Führer des Autos nahm sich Zeit. Er kaufte erst ein paar Extrablätter und wechselte aufgeregt mit den Nächsten auf der Straße ein Wort. Diese deutsche Unverschämtheit ging jeden an, der auf dem Londoner Pflaster seine Sohlen oder Radreifen abnutzte!

Erst auf das zweite Zeichen Ethels hin rollte das Auto weiter. Vor dem Hause am Belgrave Square hielt es. Als Ethel ausstieg, reichte ihr der Mann im Lederwams ein frisches Zeitungsblatt mit großen Plakatbuchstaben.

„Das neuste deutsche Verbrechen!" setzte er empört hinzu.

Aber er bekam keine Antwort. Miß Ethel ging durch das Hausportal, als habe sie nichts gehört.

Auch Jane kam Miß Ethel mit den neusten Telegrammen entgegen. John hatte sie auf der Straße geholt.

Digitized by Google

„Denken Sie, Miß Ethel, dicht vor Liverpool! Dieſe Seeräuber! Drei Dampfer verſenkt!“

„Verſchonen Sie mich mit Nachrichten, um die ich nicht gebeten habe!“ ſagte Ethel kurz.

Jane entfernte ſich ſehr beleidigt. Miß Ethel aber ſaß nachdenklich in ihrem Lehnſtuhl, den Hut auf dem Kopfe, die Zobelſtola um die Schultern, den großen Muff auf dem Schoß. Wie alle dieſe Leute die Deutſchen haßten! Wie ſie jede deutſche Abwehr als himmelſchreiendes Unrecht betrachteten! Was ſie wohl unten im Dienerzimmer ſagen würden, wenn ſie wüßten, daß die Tochter des Hauſes in der Stadt auf der Suche nach einem Deutſchen geweſen ſei! Ein Verbrechen würde das in den Augen von Jane und John und Henry ſein, ein Verbrechen gegen Englands Ehre. Wer England angriff, war ein Ruchloſer. Weiter ging die Logik dieſer Leute nicht. „Recht oder Unrecht — es iſt mein Land!“ Das war ihr Wort. Darüber hinaus gab es nichts.

Aber Ethel hatte allmählich anders ſehen und denken gelernt. Wie hatte Lionel Sharper bei Tiſch am Abend zuvor geſagt? „Der Hunger iſt ein grimmiger Feind. Aber haben Sie einmal darüber nachgedacht, daß er leicht einen andern Weg nehmen kann als ins deutſche Land? Er kann nämlich auch zu uns kommen.“

Nun brach die erſte böſe Stunde für England vielleicht ſchon an. Und wenn das Brot knapp wurde auf den Tiſchen, würde der Zorn und der Haß gegen die Deutſchen aufgehen wie Unkraut auf einem Schutthaufen. Die wilde Wut würde jede Vernunft erſticken.

Eine engliſche Dame, die einen deutſchen Seeoffizier liebte, würde der Pöbel auf der Straße beſchimpfen, dieſer Londoner Mob, der ſchlimmer ſein konnte als eine entſprungene Beſtie!

Digitized by Google

Es konnte gefährlicher werden, als Ethel je gedacht hatte. Und dennoch! Der Eigenſinn wuchs in ihr merklich. Was ging ſie der Haß des Pöbels an? Sie wußte Jobſt von Steinitz gefangen und verwundet in den Mauern Londons, und ſie würde die Hände nicht in den Schoß legen.

Aber mit dem bloßen Willen war es nicht getan. Zum erſtenmal ſpürte Ethel, daß ſie ſich nie ſelbſt um irgendein Ding bemüht hatte. Was ſie wünſchte, wurde von jeher von andern erfüllt. War ſie nicht des reichen Archibald Stanford Tochter?

Wenn der Vater ſelber ſich bemühen würde?

Aber Ethel ließ den Gedanken ſogleich fallen. Ueber die Höflichkeit des Hausherrn war ihr Vater nie hinausgegangen, wenn der deutſche Gaſt ſeine Schwelle überſchritt. Und jetzt, nach dem Verluſt der beiden Schiffe der „Thames and Severn Line", würde er erſt recht nicht geſonnen ſein, einen Finger für den Feind zu rühren. Und war Jobſt von Steinitz nicht wirklich des Vaters Feind? Hatte er nicht die „City of Leith" in den Grund geſchoſſen?

Ethel ſeufzte tief. Auf den Vater durfte ſie nicht rechnen.

Sie ſtand auf und trat in Gedanken an den Tiſch. Ein neues Buch lag darauf. Soeben erſt vom Buchhändler geſchickt. Ein neuer Roman von Conan Doyle. Sonſt hatte Ethel neugierig nach den neuſten Abenteuern des berühmten Sherlock Holmes gegriffen. Selbſt wenn Lionel Sharper dieſe Detektivromane einen elenden Humbug nannte. Jetzt ſchob ſie das Buch achtlos beiſeite.

Aber plötzlich kam ihr ein Gedanke. Er blitzte auf wie das Blinkfeuer eines Leuchtturmes.

Wenn ſie ſich mit einem Bureau in Verbindung ſetzte? Natürlich! Dieſe Leute konnte man für Geld auf jede Spur

Digitized by Google

ſetzen wie einen guten Schweißhund. — Aber ſie kannte keinen dieſer Agenten. Und ſie mußte die Sache vorſichtig anfaſſen.

Wen fragte ſie nur? Lionel Sharper? Der war in ſolchen Dingen ſicher hilflos wie ein Kind. Aber James Lowe vielleicht? Dieſe Bankleute hatten ja allerlei mit durchgebrannten Kaſſierern, mit Betrügern und Einbrechern zu tun, wenn man den Detektivromanen glauben konnte. James Lowe hatte alſo gewiß ſein Spürbureau. Indes Herr James Lowe würde ſicher ſeinen Freund Archibald Stanford verwundert fragen, was Miß Ethel auf einem Bureau dieſer Art zu tun habe. Auch dieſer Weg war alſo verſperrt. Wenn ſie einen der Diener fragte oder ſchickte? — Aber auch das war unmöglich! Heimlichkeiten mit dem Perſonal — nein, ganz undenkbar!

Aber John Dickinſon? — Ja, das ging. Das ging wahrhaftig! Er würde ſich vor Freude den ganzen Tag in Trab ſetzen, wenn er Miß Ethel einen Gefallen erweiſen könnte! Und ſie würde ihm den eigentlichen Grund zu verbergen wiſſen. Raſch ging ſie an den Fernſprecher und rief John Dickinſon an.

Natürlich, John Dickinſon kannte eine ſehr gute Agentur. In Coleman Street. Tom Coleridge hatte ihm als Detektiv dieſes Bureaus ſchon ausgezeichnete Dienſte getan, als er das letztemal von Madeira zurückkam und ſeine Briefmarkenſammlung vermißte. Bei einem Pariſer Händler war das verſchleppte Gut gefunden worden.

„Eine Brillantnadel fehlt Ihnen, Miß Stanford? — Eine Kleinigkeit für Tom Coleridge! Soll ich Ihnen den Mann ſchicken?“

„Ja, bitte. Aber ſofort!“

„Natürlich. Ich rufe Tom Coleridge ſogleich an.“

Digitized by Google

Eine Stunde ſpäter ließ ſich ein ſehr korrekter Herr bei Miß Ethel Stanford melden.

„Ich weiß nicht, ob Miß Stanford Beſuch empfängt," ſagte John und läutete hinauf.

Jane klopfte. „Ein Herr wünſcht Ihnen Pretioſen zum Kauf anzubieten. Sehr ſeltene Stücke, ſagt er."

„Laſſen Sie ihn eintreten!"

„Tom Coleridge!" ſtellte ſich der Beſucher kurz vor. „Im Auftrage des Herrn John Dickinſon."

„Nehmen Sie Platz, bitte."

Miß Ethel war nun doch verlegen. Dieſem Agenten mit den ſcharfen Augen gegenüber wurde es ihr doch ſchwer, ihren Wunſch auszuſprechen. Es war ihr, als ſei ſie in unpaſſender Geſellſchaft. Aber dieſer Tom Coleridge half ihr über das Peinliche der erſten Minuten hinweg.

„Um einen Diebſtahl handelt es ſich?" fragte er ganz geſchäftsmäßig.

„So ſagte ich Miſter Dickinſon."

„Ah, ich verſtehe. Sie haben alſo einen andern Auftrag. Sie dürfen meiner Verſchwiegenheit ſicher ſein, Miß Stanford. Vermutlich wünſchen Sie eine Beobachtung oder eine Ueberwachung?" Er lächelte dabei.

Das war fatal. Und unwillig wehrte Miß Ethel ab.

„Ich ſetze allerdings Ihre Verſchwiegenheit voraus, mein Herr."

„Wer Tom Coleridge zum Schwatzen bringt, kann auch den Erzbiſchof von Canterbury zum Wirt einer Hafenkneipe machen! Aber ich bitte nun um den Auftrag. Unter Umſtänden kann jede Verzögerung meine Arbeit erſchweren."

Da offenbarte Miß Ethel dem Detektiv ihre Sorge. Der pfiffige Herr machte doch ganz runde Augen. Das war eine

Digitized by Google

Sache, die an ſich ſehr einfach und dennoch nicht ganz ungefährlich war. Wenn ſich ein Mann von den Eigenſchaften Tom Coleridges mit einem gefangenen deutſchen Offizier in Verbindung ſetzte und ſich die geringſte Blöße gab, war er zum Spion geſtempelt!

„Und die Spionage iſt zuzeiten ein ſehr brenzliges Geſchäft. Man hat nur einen Hals, meine Dame. Aber wir werden ſehen. Ich darf um die ſchriftliche Beſtätigung des Auftrages bitten, der Ordnung wegen. Nein? — Sie ſind vorſichtig. Eine ſehr gute Eigenſchaft. Aber ohne jede Garantie in ſolchem Falle — Sie verſtehen mich. Unſer Geſchäft hat ſeine Grundſätze —"

Ethel verſtand und gab ihm eine Fünfpfundnote.

„Danke ſehr. Sie werden ſehr bald von Tom Coleridge hören."

Damit ging er. Nicht ohne in der Tür ſehr laut zu ſagen: „Ich werde mir erlauben, Ihnen die gewünſchten Steine zur Auswahl zu bringen. Guten Morgen!"

Das war für Jane berechnet.

Nun wartete Ethel fiebernd auf die erſte Nachricht. Das Frühſtück rührte ſie nicht an. Sie verſuchte zu leſen, Muſik zu machen. Alles vergeblich. Endlos dehnten ſich ihr die Stunden.

Drei Uhr nachmittags. — Draußen auf der Straße kämpften die Gasflammen ausſichtslos gegen den wallenden gelben Nebel. So trüb und langſam war der Tag für Ethel noch nie hingeſchlichen.

Da —! Der Fernſprecher weckte. Ehe Jane hinzutreten konnte, hörte Miß Ethel ſelbſt.

Und deutlich kam die Meldung: „In der Royal Military School, Abteilung C." — Ethel zitterte, als ſie den Hörer

Digitized by Google

des Fernſprechers anhängte. Ihr Herz klopfte ſtürmiſch. Das war die Gewißheit!

Haſtig machte ſie ſich zum Ausgang fertig.

„Das Auto?“ fragte Jane.

„Nein, laſſen Sie nur! Ich gehe nur ein paar Schritte an die Luft.“

Jane verzog keine Miene. Aber als Miß Ethel hinausgegangen war, ſchlug ſie die Hände zuſammen vor Staunen. In dieſen Nebel lief die verwöhnte Dame? Sonderbar, ſehr ſonderbar! — Und John ſchlich ungeſehen der Herrin des Hauſes nach, kam aber ſchon nach drei Minuten zurück. Miß Ethel hatte den nächſten Wagen angerufen und war eingeſtiegen. Merkwürdig, ſehr merkwürdig!

Ungläubiges Staunen im Bedientenzimmer. Das eigne Auto ſtand in der Garage, und Miß Ethel nahm eine ganz gewöhnliche Droſchke? Dahinter ſteckte ſicher etwas. Und John und Jane waren ſehr bald darüber einig, daß ihre Herrin Geheimniſſe habe, und zwar von der Art, die entweder mit einer Hochzeit oder einem Aerger abzuſchließen pflegten.

„Man kennt das ja,“ ſchloß John als erfahrener Mann, und Jane nickte zuſtimmend.

* * *

Vor dem Säulenportal der Royal Military School hielt der Wagen. Ethel ſtieg eilig aus, zahlte und ging die Steinſtufen hinan. Ein Poſten der Garde zu Fuß wehrte den Durchgang.

„Ich will zu Miß Lucy Claſon.“

Der Sergeant der Wache fragte nach dem Namen der Beſucherin und rief bei der Leitung des Lazaretts an.

Digitized by Google

„Miß Claſon iſt in Abteilung C, meine Dame, augenblicklich Zimmer 82. Zwei Treppen links.“

Ethel Stanford ging durch die geräumige, hohe Vorhalle der Militärſchule, in der ſonſt Hunderte von Soldatenſöhnen erzogen und verſorgt wurden. Nun waren die meiſten Räume des großen, alten Baues Lazarettzwecken eingeräumt.

Wie es ſeltſam roch auf den Treppen und in den Korridoren! Die Luft der Krankenhäuſer ſtand in ihnen. Ethel zögerte unwillkürlich, als ſie die erſte Treppe genommen hatte. Nie hatte ſie ein Hoſpital betreten. Wohl ging ſie am Hoſpitalſonntag, wenn in den Kirchen Londons für die Krankenhäuſer geſammelt wurde, mit ihren Eltern in die Paulskirche und gab reichlich. Das war eine Ehrenpflicht. War nicht der König ſelbſt am Hoſpitalſonntag in der Paulskirche und gab vor allen Augen eine Handvoll Goldſtücke in den Opferſtock? Man tat alſo das gleiche. Aber nie hatte Ethel Kranke und Leidende in Hoſpitälern geſehen. Sie fürchtete ſich heimlich davor. Und dieſe kahlen, getünchten Wände des Treppenhauſes und der Gänge hatten ſoviel Troſtloſes an ſich. Sie ſahen ſo ſtreng und ernſt aus. Aber Ethel zwang ſich, weiterzuſteigen. Je höher ſie kam, deſto beklommener ward es ihr zumute. Als wehre ihr eine unſichtbare Macht.

Da kam von der oberſten Stufe der Treppe Lucy Claſons Stimme.

„Ethel, du wirklich? — Aber das iſt lieb und tapfer von dir. Und ich habe ſchon gezweifelt. Ein bißchen Mut gehört ja ſchließlich doch dazu. Aber nun komm zunächſt in mein Zimmer.“

Lucy Claſon küßte Ethel, nahm ſie unter den Arm und führte ſie den langen Gang hinab. Sie war in der Tracht

Digitized by Google

der Pflegerinnen, trug Haube und Schürze und die Kreuzbinde am linken Arm.

Es war ein kleines, kahles Zimmer, in das die beiden jungen Damen eintraten, mit einem Sofa und den notdürftigſten Möbeln. Ganz ſchlicht. Nur ein paar Blumenſträuße in Vaſen brachten Leben und Farbe hinein.

„Man ſendet ſie mir für meine Patienten, weißt du, Ethel," plauderte ſie. „Ich werde ſie gleich verteilen. Jedem gebe ich ein paar Blumen. Du mußt die Freude ſehen, Ethel. Aber lege ab! Du bleibſt doch ein Weilchen? Ich laſſe eine Taſſe Tee machen. Willſt du?"

Ethel zögerte. Warum ſprach Lucy nicht von ihm, von Jobſt? Sollte dieſer Tom Coleridge ſich getäuſcht oder auf bequeme Art die Fünfpfundnote eingeſtrichen haben?

Lucy Claſon aber nahm ihr bereits den Pelz ab und drückte auf den Klingelknopf. Ein junges Mädchen erſchien.

„Tee, bitte, Mary."

Dann nötigte ſie Ethel auf das Sofa und nahm ihr den Hut ab.

„Dieſes Sofa wird dir freilich ein bißchen unbequem und ärmlich vorkommen, Ethel. Aber du glaubſt gar nicht, wie vorzüglich es ſich darauf ein paar Stunden ruht, wenn man ſeine dreißig Verwundeten verſorgt hat. Koſtbar, ſage ich dir!"

Dabei begann ſie, den erſten Blumenſtrauß zu teilen.

„Dreißig Verwundete, ſagſt du, Lucy?"

„Natürlich. Dreißig arme Jungen, die ſich für ihres Vaterlandes Ehre und Größe geopfert haben. Engländer und Deutſche."

Sie legte Roſen und Nelken auf die Tiſchplatte, immer drei und drei zuſammen. Ethel ſah zu, wie die ſchlanken

Digitized by Google

ſie und blickte hinein. Dann legte ſie den Zeigefinger auf die Lippen und ließ Ethel eintreten.

Im Zimmer lag gedämpftes Licht. Ein Schirm verhüllte die kleine Lampe auf dem einfachen Nachttiſch. Im ſauberen, weiß geſtrichenen Bett hob ſich der von Binden umwickelte Kopf eines ſchlafenden Mannes vom weißen Kiſſen ab. Nur ein Teil des Geſichts war frei. Ruhig ging der Atem des Schlummernden.

Lucy Claſon winkte ſtumm Ethel heran. Mit brennenden Augen ſpähte dieſe in das Dämmerlicht. Es war Jobſt!

Ein Schluchzen hob Ethels Buſen. Aber vor Lucys Blick unterdrückte ſie tapfer die Rührung und den Schmerz. Behutſam trat ſie heran. Mit zitternder Hand legte ſie den Blumenſtrauß auf die Decke. Dann ſank ſie ſtumm vor dem Bette auf die Knie und barg leiſe ſchluchzend das Antlitz in die Hände.

„Komm, Ethel!“ flüſterte Lucy und hob ſie zu ſich empor. Leiſe gingen ſie hinaus. Die Tür ſchloß ſich geräuſchlos.

Dann aber fiel Ethel der Freundin um den Hals. „Ach, Lucy! So muß ich ihn finden!“

Lucy aber führte ſie eilig über den Gang in ihr Zimmer zurück.

„Klage nicht, Ethel! Wäre es dir lieber, du wüßteſt ihn auf dem Grunde des Meeres?“

Da ſchrie Ethel entſetzt auf: „Lucy!“

Aber Lucy Claſon machte ein ſtrenges Geſicht. „Es wird mehr Bräute geben, liebe Ethel, die ſich auch mit ſolch Entſetzlichem vertraut machen müſſen. Du ſollteſt Gott danken, daß du den Mann deines Herzens ſehen durfteſt.“

Ethel richtete ihre blauen Augen faſt ängſtlich auf die Freundin. „Schilt nicht, Lucy! Ich will tapferer ſein. So tapfer und gut wie du!“

Digitized by Google

Es klopfte an der Tür. Mary kam herein.

„Doktor Jameſon läßt Miß Claſon bitten. In den Operationsſaal.“

„Sogleich, Mary. Wer iſt es?“

„Der hübſche Burſch von den Rifles. Er ſoll nun doch —“

Lucy Claſon winkte dem Mädchen Schweigen zu. Ethel aber ſchauderte. Sie ahnte, daß die Freundin zu einer ſchweren Operation gerufen wurde. Lucy Claſon aber ging ganz ruhig.

„Nun muß ich dich fortſchicken, liebe Ethel. Aber ich werde dir durch den Fernſprecher oft melden, wie es um ihn ſteht. Und morgen kannſt du wiederkommen, wenn du tapfer biſt.“

Sie nickte Ethel noch einmal zu und ging eilig.

Als Ethel die Treppe langſam hinabſtieg, ging ſie wie eine Traumwandelnde. Als ſei alles, was ſie geſehen, nur eine Einbildung. Und doch ging ſie die alten Treppen der Royal Military School hinab, wo unten der Gardiſt in der Bärenmütze die Dame im Zobelpelz grüßte.

Und in dem alten Bau, um deſſen Säulenportal draußen der häßliche Londoner Nebel wolkte und webte, lag Jobſt von Steinitz, und ſie hatte ihm einen Strauß auf ſein Schmerzenslager legen dürfen. Das war kein Traum. —

Und morgen ſollte ſie ihn wiederſehen!

* * *

Herr Archibald Stanford war mit ſeiner Tochter ſeit einiger Zeit nicht zufrieden. Seitdem Ethel einmal bei Lucy Claſon in der Royal Military School geweſen war, fuhr ſie jeden Morgen und jeden Nachmittag, den Gott werden ließ, zu dem alten Steinkaſten, ſchleppte ganze Ladungen Blumen

Digitized by Google

hin und war im Hauſe am Belgrave Square kaum noch ſichtbar. Gewiß, das Mitleid mit den Verwundeten war anzuerkennen. Es wäre ſogar nicht patriotiſch geweſen, wenn Herr Archibald Stanford etwas dagegen geſagt hätte. Aber Ethel übertrieb dieſe Tugend. Sie ſah ordentlich abgehärmt aus ſeit einigen Tagen, war zerſtreut und gönnte ſich kaum die nötigſte Ruhe, wie Jane berichtete. Für Beſuche war ſie überhaupt nicht zu ſprechen, und wenn ſie abends zu Tiſche erſchien, aß ſie ſo viel wie ein Kanarienvogel. Das mußte anders werden!

Herr Archibald Stanford redete ein Wort mit dem Hausarzt. Der würdige Doktor Seymour runzelte die Stirn, als er Stanfords Klage hörte. — Ja, da war eigentlich wenig zu machen. Krank war Ethel ja nicht. Aber wenn Miſter Stanford meinte — und Herr Archibald Stanford meinte das ſehr ernſtlich! — hm! —, dann war ein Luftwechſel wohl ſehr angebracht. Dieſer Londoner Nebel war nichts für die junge Dame, die ſonſt im ſonnigen Süden vom Herbſt bis Frühjahr geweſen war. Wenn Miß Ethel alſo für einige Wochen nach Wight ginge? Auch im Winter war Wight bei weitem beſſer als London!

Aber der würdige Doktor Seymour war höchſt betroffen, als die junge Dame einfach erklärte: „Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Doktor! Sie kriegen mich nicht von London weg. Mir bekommt London ganz vorzüglich. Ich bin hier außerdem unentbehrlich. Ganz unentbehrlich!“

Das war ihr letztes Wort.

Herr Archibald Stanford mußte alſo auch weiter geſtatten, daß ſeine Einzige täglich zu dem alten Kaſten neben dem Chelſea Hoſpital fuhr, mit Lucy Claſon Soldaten pflegte und keine Zeit mehr für ihren Vater hatte.

Digitized by Google

„Hätte ich dich doch lieber auf Madeira gelaſſen!“ meinte er vorwurfsvoll. Aber Ethel küßte ihn und ſtreichelte ihn, daß er ganz gerührt wurde.

„Herzlieber Vater! Es iſt beſſer für mich, daß ich hier bin. Auf Madeira wäre ich geſtorben!“

Da ſtutzte Herr Archibald Stanford doch. Was ſollte das nun wieder bedeuten? Aber Ethel gab keine weitere Erklärung. Sie fuhr Tag für Tag weiter zu Lucy Claſon.

Täglich ging ſie der Freundin zur Hand. Sie kannte ſchon die Verwundeten im Saale, wo die engliſchen Soldaten und Matroſen lagen. Und alle ſahen mit ſtrahlender Freude das ſchöne Mädchen mit dem dunklen Haar und den blauen Augen. Im andern Saale, wo die Deutſchen lagen, dolmetſchte ſie, wenn Doktor Jameſon und Lucy dort ihre Viſite hielten.

„Sie ſind ein Juwel, Miß Stanford!“ lobte der Arzt. Und Lucy war ſtolz auf Ethel. Aber trotzdem litt ſie bisher nicht, daß Ethel wieder das Zimmer 82 betrat. Der Arzt hatte jede Aufregung des Verwundeten verboten. „Die Wunde an ſich iſt nicht bedenklich, Miß Claſon,“ hatte er geſagt. „Aber die furchtbare Erſchütterung der Nerven verlangt die größte Schonung. Bedenken Sie, was eine Kataſtrophe wie der Untergang eines Kriegsſchiffes gerade für den Kommandanten bedeutet! Und das Bitterſte ſteht ihm ja noch bevor.“

Lucy Claſon verſtand. Wenn Herr von Steinitz geneſen war, ſo wurde er ins Gefangenenlager gebracht. Nach Portsmouth oder auf die Inſel Man oder an einen andern ſicheren Platz.

So bat und wartete Ethel von Tag zu Tag vergeblich, litt und hoffte, war verzagt und wieder getroſt, aber in dieſem Zwieſpalt der Stimmungen verzehrte ſie ſich heimlich, daß es endlich auch Lucy aufs Herz fiel.

Digitized by Google

„Herr von Steinitz ſcheint uns für nicht beſonders ehrlich zu halten," begann ſie eines Nachmittags harmlos.

„Warum, Lucy?"

„Nun, er hat mich dringend gebeten, nach dem Verbleib ſeiner Brieftaſche zu forſchen, die er ſehr vermiſſe. Ich habe ihm zur Beruhigung mitgeteilt, daß ſein geſamter Beſitz bei der Einlieferung des Verwundeten wohl verzeichnet wurde und beim Inſpektor verwahrt ſei. Uhr, Geld, Ringe und Brieftaſche. Nur um letztere macht er ſich Sorge. Wir wollen ſie ihm bringen, denke ich."

„Wir, Lucy? Du meinſt, ich darf — ich ſoll mit dir?"

„Ich meine, wenn du tapfer und verſtändig biſt, ſo darfſt du mit mir kommen. Hier iſt die Taſche!"

Sie gab Ethel die braune Ledertaſche. „Und die Roſen darfſt du ihm auch mitnehmen, Ethel. Aber vergiß nicht, daß er noch nicht über den Berg iſt! Komm!"

Sie gingen Arm in Arm. An dem Poſten vorbei, der nun auch auf dem Korridor ſtationiert war. Dieſe deutſchen Geneſenden ſollten nicht in Verſuchung kommen!

„Sie bekommen Beſuch, Herr von Steinitz," ſagte Lucy Claſon. „Aber bitte, recht ruhig bleiben! Komm herein, Ethel!"

Da ſchnellte der Patient empor. Er ſtarrte ungläubig die Dame an, die auf ihn zueilte. Aber dann fühlte er ihre Lippen auf ſeinem Munde.

„Großer Gott! Ethel! Ethel!"

„Still, Liebſter! Still!" Und ſie küßte ihn wieder und drückte ſein Haupt behutſam in die Kiſſen zurück. Lucy Claſon aber ſtand am Fenſter und ſah hinab in den Hof. An ihren Wimpern hing eine Träne. Ihr ſehnendes Herz flog hinüber nach Flandern. Zu Sir Edgar, ihrem Verlobten. Ob ſie ihn je wieder küſſen würde?

Digitized by Google

„Du vergißt die Brieftaſche, Ethel,“ mahnte ſie.

„Ja, Jobſt. Hier, deine Taſche!“

„Oeffne ſie ſelbſt, Ethel! Sieh nach, ob mein koſtbarſter Schatz noch vorhanden iſt.“

Verwelkte Blätter und eine vertrocknete Roſe fielen heraus.

„Sie iſt welk geworden, die arme Roſe, Ethel. Und das Seewaſſer hat ihr auch nicht genützt! Unſre arme Roſe!“

„Liebſter! Sie blühen täglich neu.“ Und ſie küßte ihn herzlich.

Dann wählte ſie eine friſche Roſe aus dem Strauß und barg ſie an Stelle der verwelkten in die Mappe.

„Du brauchſt ſie zwar eigentlich nicht mehr, Jobſt. Denn wir bleiben nun zuſammen. Immer, Jobſt! Du darfſt nicht mehr von mir gehen. Ich ertrüge es nicht!“

Sie hielt ſeine Hände bittend.

Jobſt von Steinitz lächelte wehmütig. „Es ſteht nicht in meiner Macht, Ethel. Aber Gott, der uns ſo wunderbar bis hierher geführt hat, wird uns nicht für immer trennen.“

„Nicht einen Tag gehe ich von dir, Jobſt!“

Da klang Lucys Stimme mahnend vom Fenſter her: „Ethel!“

„Ja, Lucy, ich weiß. Und ich will zufrieden ſein.“

Sie ſprach nun ruhig mit Jobſt, litt es gern, wenn er ihre Hände küßte, wenn er ihr Haar ſtreichelte und leiſe flüſterte: „Meine Ethel! Mein tapferes, liebes Mädchen!“

Von Madeira ſprachen ſie. Von der Abſchiedsſtunde im Parke der Quinta Sant' Anna. Aber als Ethel wiſſen wollte, wie lange Jobſt an Bord des „Reichsadlers“ geweſen ſei, kam Lucy.

„Nicht weiter, Ethel! Später. Ich muß mich jetzt auch um meine andern Patienten kümmern. Sprechen Sie doch bitte ein Machtwort, Herr von Steinitz!“

Digitized by Google

„Geh', Ethel! Und tauſend, tauſend Dank!" Ein Kuß, ein Gruß mit der Hand, und Ethel ſchritt an Lucys Seite den Korridor entlang.

Als Ethel Abſchied nahm, richtete ſie eine ernſte Frage an Lucy: „Wie lange wird Jobſt vorausſichtlich noch hier im Lazarett bleiben?"

„Das hängt von Doktor Jameſon ab. Sicher noch einige Wochen."

„Und dann?"

„Dann? — Ja, Ethel, dann heißt es tapfer ſein! Dann kommt die Trennung."

„Ich gehe nicht von ihm, Lucy! Ich ſchwöre es!"

„Törichtes, liebes Kind!"

„Du wirſt es ſehen, Lucy!"

Aber Lucy Claſon beruhigte ſie, wie man ein eigenſinniges Kind zur Vernunft bringt.

„Ein kleiner Eigenſinn biſt du, meine gute, liebe Ethel. Aber zum Glück iſt Herr von Steinitz ein verſtändiger Mann. Doch nun geh'! Morgen iſt auch ein Tag. Und ſei lieb zu deinem Vater! Wirſt du ihm ſagen, daß du Herrn von Steinitz geſehen haſt?"

„Nein, das wäre zu früh. Aber ich werde es ihm ſagen, wenn die Stunde es erfordert. Auch mein Vater wird mich nicht von Jobſt trennen können. Niemand wird das zuwege bringen, ſelbſt der König nicht!"

„Es gibt noch einen Höheren als Kaiſer und Könige, Ethel! Vergiß das nicht!"

Da ſchwieg Ethel, küßte Lucy und ging.

Aber unten vor dem großen Gebäude ſah ſie zum Himmel auf. Der war heute einmal klar und ſternengeſchmückt. Wie ſie glitzerten und funkelten, die himmliſchen Lichter!

Digitized by Google

Und Ethel ſprach gläubig: „Du wirſt uns nicht trennen, lieber Gott! Ich weiß es gewiß. Und Lob und Dank ſei dir für deine Güte und Treue!“

* * *

Herr Archibald Stanford erwartete ſeine Tochter bereits, als ſie heimkam.

„Nur ein Wort, Ethel!“ ſagte er ernſt. Sie folgte ihm in ſein Arbeitszimmer. Er ſchloß die Tür ſorgfältig. Auge in Auge ſtanden ſie nun einander gegenüber.

„Iſt es wahr, Ethel, daß Herr von Steinitz in der Royal Military School verwundet liegt?“

„Ja, Vater. Wer hat es dir geſagt?“

„John Dickinſon.“

„Der Spion!“

„Bitte, Ethel, keine ſtarken Ausdrücke! John Dickinſon kommt vorläufig hier nicht in Betracht.“

„Er wird für mich auch nie in Betracht kommen, Vater.“

Archibald Stanford ſchwieg und ſah vor ſich nieder. Nun hob er den Blick und heftete ihn feſt auf ſeine Tochter.

„Haſt du Herrn von Steinitz geſehen?“

„Ja, Vater.“

„Ethel!“ Es klang drohend und hart. „Mit welchem Rechte?“

„Ich bin ſeine Braut, Vater.“ Ethel ſagte es ruhig und ſtolz.

„Seine Braut? Weißt du, was du ſagſt?“

„Ich weiß es, Vater.“

„Ohne meine Einwilligung wirſt du ihn nie wiederſehen. Verſprichſt du mir das, Ethel?“

Digitized by Google

„Nein, Vater. Ich habe lange und ſchwer gelitten unter der Ungewißheit und Trennung. Gott hat uns wieder zuſammengeführt, und du willſt uns ſcheiden, Vater?“

Sie ſah den zornigen Mann mit ihren blauen Kinderaugen an, daß es ihm wie ein körperlicher Schmerz durch die Seele ging. Aber er machte ſich hart. Er grollte dem deutſchen Manne, der ihm erſt ſeine Schiffe verſenkt und nun auch noch ſein Kind ſtehlen wollte!

„Du wirſt die Royal Military School nicht wieder betreten, Ethel. Ich verbiete es. Hörſt du, ich verbiete es!“

Er ſagte es laut und drohend. Ethel antwortete nicht. Sie ging ſtumm auf ihr Zimmer.

Da ſaß ſie lange vor dem Kamin und ſtarrte träumend in die trauliche Flamme.

Endlich erhob ſie ſich, trat ans Fenſter und ſah zum Himmel auf.

„Du wirſt es nicht zugeben, mein Gott!“

Da wich Zagen und Bangen von ihr.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Zum andern Male wogten und brandeten die Bataillone und Batterien des Ruſſenzaren gegen das verwüſtete Oſtpreußen heran. Wie flinke Wölfe ſtrichen die Koſaken voraus, ſpürend und ſichernd. Mit gewaltigem Stoß ſollte der deutſche Damm durchbrochen werden und die verheerende Barbarenflut ſich ergießen ins offene deutſche Land, über die Weichſel hinweg, bis an die Oder und weiter. Mit eiſernem Willen zwang der Generaliſſimus Nikolai Nikolajewitſch ſeine Brigaden vorwärts. Die Not peitſchte ihn. Rotes, blankes Gold ſollten die Londoner Verbündeten geben. Aber die Krämer an der Themſe forderten zuvor den großen Ruſſenſieg.

Seit Tagen tobte die Schlacht. Der Deutſche Kaiſer war vom Weſten bei den deutſchen Truppen im Oſten eingetroffen. Schlachtbewährte Landwehr und junge Regimenter warfen ſich auf den Feind, den Mordbrenner. Wieder brüllten die Geſchütze, knatterte das Schützenfeuer aus den Schützengräben, brauſte das Hurra der ſtürmenden Truppen. Wieder floß das rote Blut, und zum andern Male wälzte ſich das Heer des Zaren in wilder, wüſter Flucht oſtwärts. Hinter ihm blieben auf blutgetränkten Feldern die Aechzenden, die Zerſchoſſenen, die Toten, die langen Züge der Gefangenen, die unermeßliche Beute. Und die deutſchen Geſchütze donnerten Viktoria!

Digitized by Google

Auf den Verbandplätzen aber regten sich die nimmermüden Hände. In elenden Scheunen, in verwüsteten Dörfern, auf freiem Felde, überall flatterte die weiße Flagge mit dem roten Kreuz, bis zum Umsinken arbeiteten Aerzte, Pfleger und Schwestern. Und immer neue Transporte kamen, unaufhörlich, als nahe aller Jammer der Welt. Dennoch wollte keiner versagen, der die weiße Binde um den Arm trug. —

„Sie sollten wirklich ein paar Tage ausspannen, Schwester Hanna!" hatte der Oberstabsarzt schon vor einer Woche gesagt, als das Feldlazarett weiter auf Lyck zu verlegt wurde.

Aber Hanna von Steinitz hatte nicht um Urlaub nachgesucht. Sie blieb im harten Dienst. Als ob eine stille Gewalt sie zwinge. Doch keine fröhliche Zuversicht war es mehr, die im Anfang ihr jeden Dienst, auch die schlimmste Arbeit leicht gemacht hatte. Wie ein dumpfer Druck lag es auf ihr. Solange sie die Verwundeten verband, die Verschmachtenden labte, solange sie im Banne der unerbittlichen Pflicht stand, vergaß sie ihre eignen Sorgen. Aber in den wenigen Stunden der Ruhe, wenn sie todmüde den Schlaf suchte, senkte es sich auf sie wie eine große Traurigkeit. Wie die Ahnung eines kommenden großen Leides.

Umsonst lehnte sie sich dagegen auf. Das waren nur die abgespannten Nerven, weiter nichts! Kein Wunder, wenn man Tag für Tag das Elend sah! Aber sie glaubte selbst nicht an diesen Trost. Das heimliche Leid, die unheilvolle Ahnung schlich sich wieder an sie und lastete auf ihr wie ein Alp.

Graf Anton hatte seit seiner Abreise von Wola nichts von sich hören lassen. Daß er nach Rußland gereist war, wußte sie. Was weiter mit ihm geworden, hatte keine Zeile gemeldet. Kein Wunder! Die Poststraßen waren jenseits der ostpreußischen Grenze noch in den Händen der Russen. Graf

Digitized by Google

Anton würde schon Botschaft senden, sobald er wieder auf deutschem Boden war! Aber sie sah dennoch mit heimlichem Gram zu, wenn die Kameraden und Schwestern vom Roten Kreuz von der Feldpost bedacht wurden; sie glaubte im tiefsten Herzen selbst kaum noch an ihren Trost. Und mit dem Eifer, der das Vergessen ersehnt, stürzte sie sich in die Arbeit. —

Im halbzerschossenen Schulhause eines verlassenen Dorfes war das Feldlazarett untergebracht, dem Hanna zugehörte.

„Schön ist freilich anders, Schwester Hanna," meinte der Stabsarzt, als er die Räume einrichten ließ. „Aber wir haben wenigstens die Illusion eines Hauses um uns. Vom übrigen Dorfe haben die Russen nur den Namen bestehen lassen."

In der Tat gab es nicht eine ganze Wand mehr im Dorfe. Trostlose Trümmer überall, rauchschwarz vom fressenden Brande, zerfetzt von den Granaten. Nur die Schule war noch zum Teil erhalten. Kaum flatterte die Lazarettflagge über ihrem Dache, da kamen auch schon die ersten Wagen mit Verwundeten. An der Front aber dröhnten die Geschütze ihre eintönige, grausige Melodie. —

Russische Kavallerie war in das Feuer deutscher Maschinengewehre geraten. Furchtbar hatte der Geschoßhagel unter Kosaken und Dragonern aufgeräumt. Von den Verbandplätzen kamen die Verwundeten — immer neue Transporte —, und jeder Wagen brachte den Notruf der Aerzte und Sanitäter.

„Ja, ich kann keine Hand hier entbehren," sagte der Stabsarzt, der seit Tagesgrauen in schwerster Arbeit stand.

„Ich kann mit dem Wagen zurückfahren und ein paar Stunden einspringen, Herr Stabsarzt," bat Hanna.

„Das ist gut gemeint, Schwester, wird aber nicht durchführbar sein! Der Verbandplatz liegt nicht ungefährdet. Wenn

Digitized by Google

der Feind auf seinem rechten Flügel Verstärkung erhält, kann es bös werden. Sie bleiben schon besser hier. Die da vorn müssen sehen, wie sie fertig werden. Wir ja auch!"

Aber Hanna bat dringend. Als gehorche sie einer inneren Stimme. Bis der Stabsarzt ärgerlich wurde. „Meinetwegen gehen Sie, wenn Sie absolut wollen!"

Er wandte sich einem eben eingelieferten Russen zu. „Na, mein Sohn, dich hat es ja bös gehascht. Junge, dich zusammenzuflicken, ist schon mehr Schneiderarbeit. Na, was gemacht werden kann, wird geleistet. Schwester Hanna, kommen Sie mal her!"

Aber Schwester Hanna war nicht mehr da. Das Auto hupte schon zur Dorfstraße hinaus.

„Ich hätte sie doch nicht gehen lassen sollen!" sorgte sich der Stabsarzt.

* * *

Einen verlassenen russischen Schützengraben hatten die Sanitäter besetzt und einen geräumigen Unterstand als Verbandplatz ausgesucht.

So nahe war Hanna freilich noch nicht am Feinde gewesen. Wie die Erde vom Geschützfeuer bebte! Und der Assistenzarzt hatte alle Hände voll zu tun.

„Sie sendet mir ein guter Geist, Schwester!" sagte er dankbar und ergriff ihre beiden Hände. „Nehmen Sie diesen Mann in Ihre Obhut! Wickelverband! Und dann rückwärts mit ihm durch den Verbindungsgraben!"

Er sah zu, wie Hanna mit geübten Händen die schwere Kopfwunde verband. „Ganz vorzüglich, Schwester! Wohl auch Medizinerin? Nein? Na, dann meine größte Hochachtung!"

Digitized by Google

Und weiter ging die aufopfernde Arbeit. Immer wieder kamen neue Verwundete, von Kameraden geſtützt, von den Sanitätern getragen. Und immer weiter donnerten tod- und verderbenſpeiend vorn die Geſchütze.

Arzt und Sanitäter horchten beſorgt auf. Neue Verwundete meldeten einen heftigen Vorſtoß der Ruſſen.

„Sie gehen zurück mit dem nächſten Transportwagen, Schweſter!“ befahl der Arzt.

Aber Hanna blieb. „Laſſen Sie mich nur hier! Ich habe keine Furcht.“

Der Arzt zuckte die Achſel.

„Brauchen kann ich Sie ſchon. Aber das Konzert kommt verflixt näher!“

Kaum hatte er es ausgeſprochen, da gab es einen furchtbaren Schlag. Eine Granate ſchlug ein.

Der Unterſtand war nicht granatenſicher. Er mußte geräumt werden. Durch den Verbindungsgraben ging es rückwärts. Die Sanitäter ſchleppten die Verwundeten mühſam im Laufgraben weg. In Haſt ging alles unter der Lazarettflagge zurück. Hinter ihnen ſchlug eine neue Granate ein.

„Die Ruſſenbande kümmert ſich nicht um unſre Lazarettflagge,“ ſagte der Arzt ernſt. Beſorgt ſah er zu Hanna hin, die einen Verwundeten ſtützte. Ein Stück freies Feld lag nun vor ihnen, der Fahrſtraße zu gelegen. Ein Laſtauto wurde zwiſchen den zerſchoſſenen Pappeln des Weges ſichtbar. Ein Krankenträger rannte auf den Weg zu, Halt winkend. Da pfiffen Infanteriegeſchoſſe herüber.

„Die Halunken ſehen doch genau, wer wir ſind! Laufſchritt — marſch, marſch!“

Wer nicht mitrennen konnte, warf ſich auf den Boden. Das feindliche Feuer wurde heftiger. Die Geſchoſſe pfiffen.

Digitized by Google

Im Graben an der Straße duckte sich die Kolonne hinter dem niedrigen Damm. Hanna ging ruhig neben dem Verwundeten und stützte ihn.

„Zum Donnerwetter, Schwester, so laufen Sie doch! Sie sind ja für den Feind die reine Zielscheibe. Und der Mann soll sich hinwerfen!"

Aber Hanna ließ den Verwundeten nicht allein. Furchtlos ging sie neben ihm und stützte ihn. Noch zwanzig Schritte waren es bis zum Graben und Straßendamm.

Da pfiff es wieder über das Feld. Der Verwundete schrie auf und warf sich auf den Boden. Hanna wankte. Sie griff mit den Händen in die Luft. Dann brach sie zusammen.

Trotz der Geschosse stürzten der Arzt und ein Gefreiter vor. Sie schleppten Hanna über die Straße und mühten sich um sie. Das Auto kam heran und hielt. Der Verwundete kroch langsam heran. Man lud ihn auf den Wagen.

„Sie können sich bei der Schwester bedanken, Mann!" sagte der Arzt. „Sie hat Ihnen Ihr Leben gerettet. Aber es ist wohl zu spät."

Der Arzt sagte es, als er sich über die Sterbende beugte. Hanna lag friedlich, mit geschlossenen Augen. Noch einmal schlug sie die Lider auf, seufzte kaum hörbar und verschied ganz ruhig.

Sanft hoben die Sanitäter die Tote auf den Wagen, saßen selbst auf, und eilig ging es zurück auf das Dorf. Vor dem Lazarett hielt das Auto.

„Hätte ich sie doch nicht gehen lassen!" trauerte der Stabsarzt, als er die Meldung erhielt. „Das arme, liebe Mädel!"

* * *

Digitized by Google

Der Draht meldete den Tod Hannas von Steinitz nach Holstein ins Haus der Mutter. Nach London, zu Jobst von Steinitz flog die Trauerkunde weiter. Miß Ethel Stanford und Lucy Clason waren gerade bei Jobst, als er die Nachricht empfing.

In stummem Schmerze reichte der Verwundete das Blatt mit den wenigen Worten Ethel hin.

„Armer Jobst!"

Ihre Stimme zitterte leise. Sie küßte ihn und wollte trösten. Er aber wehrte ab.

„Dieser unsinnige Krieg!" sagte er bitter. „Ich lebe, und Hanna ist tot! — Meine arme Mutter!" Dann sah er still zur Decke des Zimmers. Kein Wort sprach er weiter. Aber Ethel sah es seinem Gesicht an, wie schwer er litt.

„Dieser unselige Krieg!" seufzte sie. „Warum mußte er kommen? Konnten wir nicht in Frieden leben als gute Nachbarn? O, wie ich diesen Krieg jetzt verabscheue! Ströme von Tränen und namenloses Leid bringt er."

Da heftete Jobst seinen Blick auf sie. „Warum dieser Krieg kommen mußte? Weil England eine gute Gelegenheit sah, einem Gegner aus dem Hinterhalt an die Kehle zu springen wie ein Raubtier, das neuen Raub wittert. Weil Frankreich und Rußland uns Deutsche nach Ansicht der englischen Staatsmänner niederzwingen würden und England ohne Gefahr für sich den deutschen Konkurrenten auf allen Märkten der Welt für immer zu beseitigen glaubte. Darum kam der Krieg, den wir nicht wollten. Nun weißt du es, Ethel."

Ethel sah ihn erschrocken an. Auch Miß Lucy Clason stand ganz erstaunt vor ihm.

„Jobst! Liebster!" bat Ethel. „Rede nicht so! Sei nicht ungerecht und bitter!"

Digitized by Google

„Ich bin nicht ungerecht, Ethel. Aber du als Engländerin kannſt ja nicht begreifen, was leider ſo wahr, ſo ſchrecklich wahr iſt. Dein Volk geht wieder einmal über Leichen, um ſeinen Geldhunger zu befriedigen; wie ſchon ſo oft! Aber der alte Gott lebt noch. Und ſolange ich noch eine Fauſt heben kann —"

Er brach plötzlich ab. Seine Augen weiteten ſich, als ſehe er etwas Entſetzliches. Er wurde totenblaß.

„Ja ſo," murmelte er, „ich liege ja im Käfig."

Ethel wollte tröſten. „Nicht traurig und zornig ſein, Jobſt! Sollen wir Gott nicht herzlich danken, daß du lebſt?"

„Ja, ich lebe, und Hanna iſt tot. Und ich lebe wie ein Hund an der Kette. Das iſt kein Leben! Und wenn ſie mich erſt ins Gefangenenlager bringen, wird das Leben für mich noch troſtloſer werden. Und meine Kameraden dürfen draußen auf hoher See kämpfen für das Vaterland! Ich aber liege hinter dem Gitter. Wie ein Löwe im Käfig!"

Er lachte grimmig auf. Vergeblich redete Ethel ihm zu. Er blieb verſchloſſen.

Auch Miß Lucy tröſtete. „Sie ſind vorläufig bei uns, Herr von Steinitz. Und Doktor Jameſon läßt Sie noch lange nicht aus dem Lazarett."

„Er kann ſeine Meinung über Nacht ändern. Und dann — Aber laſſen wir das!"

Er ſchloß die Augen erſchöpft. Lucy Claſon winkte Ethel. Sie gingen. „Laſſen wir ihn allein, Ethel! Zuviel iſt auf ihn eingeſtürmt."

Ethel war ratlos. „Hat Doktor Jameſon die Ueberführung in ein Gefangenenlager erwähnt? Jobſt leidet furchtbar unter dem Gedanken."

„Es iſt gar keine Rede davon geweſen, liebe Ethel. Doktor Jameſon würde eher dagegen ſprechen."

Digitized by Google

„Aber er wird es doch nicht hindern können, daß man Jobst nach Portsmouth oder anderswohin bringt, und er wird ſich in Grimm und Heimweh verzehren. Wenn man ihm doch helfen könnte!"

„Was iſt da zu helfen? Er muß ſich gedulden."

Aber in Ethels Kopf ſetzte ſich der Gedanke eigenſinnig feſt.

„Sie ſollen ihn nicht wegführen!" ſagte ſie beim Abſchied beſtimmt. „Nie! Oder ſie ſollen mich mit ihm wegſchaffen!"

Lucy Claſon lächelte. „Deinen guten Vater regierſt du ja, kleiner Eigenſinn. Aber nicht das Kriegsamt. Doch nun geh'! Alſo bis morgen!"

Als Ethel in den nebligen Abend hinaustrat, lüftete ein Herr den Hut ſehr höflich und grüßte: „Guten Abend, Miß Stanford!"

Unwillig muſterte Ethel den Fremden. Aber dieſer redete unbeirrt weiter: „Sie haben mich hier nicht erwartet. Aber ich Sie."

Da erkannte ſie ihn. Es war Tom Coleridge.

„Sie haben mich hier erwartet, Miſter Coleridge? Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen —"

„Verſtehen Sie mich nur recht, meine Dame. Man hat mich veranlaßt, feſtzuſtellen, ob Sie Ihre Beſuche in der Royal Military School fortſetzen."

„Ah! Ich verſtehe. Mein Vater?"

„Der Auftraggeber kommt einſtweilen nicht in Betracht. Aber vielleicht darf ich Sie ein Stück begleiten?"

„Bitte!"

Ethel Stanford war im erſten Augenblick faſt erſchrocken, den Detektiv zu treffen. Aber ſchnell überlegte ſie, daß dieſer Tom Coleridge nicht ohne Abſicht ihr in den Weg trat. Er

Digitized by Google

hätte ja ihr Kommen aus dem Lazarett unbemerkt feststellen und weitermelden können.

„Sie werden natürlich meinem Vater melden, daß Sie mich hier gesehen haben, Mister Coleridge?"

„Das kommt darauf an. Ich habe zuerst Ihren Auftrag ausgeführt, nicht wahr? Und ich bin ein unabhängiger Mann, der ganz nach seinem freien Ermessen zu handeln gewohnt ist. Falls Ihre Aufträge mir wichtiger erscheinen, gehen diese vor."

Ethel begriff. Dieser Coleridge trieb ein doppeltes Spiel. Es kam darauf an, wer ihn besser bezahlte.

„Ich glaube in der Tat, Mister Coleridge, daß ich Ihrer Dienste vielleicht wieder bedarf."

„Ich vermute das, Miß Stanford."

„Sie vermuten?"

„Oder liegt Ihnen daran, daß die Ueberführung des deutschen Marineoffiziers in ein englisches Gefangenenlager so schnell stattfindet, wie es Ihr Herr Vater mit Hilfe seiner guten Verbindungen durchsetzen möchte?"

Ethel blieb unwillkürlich stehen. Tom Coleridge aber sprach geschäftsmäßig weiter:

„Das überrascht Sie natürlich. Aber gehen wir ruhig weiter. Es herrscht ein Nebel, daß man seine eigne Frau nicht erkennen würde. Ein Wetter zum Auskneifen für manchen, der unfreiwillig auf englischem Boden sitzt."

Ethel sah ihn mißtrauisch von der Seite an. Aber der Detektiv verriet mit keiner Miene, was er beabsichtigte.

Plötzlich tat er eine überraschende Frage.

„Es kommt mir eigentlich ja nicht zu, Miß Stanford, mich in Ihre Geheimnisse zu drängen. Aber ich nehme an, daß Ihnen gar nichts daran liegt, Herrn von Steinitz lange in der Gefangenschaft zu wissen."

Digitized by Google

„Was könnte man dagegen tun?“

„Man müßte verſuchen, ihn zu befreien. Aber das wird nicht leicht ſein.“

„Sie würden es übernehmen?“

„Es kommt auf die Umſtände an. Mit einer kurzen Unterredung iſt das nicht abgetan. Wenn Sie wollen, können wir einmal ernſtlich davon ſprechen.“

„Beſtimmen Sie!“

„Ich werde morgen früh auf meinem Bureau in der Coleman Street ſein. Wir ſind dort am ſicherſten vor Lauſchern.“

„Gut. Ich komme um elf Uhr.“

„Und was ſoll ich meinem Auftraggeber heute melden?“

„Was Sie für richtig halten. Guten Abend!“

Der Detektiv grüßte ſehr höflich und ging. Ethel eilte heim. Es drängte ſie, allein mit ſich zu ſein. Solange dieſer Tom Coleridge neben ihr ging, hatte ſie mühſam ihre Ruhe bewahrt. Nun ſtürmte alles auf ſie ein — Hoffen und Fürchten, Hangen und Bangen. Was hatte dieſer Tag alles gebracht! Zuviel für ein Mädchenherz! Und Jobſt war faſt heftig gegen ſie geweſen. Nie hatte er ſonſt für ſie andres als Liebe und Zärtlichkeit gehabt. Wie hatte er heute geſagt? „Aber du als Engländerin kannſt ja nicht begreifen, was leider ſo wahr, ſo ſchrecklich wahr iſt!“ Nie hatte er ſie früher daran erinnert, daß ſie einem andern Volke angehörte. Züngelte der Haß der Völker nun auch ſchon heimlich nach ihr? Sollte die rote Roſe ihrer Liebe verſengt werden von der Lohe der Feindſchaft, die zwiſchen den Nationen flackerte und flammte? Torheit! Jobſt war unter der Wucht der Trauerbotſchaft ſeeliſch verbittert geweſen, hatte für einen Augenblick das Steuer der Selbſtbeherrſchung aus ſeiner kraftvollen Hand verloren. Morgen würde er wieder ruhig ſein.

Digitized by Google

Aber eins würde in ihm wach bleiben, solange er auf Englands Boden weilte: der Ingrimm, wehrlos in der Gefangenschaft zu sein. Wie der Löwe im Käfig. Das Bild war ganz richtig gewählt. Der tapfere Mann, der sein Volk und Vaterland so heiß liebte, würde sich verzehren in Groll und Gram. Und sie, Ethel Stanford, würde nichts dagegen tun können, wenn er erst von ihr getrennt war.

„Getrennt!"

Ganz laut sagte sie es, daß der Postbote, der vor ihr ging, sich umwandte.

Sie hastete dem Hause am Belgrave Square zu. Abends blieb sie auf ihrem Zimmer.

„Ich lasse meinen Vater bitten, mich zu entschuldigen, Jane. Mir ist nicht wohl. Und lassen Sie mich allein heute!"

„Aber Tee darf ich bringen? Sie sehen sehr blaß aus, Miß Ethel. Sie haben sich gewiß in dem feuchten Nebel erkältet. Sie sollten sich gleich zur Ruhe begeben."

Jane mußte gehen.

„Ich bin nicht krank. Aber ich will allein sein."

Jane zuckte die Achseln und ging. Ihre junge Herrin hatte neuerdings Launen, die wie Aprilwetter kamen. Und Mister Stanford machte ein Gesicht, weil er allein zu Tisch gehen mußte, als sitze er zu Gericht über einen schweren Jungen, für den der Strick gedreht sei. Und früher lag eitel Sonnenschein über Vater und Tochter, wenn sie einander sahen!

* * *

Bis tief in die Nacht hinein saß Ethel vor dem Kamin und sah mit starren Augen dem Flammenspiel zu. Was der Tag heute gebracht hatte, ließ sie an ihrem Geiste noch einmal vorüberziehen.

Digitized by Google

Warum war Jobst so erbittert auf ihr Volk? Mit dem Raubtier hatte er ihr Volk verglichen, das aus dem Hinterhalt seinem Opfer an die Kehle springt. Was für ein häßliches Bild! Aber Jobst war ein wahrhaftiger Mann. Wenn er das sagte, war es die Wahrheit. Aber noch war sie die Tochter dieses Volkes! Noch! Nie hatte sie darüber nachgedacht, daß sie sich von ihrem Volke trenne, wenn sie dem deutschen Manne folgen werde. Aber hatten denn nicht auch andre englische Damen Ausländer geheiratet? Da war Nelly Bailey, die den französischen Marquis zum Manne hatte. Sie kam jedes Jahr nach Eastbourne oder Wight und erzählte mit Stolz, daß in ihrem Hause nur Englisch gesprochen werde. Da war Maud Harrison, die den deutschen Fabrikbesitzer geheiratet hatte. Sie war Stockengländerin geblieben, und ihre beiden niedlichen Kinder sprachen Englisch, als seien sie unter dem Glockenruf der Londoner Pauls-Kathedrale aufgewachsen. Wie echte kleine Cockneys!

Aber Jobst von Steinitz würde seiner Frau diese Freiheit nicht lassen. Das wußte sie. Er würde verlangen, daß sie deutsch denken lernte. Er war zu stolz auf sein Volk, als daß er auch nur um einen Zoll nachgeben würde. Wenn Ethel aus ihres Vaters Hause ging, wenn sie dem Manne ihres Herzens folgte, würde sie jedes Band zerschneiden müssen, das sie an England fesselte. Der Vater würde im Groll bleiben. Nie würde er es verwinden, daß seine einzige Tochter diesem Herrn von Steinitz folgte. Er hatte offenbar andre Pläne. Warum betrieb er heimlich die Ueberführung des Deutschen ins Gefangenenlager? Vielleicht dachte der Vater an John Dickinson als Schwiegersohn? Unmöglich war das nicht.

Ethel ballte die Faust. John Dickinson! Dieser Narr. — Eine Lächerlichkeit war es, überhaupt an einen John Dickinson

Digitized by Google

zu denken. Nein, ſie gehörte zu Jobſt! Mochte es kommen, wie Gott es beſtimmte! Gutwillig würde ſie ſich nie von ihm trennen laſſen. Und Jobſt würde gleichfalls nie von ihr laſſen. Auch das wußte ſie. Seine Treue, ſeine deutſche Treue war feſt und unerſchütterlich. Und er würde ihr alles reichlich erſetzen, was ſie in der Heimat an Liebe verlor. Wie er ſie herzlich und innig liebte! Wie ihm das Glück aus den hellen Augen leuchtete, wenn ſie zu ihm kam! Und ihr war es, als blühte und duftete es um ſie wie tauſend Roſen, wenn ſie nur an ihn dachte, an den Mann, dem ſie willenlos gehörte.

Und er, der Stolze, der Tapfere, ſollte nicht im Gefangenenlager kranken in grimmiger Wut! Frei mußte er ſein! Frei wie der Adler, der die Fittiche hebt und die ſcharfen Lichter über Meer und Land ſpähen läßt.

Und ſie würde ihm folgen, in die Freiheit, ins Glück! Eine warme, wohlige Gewißheit überſchlich ſie bei dem Gedanken. An Jobſts Seite würde ſie geborgen ſein vor allem Ungemach. War er nicht der Starke, der Gerechte, der Zuverläſſige, auf den ſie bauen konnte, der ſein Weib zu ſchirmen wiſſen würde vor allem Böſen? Und wenn ſie eine Deutſche würde, was verlor ſie? Sie war lange genug in Heidelberg geweſen, daß ſie wußte, wie traut das Leben in einem deutſchen Hauſe war, wie heilig die Flamme des häuslichen Herdes gehütet wurde. Und wenn die Liebe zu Volk und Vaterland in deutſchen Herzen hoch auflohte, wenn ſie nun zum Fackelbrande gegen England geworden war, was war dieſe Glut andres als ein heiliges Opferfeuer auf dem geweihten Altar des Vaterlandes? Dieſer Krieg, den dieſe Deutſchen gegen eine Welt von Feinden führten, war für ſie kein Geſchäft! Es war heilige, zornige Notwehr! Hatte Jobſt es ihr nicht immer

Digitized by Google

wieder gesagt, daß der letzte deutsche Mann in diesem Kriege sein Leben freudig hergeben werde? Glaubten diese deutschen Soldaten nicht alle an den Sieg mit unerschütterlicher Zuversicht? Und in England?

Ethel ergriff ein Zeitungsblatt, das Jane auf den Tisch gelegt hatte. Die Zofe hatte einige Stellen angestrichen. Neue Verluste der englischen Handelsflotte durch deutsche Unterseeboote. — Notwehr der Deutschen gegen den Hunger! Und nun fuhren englische Schiffe unter neutralen Flaggen, schlichen sich wie Diebe von Hafen zu Hafen! Ihr stolzes Vaterland versteckte die Flagge — die Flagge Nelsons! — vor den wagemutigen deutschen Tauchbooten! Das war beschämend. War das ein Zugeständnis der Ohnmacht unter dem Union Jack? Aber unter der deutschen Kriegsflagge fuhr der tapfere, verwegene Mut, der das letzte einsetzte für die Sache des Vaterlandes. Wahrlich, es war keine Schande, ein Glied eines solchen Heldenvolkes zu werden!

Was bedeutete denn der englische Hochmut? Warum taten diese Herren, die Lowe, Dickinson und alle andern, so geringschätzig, wenn sie von Deutschland und den Deutschen redeten? Sie pochten auf Englands Geld; mit Geld glaubten sie alles erreichen zu können. Nie hatte Ethel früher über politische Dinge nachgedacht. Aber seitdem sie Jobst liebte, war ihr der Krieg eine Sache, die sie selbst traf. Und sie hatte keinen Grund, auf ihr Volk stolz zu sein. Jedes deutsche Haus sandte seine Männer in die Front, und die daheim blieben, opferten Arbeit, Gut und Existenz auf dem Altar des Vaterlandes. In England aber standen die Agenten der Werbebureaus auf den Straßen, da brachten die Zeitungen verlockende Anzeigen, um die Stellungslosen auf der Straße, die Hungernden auf dem Pflaster, die Verkommenen in den

Digitized by Google

Slums, alle, die nichts zu verlieren hatten und alles zu gewinnen hofften, für die Armee zu werben. Da war keine heilige Begeisterung zu spüren. Auch das war nur ein Geschäft! Blut und Leben für das blanke Geld, das englische Geld, das in der Welt allmächtig sein wollte. Und weil die Armeen nicht aus der Erde zu stampfen waren, warf man die bestialischen Gurkhas und Neger ins Feld gegen die Deutschen, unbekümmert darum, daß sie in ihrer Heimat den weißen Mann mit den Augen des Mörders betrachten lernen würden. England hatte die Japaner gegen die Deutschen in Tsingtau gehetzt, rief japanische Schiffe zum Schutze englischen Besitzes, zur Hilfe gegen die meuterischen Inderregimenter nach Singapore. Und niemand dachte daran, daß diese Freunde von heute die Feinde von morgen sein könnten. Ethel war plötzlich sehend geworden. Jobst hatte ihr die Augen geöffnet. Nein, Ethel war nicht mehr stolz auf ihr Volk! Innerlich war der leise Riß längst durch ihre Seele gegangen. Sie würde nicht mehr verbluten, wenn der Bruch für immer erfolgte. —

Sie ließ das Zeitungsblatt fallen. An sich wollte sie überhaupt nicht mehr denken. Nur an ihre Lieben. An Jobst, an die Eltern.

Wenn sie den Vater noch einmal inständig bäte? Aber er würde unerbittlich sein! Er würde sie von London wegbringen, wie Doktor Seymour schon geraten hatte. Er würde alles tun, um sie von Jobst zu trennen. Und bei aller Liebe zu Ethel — wenn es sich um seinen Willen in großen Dingen handelte, war Herr Archibald Stanford der konsequente, eisenharte Geschäftsmann, der unbarmherzig alles aus dem Wege schaffte, was nicht zu seiner Rechnung stimmte. Und die Mutter würde erst recht nicht für die Heirat mit dem Deutschen

Digitized by Google

eintreten. Frau Stanford war keine Kampfnatur. Sie haßte jede Aufregung. — Die Trennung vom Vaterhauſe war unvermeidlich. Das würde der erſte und tiefſte Schmerz ſein, den ſie zu verwinden hatte. „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deines Vaters Hauſe!“ Aber der allgütige Gott, der die Herzen der Menſchen lenkt wie die Waſſerbäche und den Haß der Völker nicht anſieht, würde ihr Gebet nicht unerhört laſſen, die Bitte um Verſöhnung mit den geliebten Eltern. Wenn der Krieg erſt zu Ende war, wenn der Friede wieder an jedem Herde ſaß, würde die Flamme der Zwietracht verflackern und in der Aſche ſterben. Das mußte ſie Gott anheimſtellen.

Und wenn ſelbſt Vater und Mutter im Zorn verharrten — ſie würde bei Jobſt, in ihrer Liebe geborgen ſein!

* * *

Am andern Morgen hatte Ethel ihren Entſchluß gefaßt. Um jeden Preis mußte Jobſt von Steinitz frei werden! Sie fuhr in die Coleman Street, wo Tom Coleridge ſie ſehr artig empfing. Zum erſten Male in ihrem Leben war Ethel in einem fremden Kontor. Zum erſten Male unternahm ſie ein Geſchäft auf eigne Rechnung. Sie lächelte bei dem Gedanken. Aber dieſes Geſchäft war ein ſehr ernſtes und gewagtes. Wer ſagte ihr, daß dieſer Tom Coleridge mit ehrlichen Karten ſpielte? Wie ein Blitz durchzuckte ſie der Verdacht, der Detektiv lege ihr und Jobſt eine Schlinge. Wenn er die Flucht des Gefangenen nur in die Wege leitete und Jobſt dann in die Hände der engliſchen Polizei fallen ließ, um in den Zeitungen von ſich reden zu machen? Vielleicht kam es ihm gerade darauf an.

Sie muſterte ihn mißtrauiſch, als er höflich begann: „Ihnen liegt alles daran, Miß Stanford, daß Herr von

Digitized by Google

Steinitz in Sicherheit ist, also englischen Boden verlassen hat, ehe der Befehl zu seinem Transport ins Gefangenenlager eintrifft, nicht wahr?"

Ethel nickte.

„Gut, Miß Stanford. Das wäre also der leitende Gesichtspunkt für mich. Die zweite Frage ist die, ob Sie Herrn von Steinitz auf dieser Reise begleiten wollen oder nicht. In Ihrem Interesse muß ich diese Frage an Sie richten."

Ethel errötete leicht. Jedes Wort war ihr peinlich. Aber dieser Mann, der ihr da gegenübersaß, sprach so ruhig und sachlich, daß jede persönliche Empfindlichkeit fallen mußte.

Sie antwortete: „Herr von Steinitz ist mein Verlobter. Ich reise selbstverständlich mit ihm. Wir werden uns trauen lassen, sobald wir deutschen Boden erreicht haben."

Tom Coleridge nickte. „Sie werden sich klargemacht haben, daß dieser Plan nicht leicht auszuführen ist. Dazu gehört zunächst viel Geld. Dann aber brauchen Sie Papiere, für sich selbst und für Herrn von Steinitz. Die Trauung dürfte auf deutschem Boden keine Schwierigkeit machen, falls Sie nach deutschem Gesetz mündig sind. Wie alt sind Sie?"

„Einundzwanzig Jahre."

„Denken Sie an Ihren Geburts- und Taufschein! Für alles übrige lassen Sie mich sorgen. Ich übernehme die Verpflichtung, Herrn von Steinitz und Sie an Bord eines neutralen Schiffes zu bringen, das nach Holland oder Belgien geht. Ich werde Herrn von Steinitz mit den nötigen Ausweispapieren versehen, die er während dieser Reise unter Umständen nötig hat. Es ist noch die Frage zu erörtern, ob Sie oder Herr von Steinitz die Mittel besitzen, die für diesen Plan erforderlich sind."

„Wollen Sie mir die Summe nennen?"

Digitized by Google

„Es kommt darauf an, was der Kapitän für dieſe Fahrt verlangt. Er wird nicht für hundert Pfund fahren wollen in dieſer kritiſchen Zeit.“

Ethel ſah ihn durchdringend an. „Kennen Sie einen Kapitän, der zuverläſſig ſein würde?“

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein!“

„Und wie hoch ſchätzen Sie Ihre eigne Mühe ein?“

„Tauſend Pfund als Anzahlung und weitere tauſend Pfund bei Abfahrt des Schiffes.“

„Und wer bürgt mir dafür, daß Sie nach der Anzahlung noch das Intereſſe an dieſem Geſchäft behalten?“

Der Detektiv lächelte. „Sie ſind mißtrauiſch, Miß Stanford. Das iſt eine ſehr gute Eigenſchaft, aber nicht in dieſem Augenblick. Ich riskiere mehr als zweitauſend Pfund! Aber gerade die Gefahr reizt mich. Ich hätte mit Ihrem Herrn Vater ein glattes Geſchäft machen können. Das können Sie glauben. Aber ich habe meinen Ehrgeiz, und es reizt mich durchaus nicht, Wehrloſe in eine Falle zu locken. Sie könnten außerdem mich jederzeit auf Grund der Quittung für die Anzahlung, die ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung gern ausſtellen werde, der Polizei wegen Beihilfe zur Flucht eines Kriegsgefangenen übergeben. Sie verſtehen, was das für mich bedeutet?“

Ethel überlegte. Mochte Tom Coleridge Beweggründe haben, welche er wollte — jedenfalls war ſie auf ihn angewieſen. Sie mußte ſich ihm anvertrauen, ſie ſah keinen andern Weg.

„Ich habe zu meiner perſönlichen Verfügung zehntauſend Pfund auf einer Londoner Bank. Würde das genügen?“

Der Detektiv machte große Augen.

„Haben Sie unbeſchränkte Verfügung über dieſe Summe? Ich meine, bedarf es zur Abhebung nicht der Gegenzeichnung Ihres Herrn Vaters?“

Digitized by Google

„Durchaus nicht. Das Guthaben ist durch Geschenke meines Vaters entstanden und steht zu meiner unbeschränkten Verfügung.“

„Das ist für die Vorbereitungen zur Flucht von größter Wichtigkeit. Sie werden die Liebenswürdigkeit haben, mir zunächst tausend Pfund zur Verfügung zu stellen. Das wird nicht ganz glatt gehen. Die Banken verlangen eine gewisse Kündigungsfrist, wenn ein größeres Guthaben abgehoben werden soll. Aber selbst wenn Sie diese Frist einhalten, müssen Sie sehr vorsichtig sein, um kein Mißtrauen zu erwecken, Miß Stanford. Die Bank würde sonst wahrscheinlich in aller Verschwiegenheit Ihren Herrn Vater benachrichtigen.“

„Also raten Sie mir!“

„Sie weisen mir für ein Perlenhalsband tausend Pfund Sterling an. Bei einer Dame von Ihrem Vermögen ist dieser Kauf nichts Auffälliges. Benachrichtigen Sie gleichzeitig Ihre Bank, daß Sie in kurzer Frist über Ihr ganzes Guthaben disponieren werden. Die Kriegslage rechtfertigt es, wenn Sie jetzt eine größere Summe abheben.“

„Ich werde das sofort tun.“

„Es wird nötig sein, daß ich persönlich Fühlung mit Herrn von Steinitz nehme. Ich werde Sie heute nachmittag als Ihr Vetter in die Royal Military School begleiten. Das ist durchaus notwendig. Sie dürfen mir vertrauen, Miß Stanford.“

„Wirklich, Mister Coleridge? Es fällt mir nicht ganz leicht.“

„Ich verstehe das. Sie denken, es kommt mir doch nur auf das Geld an. Zum Teil ist das auch wahr. Dieser ganze Krieg ist ja für Alt-England nur ein Geschäft und deshalb auch für jeden einzelnen Engländer.“

Wieder das häßliche Wort! Auch dieser Detektiv dachte wie ganz England.

Digitized by Google

„Warum ſoll ich nicht dabei gleichfalls mein Geſchäft machen? Aber Sie vergeſſen, daß der Ehrgeiz ein unwiderſtehlicher Trieb ſein kann. Der Erfolg wird für mich ſprechen, Miß Stanford. Und wenn Sie drüben in Sicherheit und im Glück ſind, werden Sie oft an Tom Coleridge denken, daß er ein ehrlicher Mann war! — Ich erwarte Sie heute nachmittag um drei Uhr vor der Royal Military School als Ihr Vetter Roger Bathurſt. Ich komme von Kanada und bin in Geſchäften in London."

Ethel erhob ſich und grüßte zum Abſchied. In der engen Coleman Street rief ſie einen Kutſcher an und fuhr nach Lothbury zu ihrer Bank.

Der Beamte an der Schranke des Zahlraumes machte eine ſehr tiefe Verbeugung, als Ethel Stanford ihren Namen nannte. Der Name Stanford war für eine Million Pfund gut.

„Ich werde ſofort den Direktor unſrer Abteilung benachrichtigen, Miß Stanford. Darf ich Sie bitten, einſtweilen Platz zu nehmen?"

Der höfliche junge Mann führte ſie in ein Empfangszimmer.

Der Direktor erſchien, ein etwas feierlicher, älterer Herr.

„Sie wollen über tauſend Pfund verfügen, Miß Stanford?"

„Jawohl. Und zwar heute noch."

Der Direktor lächelte verbindlich. „Ohne Zweifel haben Sie es nie nötig gehabt, ſich mit den Gewohnheiten unſres Geſchäfts vertraut zu machen. Wir haben ſeit Ausbruch des Krieges gewiſſe Vorſchriften, die die Auszahlung größerer Summen von einer längeren Kündigungsfriſt abhängig machen. Aber die alten geſchäftlichen Verbindungen mit Ihrem Herrn Vater genügen uns, Ihnen die gewünſchte Summe ſofort zur Verfügung zu ſtellen. Wer iſt der Empfänger?"

Digitized by Google

„Ich habe ein kostbares Schmuckstück erworben."

„Ich verstehe, Miß Stanford. Der Name?"

„Mister Coleridge."

„Ich bin dankbar, Ihnen gefällig sein zu können."

„Ich fürchte, Ihre Gefälligkeit in sehr kurzer Zeit in weit größerem Maße in Anspruch nehmen zu müssen. Ich werde in wenigen Tagen vielleicht über mein ganzes Guthaben verfügen."

Der Direktor wurde stutzig.

„Darf ich wissen, zu welchem Zweck, Miß Stanford?"

„Einstweilen kann ich darüber nicht sprechen, aber ich hoffe, daß die Summe, die mein Vater zu meiner Verfügung bei Ihnen eingezahlt hat, zu einem wohltätigen Zweck für mich jederzeit verfügbar ist."

„Ganz sicher, Miß Stanford."

„Ich könnte also im Notfalle über mein ganzes Guthaben verfügen?"

„Ganz gewiß, Miß Stanford. Ohne Zweifel! Die Bank ist zwar nach den jetzt geltenden Bestimmungen nicht verpflichtet, von heute auf morgen dieses Guthaben bar auszuzahlen. Sie dürfen aber trotzdem auf die volle Summe rechnen."

Ethel dankte und erhob sich. Der Direktor geleitete sie sehr artig durch den Kassenraum zum Ausgang.

Als Ethel in den Wagen stieg, atmete sie auf. Zum ersten Male hatte sie kennengelernt, daß sie ratlos und verlassen trotz ihres vielen Geldes im Leben dastehe. Und sie begriff, daß sie ohne den Rat eines erfahrenen Mannes hilflos in diesen Dingen sei.

* * *

Digitized by Google

Am Nachmittage war Ethel pünktlich um drei Uhr vor dem Portal des Lazaretts. Tom Coleridge erwartete ſie. Ruhig und gelaſſen ſtieg er neben ihr die Stufen zum Portal hinauf, zeigte dem Poſten ſeinen Erlaubnisſchein, ſtellte ſich Miß Lucy Claſon als den kanadiſchen Vetter Ethels vor und erlangte in dieſer Eigenſchaft ohne weiteres Zutritt zu Jobſt von Steinitz.

„Ich habe eine perſönliche Angelegenheit mit dem zukünftigen Gatten meiner Couſine zu erledigen," ſagte er höflich, als Lucy Claſon ihn und Ethel in das Zimmer des Verwundeten eintreten ließ.

„Ich will nicht ſtören," ſagte Lucy artig und ging in ihr Zimmer zurück.

„Ich bin Roger Bathurſt, der Vetter Ihrer Braut, komme aus Montreal und habe in Geſchäften in London zu tun, mein Herr," ſtellte ſich Tom Coleridge kurz vor.

Herr von Steinitz ſah Ethel fragend an. Dieſe nickte: „Du darfſt Vertrauen zu dieſem Herrn haben, Jobſt."

Tom Coleridge nahm ohne Umſtände einen Stuhl, rückte nahe an das Lager des Verwundeten heran und ſetzte dieſem auseinander, warum er mit Miß Stanford gekommen ſei.

„Das iſt alles unmöglich!" wehrte Jobſt von Steinitz ab. „Ich werde nie zugeben, Ethel, daß du meinetwegen dich in ein Abenteuer ſtürzeſt, das du in ſeinen Folgen noch gar nicht überſiehſt."

Aber Ethel nahm ſeine Hand, bat und redete ihm zu, und Tom Coleridge ſagte endlich kurz und hart: „Wenn Sie größere Luſt haben, mein Herr, in acht oder zehn Tagen auf einer alten Hulk im Hafen von Portsmouth das Brot der Gefangenſchaft zu eſſen, ſo haben Sie ſelbſt dieſes Los gewählt. In dieſem Falle verlaſſen Sie ſich darauf, daß dieſe junge

Digitized by Google

Dame hier auf lange Monate hinaus einen Kampf der Verzweiflung für Sie führen muß. Ich bin unterrichtet, daß Herr Archibald Stanford einem Geschäftsfreunde für dessen Sohn die Hand seiner Tochter zugesagt hat. Nun entscheiden Sie!"

„Mister Dickinson?" fragte Ethel entsetzt.

Der Detektiv nickte. „Sie verstehen jetzt wohl, warum der junge Herr Ihre Besuche hier im Hospital so besonders interessant fand. Ich füge hinzu, daß Herr von Steinitz unter Umständen als Gefangener sehr weit fortgeschafft werden kann. Seine Gegner haben Beziehungen zu hohen Persönlichkeiten. Und nicht jeder Gefangene kommt gesund zurück. Sie verstehen mich."

Das gab den Ausschlag. Ruhig hörte Jobst von Steinitz nun die Vorschläge von Tom Coleridge an. Sobald Herr von Steinitz fähig war, die Royal Military School zu verlassen, würde das geschehen.

„Ueberlassen Sie mir das alles! Merken Sie sich nur, daß Sie dann der Kaufmann Roger Bathurst aus Montreal sind. Alles andre besorge ich."

Als er ging, sagte er noch: „Ich habe eins vergessen, Miß Stanford. In dem Augenblicke, in dem Sie die Ehe mit einem Deutschen eingehen, erwerben Sie die Nationalität Ihres Gatten. Sie hören dann also auf, Engländerin zu sein. Wenigstens im Sinne des Gesetzes. Ich weiß nicht, ob Sie ohne weiteres dieses große Opfer —"

„Ueberlassen Sie mir meine Entscheidungen!" unterbrach sie ihn schroff.

Tom Coleridge verbeugte sich höflich und ging. —

Acht Tage verstrichen. Täglich war Tom Coleridge in der Royal Military School. Erst gegen Abend verließen beide das Lazarett. Jeder Posten kannte das Paar.

Digitized by Google

„Wir werden ſehr bald handeln müſſen," ſagte der Detektiv zu Herrn von Steinitz. „Jeden Tag kann der Befehl zu Ihrem Transport kommen. Werden Sie imſtande ſein, die Reiſe zu machen?"

„Jederzeit. Die Wunde iſt geheilt, und die friſche, freie See wird mich geſünder machen als der gute Doktor Jameſon hier."

„Halten Sie ſich alſo bereit! Wir müſſen ſchnell handeln."

* * *

Wieder hatte Tom Coleridge Miß Ethel nach der Coleman Street gebeten.

„Ihre Geldangelegenheit geht glatt, Miß Stanford?" fragte der Detektiv.

„Ich denke ja, mein Herr. Ich kann heute fünftauſend Pfund in Banknoten abheben. Das weitere Guthaben ſteht mir in vierzehn Tagen zur Verfügung."

„Das iſt ſehr gut. Nicht meinetwegen. Aber Sie werden ſogleich einen Mann hier kennenlernen, auf den ſehr viel ankommt. Laſſen Sie mich die Unterhandlung mit ihm führen. Sie brauchen nur den Punkt an den Schluß zu ſetzen."

Der erwartete Mann war der Kapitän der holländiſchen Bark „Antje de Boer", ein Holländer, der mit ſeinem Schiff in Gravesend auf der Themſe lag.

„Hallo, Captain Groote!" begrüßte Tom Coleridge den Schiffsführer, einen älteren Mann von gedrungener Figur. „Sie ſind pünktlich. Nehmen Sie Platz!"

Der Kapitän muſterte Miß Ethel. Er trug den blauen Schifferanzug und war bis auf einen Bartkranz glattraſiert. Um den breiten Mund lag ein ſchlauer Zug.

Digitized by Google

„Sie haben ein Geſchäft?“ fragte er gleichgültig.

„Ein ſehr gutes Geſchäft, Captain,“ erwiderte Tom Coleridge.

„Gute Geſchäfte gibt es in dieſen Zeiten nicht. Was die Fracht bringt, frißt die Verſicherung. Und draußen auf See läuft man auf eine Mine und fliegt auf, ehe man ein Vaterunſer beten kann. Gehen Sie mir mit den Geſchäften!“

„Und ich ſage Ihnen, Sie können im Handumdrehen ein paar tauſend Pfund verdienen. Ich dächte, das wäre ſchon etwas.“

In den Augen des Seemanns zuckte es auf. Aber er ſenkte den Blick und drehte gleichgültig die Mütze in den Händen.

„Nennen Sie die Bedingungen! Fracht?“

„Sie können in Ballaſt gehen, Captain, wenn Sie wollen. Fracht iſt ganz unnötig. Sie übernehmen die Verpflichtung, zwei Paſſagiere nach Holland oder Belgien zu bringen. Iſt es möglich, ſo laufen Sie auf kürzeſtem Wege Oſtende an!“

„Wenn die Engländer es nicht in Brand geſchoſſen haben! Und wenn ich dort anlaufen wollte, ſo werde ich auf Sperrminen rennen und mitſamt dem Schiff verſacken.“

„Erſtlich gibt es Lotſen, und dann verſichern Sie Ihr Schiff doch. Ich dächte, für eine einfache Reiſe nach Oſtende dreitauſend Pfund — das wäre ein Gebot. Den beiden Paſſagieren liegt daran, unter allen Umſtänden in den allernächſten Tagen nach Belgien zu kommen.“

„Sie können ja den Poſtdampfer nach Rotterdam nehmen und von da mit der Eiſenbahn fahren.“

„Ihnen liegt alſo nichts am Geſchäft, Captain? Schade, daß ich Sie umſonſt bemüht habe!“

Der Holländer überlegte. „Wenn ich bei der Geſchichte Kopf und Kragen riskiere, Herr, will ich mehr verdienen.

Digitized by Google

Sagen wir ſechstauſend Pfund, zahlbar vor Abfahrt des Schiffes. Dann will ich fahren."

Der alte Fuchs hat natürlich längſt begriffen, daß die Reiſe ihr beſonderes Geheimnis hat, dachte Tom Coleridge. Aber er blieb ganz ruhig.

„Sagen wir fünftauſend Pfund, ſicher hier angelegt und zahlbar, ſobald Sie drüben eingelaufen ſind."

„Haha! Und wenn ich unterwegs verſacke — was nützt mir dann das Geld?"

„Nun, mit dem Verſacken muß jeder Seemann rechnen. Und für Ihre Frau und Kinder wären fünftauſend Pfund ein ſchöner Notpfennig, meine ich. Ich zahle Ihnen bar vor Abreiſe die Hälfte, die andre bleibt auf einer ſicheren Bank zu Ihrer Verfügung. Einverſtanden?"

„Die Papiere der beiden Reiſenden ſind in Ordnung?" fragte der Holländer mißtrauiſch. „Ich will keine Scherereien haben. Und dieſe deutſchen Tauchboote ſchnüffeln wie die Jagdhunde draußen herum."

„Vollkommen in Ordnung. Alſo? Fünftauſend Pfund?"

„Sechstauſend, Sir."

„Dann kann aus dem Geſchäft nichts werden. Ich werde mich nach einem vernünftigeren Manne umſehen müſſen. Auf der Themſe liegen genug Schiffe."

Kapitän Groote drehte die Mütze noch eifriger. Endlich gab er nach: „Wann ſoll ich fahren?"

„Morgen abend."

„Gut. Sie bringen die Papiere für die Reiſenden. Wann bekomme ich mein Geld?"

„Heute noch die Hälfte. Kommen Sie in einer Stunde. Nicht wahr, Miſtreß Bathurſt?"

Tom Coleridge wandte ſich an Ethel. Dieſe nickte.

Digitized by Google

„Die Dame fährt mit?“ fragte der Kapitän.

„Allerdings.“

Der Seemann ſtand auf und verbeugte ſich höflich. „Ich denke, Sie ſollen gut überkommen. Nach Oſtende, ſagen Sie?“

„Wenn es möglich wäre, ja.“

„Wir fahren, aber auf Ihr eignes Riſiko.“

Damit war das letzte Wort geſprochen. Der Kapitän ging. Ethel fuhr zur Bank und holte das Geld. Nach einer Stunde zahlte Tom Coleridge dem Kapitän Andries Groote die Summe von zweitauſendfünfhundert Pfund in engliſchen Banknoten als erſte Hälfte der vereinbarten Summe.

„Die Dame hier wird Ihnen bei der Landung einen Scheck über weitere zweitauſendfünfhundert Pfund aushändigen.“

Der Kapitän dankte und ging.

* * *

Nun kam der Tag des Abſchieds. Am letzten Abend packte Ethel nur das Allernötigſte in ihren Koffer.

„Ich werde nun doch für ein paar Tage nach Wight gehen,“ ſagte ſie ihrem Vater.

„Wenn du vernünftig biſt.“

Archibald Stanford war froh über die Nachgiebigkeit ſeiner Tochter. Als ſie ihm am andern Morgen Lebewohl ſagte, vermochte ſie ihrer Tränen doch nicht Herr zu werden.

„Du tuſt, als ginge es um die Welt, Ethel,“ beruhigte ſie der Vater. „Dabei iſt es ein Katzenſprung nach Wight. Ich komme am Sonntag hinüber. Die Seeluft wird dir guttun. Alſo auf Wiederſehen, meine Ethel!“

„Auf Wiederſehen, liebſter Vater!“ ſchluchzte ſie und küßte ihn herzlich.

Das war der Abſchied. Vielleicht für immer?

Digitized by Google

Als das eigne Auto Herrn Archibald Stanford zu seinem Geschäftsbureau brachte, ließ Ethel eine Kraftdroschke holen, den Koffer aufladen und fuhr ab. Ohne großen Abschied.

„Ich drahte, wenn Sie nachkommen sollen, Jane. Good bye!"

Verstohlen tastete Ethel noch einmal nach ihrer Ledertasche, die sie unter dem Mantel trug. Ihre Juwelen, Papiere und über dreitausend Pfund in Banknoten trug sie darin. Noch einmal warf sie einen Blick auf das Vaterhaus. Dann fuhr der Wagen dahin. Nach Coleman Street, wo Tom Coleridge wartete. —

Wieder ging Ethel zur Royal Military School. Während Roger Bathurst bei Herrn von Steinitz war, weilte Ethel bei ihrer Freundin Lucy Clason.

„Ich will Vater den Willen tun, Lucy," sagte sie. „Ich gehe auf einige Tage nach Wight, wie Doktor Seymour wollte."

„Tue das! Und wann kommst du wieder?"

„Vielleicht bald, vielleicht erst später. Darüber kann ich heute nicht bestimmen. Aber wir könnten Tee trinken, Lucy. Mich fröstelt."

„Gewiß, meine Liebe!" Lucy klingelte, Mary erschien und brachte den Tee. So saßen sie beide und plauderten, bis die graue Dämmerung hereinsank.

„Ich muß den Vetter Roger mahnen," sagte Ethel. „Die Herren verplaudern sich. Nein, nein, bemühe dich nicht, Lucy! Du hast zu tun."

„Allerdings. Es ist gleich fünf Uhr. Entschuldige mich bei deinem Vetter!"

In der Dämmerung, ehe das Licht brannte, stieg Miß Ethel mit ihrem Vetter die Treppe hinab. Herr Roger Bathurst grüßte die Wache höflich. — Dann standen sie draußen im nebligen Abend. — Ruhig gingen sie bis zur nächsten

Digitized by Google

Straßenecke, wo ihr Auto wartete. Sie ſtiegen ein. Der Wagen fuhr ab.

„Endlich! Endlich, Jobſt!“

„Hab' Dank für alle Opfer! Meine Ethel!“

Jobſt von Steinitz umarmte und küßte ſie.

„Ein verwegener Burſche, dieſer Tom Coleridge. Ich ſtecke in ſeiner Kleidung, und er liegt als Jobſt von Steinitz in meinem Bett auf Zimmer 82. Wenn ſie ihn nur nicht vorzeitig entdecken!“

„Er iſt klug und mutig. Er hat uns ſein Wort gehalten.“

Der Wagen glitt ſchnell durch die Straßen Londons. Vor dem Hauſe des Agenten in Coleman Street hielt er. Dort ſollten ſie Tom Coleridge erwarten.

Endlos langſam rannen ihnen die Minuten.

Tom Coleridge wollte in der Uniform eines Sergeanten, die er ſich vorher beſorgt und ſchon ſeit einigen Tagen im Krankenzimmer Jobſt von Steinitz' verborgen hatte, aus dem Gebäude gehen. Die Wache hatte am Mittag gewechſelt. Einen Sergeanten ließ jeder Soldat paſſieren, wenn er ihn auch vorher nicht geſehen hatte. In der Royal Military School gingen die Uniformen zahlreich ein und aus. —

Acht Uhr ſchlug es, als haſtige Schritte die Treppe im Hauſe an der Coleman Street heraufkamen. Schnell wurde die Tür geöffnet. Tom Coleridge ſtand vor Jobſt und Ethel im gewöhnlichen Straßenanzuge.

„Den Sergeanten von den Füſilieren hat die Wache ruhig paſſieren laſſen. ‚Ein bißchen auf Leiceſter Square bummeln?‘ rief der Wachthabende dem Kameraden nach. Ich habe aber der Vorſicht halber den Sergeanten in einem verſchwiegenen Schranke untergebracht,“ erzählte Tom Coleridge den Wartenden. „Hier, Miſter Bathurſt, Ihr Ausweis. Für

Digitized by Google

Sie und Ihre Gattin, Frau Evelyn Bathurſt, geborene Wilſon. Merken Sie ſich die Namen! Und nun kommen Sie! Mit der Ebbe geht der Holländer aus."

* * *

Am New Tavern Fort und Tilbury Fort vorüber glitt die „Antje de Boer" an der Troſſe des Schleppers über die Themſe ſeewärts. An den äußerſten Batterien, die an der Themſemündung ihre Baſtionen breiten, vorbei ging die Fahrt. In der hellen Nacht hoben ſich die Kreuzer und Torpedobootzerſtörer ſcharf vom Himmel ab. Eine Stunde ſpäter lag Englands Küſte hinter den Fliehenden. Ehe ihre Flucht entdeckt wurde, waren ſie auf hoher See.

Arm in Arm ſtanden Jobſt und Ethel auf dem Deck des Schiffes und ſahen die letzten ſchwachen Linien der engliſchen Küſte im Dunkel der Nacht verſinken. Die Leuchtfeuer waren gelöſcht. Nun rauſchte die See ihnen entgegen. Der friſche Odem des Meeres ſtrich um ihre Wangen. Vor ihnen lag die Freiheit — das Glück! Hinter ihnen verſank Gefangenſchaft und Not!

„Danke Gott mit mir, Jobſt!" ſagte Ethel leiſe und ſchmiegte ſich an ihn.

Zu den Sternen, die ſo friedlich durch die Nacht glitzerten, hob ſie den Blick.

„Du haſt uns nicht verlaſſen, guter Gott! Du wirſt weiterhelfen," ſagte ſie einfach.

„Er wird weiterhelfen, meine Ethel!" — Jobſt von Steinitz zog ſie an ſich und küßte ſie.

So fuhren ſie hinaus. Der Mann in neuen Kampf, das Weib ins neue Leben.

* * *

Digitized by Google

Der Wind ſtand gut, und mit vollen Segeln machte die „Antje de Boer“ glatte Fahrt.

„Feines Wetter, Kapitän!“ ſagte Jobſt von Steinitz, als er mit Ethel an der Reling ſtand und den Blick in den hellen Tag gleiten ließ. Silbern blinkte die See, die Möwen ſtrichen mit pfeifendem Flügelſchlag um die Maſten und ſchoſſen hinaus auf die grauen Wogen.

„Jawohl, feines Wetter, Miſter Bathurſt! Aber ſehen Sie mal durch das Glas! Dort nach Südweſt, drei Strich Weſt! Nun?“

Jobſt nahm das Fernglas und ſuchte die See ab. Deutlich ſah er mit geübtem Seemannsblick die dünne Stange eines Periſkops. Ein Tauchboot kreuzte im Fahrwaſſer.

„Sehen Sie nichts?“ fragte der Kapitän.

„Nicht das geringſte.“

„Na, Sie ſind eben Kaufmann und brauchen Ihre Augen zu andern Dingen. Aber ich ſage Ihnen, ehe Sie Ihre Zigarre geraucht haben, liegt ſo ein verdammtes deutſches Tauchboot längsſeits und verhört uns.“

„Was iſt da weiter? Wir ſegeln unter neutraler Flagge.“

Er deutete auf die rotweißblauen Streifen Hollands, die vom Maſt wehten.

„Die holländiſche Flagge kann jeder hiſſen. Auch jeder Engliſchmann oder Franzoſe. Die Papiere müſſen ſtimmen. Na, meinetwegen kann der Deutſche uns beſchnüffeln!“

Kapitän Groote ging zum Morgengenever in ſeine Kajüte. Klopfenden Herzens ſah Jobſt von Steinitz in der Richtung nach dem Tauchboot. Die erſten Kameraden ſollte er unter der deutſchen Kriegsflagge wiederſehen! Richtig — da wehte das weiße Tuch mit dem Eiſernen Kreuz und den ſchwarz-weißroten Streifen luſtig im Winde. Der graue Körper des

Digitized by Google

Unterſeebootes hob ſich deutlich aus den Wellen empor. In raſcher Fahrt kam es näher und ließ Signale hochgehen.

Der Kapitän kam aus der Kajüte zurück. „Natürlich! Die alte Geſchichte. Ich wußte es ja! ‚Drehen Sie bei!‘ ſignaliſiert er.“

Er ging auf die Brücke und gab das Kommando. Das deutſche Tauchboot rauſchte heran.

Ein Boot wurde ausgeſetzt und kam längsſeits. Das Fallreep des Seglers ging zu Waſſer. Ein deutſcher Seeoffizier kam an Bord.

Er grüßte ſehr korrekt. Dann ließ er ſich vom Kapitän die Schiffspapiere zeigen. Jobſt von Steinitz lehnte an der Reling und muſterte mit brennenden Augen das Tauchboot, das mit den Wellen auf und nieder ging. Deutſche Matroſen hielten die Augen ſcharf auf das holländiſche Schiff gerichtet. Wenn die Papiere nicht ſtimmten, verſackte die „Antje de Boer“ in zehn Minuten. Ohne Gnade!

Aufjauchzen und hinüberrufen hätte Jobſt von Steinitz mögen, als er die braven, deutſchen Blaujacken ſah. Aber er mußte ſchweigen. Wie ihm das Herz brannte! Wie ihm das Seemannsblut durch die Adern jagte! Aber Roger Bathurſt aus Montreal hatte kein Recht, den deutſchen Seeleuten die Hand zu drücken.

Der deutſche Seeoffizier kam mit dem Kapitän zurück. Es war alles in Ordnung. Dicht an Jobſt und Ethel vorbei ging er. Er muſterte die beiden Reiſenden ſcharf. Eine Sekunde blitzte es in ſeinen blauen Augen auf, er öffnete die Lippen, als wolle er Jobſt überraſcht anſprechen. Aber er hob nur die Hand an die Mütze.

Jobſt grüßte, aber das Blut war ihm ins Geſicht geſtiegen.

Digitized by Google

„Setzen Sie die Lotſenflagge rechtzeitig, Kapitän," hörte Jobſt den Kameraden ſagen. „Sie können nach Oſtende hinein. Gute Fahrt!"

Der Kapitän ſtand auf der oberſten Stufe des Fallreeps, bis der deutſche Offizier im Boot war. Dann kam er zurück.

„Die Freude war vergeblich! Der deutſche Seeräuber hätte uns gern den Reſt gegeben!"

„Herr!" fuhr Jobſt auf. Aber er brach ab.

„Sieh doch, Jobſt," bat Ethel, „wie ſie das Boot an Bord nehmen. Nun geht das Unterſeeboot wieder auf die Fahrt. Ob es taucht?"

„Natürlich!" erklärte der Kapitän. „Das iſt ja das Niederträchtige. Sie liegen hier wie die Füchſe auf der Lauer. Und eins — zwei — drei! haben ſie den dummen Haſen an der Kehle. Na, wir können wenigſtens nach Oſtende hinein."

Von der Brücke des Seglers kam das Kommando des Steuermannes. Der Wind faßte die Segel, und der Kiel ſchnitt die graugrünen Wogen. Ehe der Abend ſank, konnten ſie in Oſtende Anker fallen laſſen. —

Stumm ſah Jobſt dem Tauchboot nach, bis es verſchwunden war. Nur die dünne Stange des Periſkops lugte noch aus den Wellen empor.

Dann wandte ſich Jobſt an Ethel: „Weißt du, wer der deutſche Offizier war?"

„Nein, Liebſter!"

„Das war Leutnant Scheiding, den ich als Kadetten auf dem Schulſchiff unter mir hatte. Er hat ſich ganz korrekt benommen gegen Miſter Roger Bathurſt, was? Was für ein prächtiger Kerl das geworden iſt! Ach, Ethel, wenn ich erſt ſelbſt wieder des Kaiſers Rock tragen werde!"

Digitized by Google

Ethel erwiderte nichts. Aber sie verstand ihn. Höher als das Leben und die Liebe stand diesen deutschen Seeoffizieren der Dienst! Der Dienst für das Vaterland!

* * *

Beim Ortskommandanten in Ostende hatte sich der Korvettenkapitän Jobst von Steinitz gemeldet.

„Donnerwetter, Herr Kamerad!“ staunte der Major. „Das nenne ich ein Seemannsstück.“

Und als er erfuhr, daß Ethel Stanford den ganzen Plan durchgeführt hatte, legte er die Hand an die Mütze und sagte ehrerbietig:

„Meine Gnädigste, das deutsche Offizierkorps wird stolz sein, eine solche Frau unter seinen Damen zu wissen.“

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Quartiere. Jeder Kamerad wollte diese englische Dame sehen, die für ihren Verlobten so viel gewagt hatte. Und wer das hübsche junge Mädchen erblickte, das stolz an der Seite des Kameraden von der Marine ging, sagte: „Und bildhübsch ist sie auch noch! Ja, ja, die See-Molche haben immer den größten Dusel bei der holden Weiblichkeit!“ —

Jobst von Steinitz war dienstlich nach Wilhelmshaven zuständig. Er reiste sogleich mit Ethel ab.

Kameraden von der Ostender Besatzung brachten das Brautpaar zum Bahnhof.

Stolz auf ihren Jobst ging Ethel an seiner Seite. Jobst ließ sich beim Divisionspfarrer melden, um alle Formalitäten für eine Kriegstrauung zu besprechen. In Wilhelmshaven sollte Ethel ihm angetraut werden. —

In eiliger Fahrt ging es durch Belgien. Ueber Brüssel nach Düsseldorf und weiter ins deutsche Land hinein. Die

Digitized by Google

Städte und Dörfer flogen vorbei am ratternden Zuge. Qualmende Schlote und flaches Land, Häusergedränge und träumende Stille.

„Das ist nun deine neue Heimat, Ethel!“ sagte Jobst, als sie hinaussah ins Land.

„Ja, Jobst. Meine Heimat wird bei dir sein.“

„Und das Heimweh, Ethel?“

„Ich werde es nicht kennenlernen, denn du liebst mich ja. Was will ich weiter?“

Wie rührend sie in ihrem Vertrauen war! Und sie gab doch so viel um ihrer Liebe willen dahin!

„Meine Ethel!“ sagte er innig. „Mein tapferer Kamerad!“

So saßen sie Hand in Hand. Der Zug aber ratterte über die Schienen. Die Dörfer und Städte huschten vorüber. Am Ziel winkte das Glück, das heiß ersehnte und hart erkämpfte!

„Wilhelmshaven!“

Aus den Wagen des Zuges drängten sich die Fahrgäste. Viele Männer, in Uniform und Zivil. Wenige Mädchen und Frauen.

Jobst von Steinitz führte Ethel dem Ausgange zu. Er hatte an die Frau eines älteren Vorgesetzten telegraphiert. Frau von Frielinghaus kam mit einem Blumenstrauß suchend den Zug entlang.

„Hier sind wir, gnädige Frau!“ grüßte Jobst.

„Grüß Gott, Herr von Steinitz! Und herzlich willkommen in der neuen Heimat, liebes Kind!“

Sie küßte Ethel. Wie eine Mutter. Das tat Ethel wohl.

„Sie bleiben bei uns. Man wartet schon auf das neuste Opfer der deutschen Marine,“ scherzte sie. „Ach, Sie wissen es noch nicht, was es heißt, eine deutsche Seemannsfrau zu sein! Unsre Ehe besteht aus Dienst und Dienst und nochmals

Digitized by Google

Dienſt für den Geſtrengen und ein paar knappen freien Stunden am heimiſchen Herd. Nicht wahr, Herr von Steinitz? — Mein Mann iſt natürlich beim Geſchwader.“

Jobſt von Steinitz war ſtehengeblieben. Er ſprach mit einem Manne, der Marineuniform trug mit den Abzeichen des Bootsmannes.

„Komm doch einmal her, Ethel!“ bat er. „Ich muß dir einen tapferen Kameraden vorſtellen. Das iſt mein Bootsmann Pederſen, und das iſt —“

„Das iſt meine Frau, die Geſina!“ antwortete der Gefragte ſtolz.

Die junge, hübſche Frau grüßte artig, aber ſie hatte nun doch Tränen in den Augen.

Ethel reichte ihr die Hand. „Ihr Mann geht wieder an Bord?“ fragte ſie.

„Gerade zwei Tage ſind wir verheiratet,“ klagte ſie. „Und er muß ſchon wieder in den Dienſt!“

„Sei froh, Geſche, daß ich Dienſt tun kann!“ meinte Pederſen tadelnd. Dann aber ſtand er ſtramm vor Jobſt und ſagte mit feſter Stimme: „Ich freue mich, daß Herr Kapitän wieder hier ſind, und ich bitte, zu befürworten, daß ich wieder unter Herrn Kapitän Dienſt tun darf.“

„Ja, lieber Pederſen, auf dem ‚Reichsadler‘ geht das nun nicht mehr. Unſer gutes Schiff liegt auf dem Grunde des Meeres! Aber unſer Vaterland wird uns auch anderswo brauchen. Ich werde an Sie denken!“

„Was für ein prächtiger Mann!“ ſagte Ethel, als ſie weitergingen.

„So ſind ſie alle!“ erwiderte Jobſt ſtolz. „Alle, die für unſer deutſches Vaterland kämpfen, zu Waſſer und zu Lande.“

* * *

Digitized by Google

Schlicht und prunklos war die Trauung des Korvettenkapitäns Jobst von Steinitz und der Miß Ethel Stanford in der Garnisonkirche zu Wilhelmshaven verlaufen. Das Eiserne Kreuz erster Klasse, dem Führer des „Reichsadlers“ verliehen, war der Hochzeitsschmuck des Bräutigams. Der Braut wanden die Töchter des Admirals von Frielinghaus den Kranz und schmückten sie mit dem Schleier. Die Braut selbst hatte den Text der Traurede ausgesucht. Das alte, schöne Wort: „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk. Nur der Tod soll mich und dich scheiden!“

Wie schön Ethel im Kranz und Schleier war! Eine leise Wehmut lag zwar auf ihren Zügen. Aber als die Ringe gewechselt und der Segen gesprochen war, als sie sich erhoben als Mann und Frau, da leuchtete das Glück aus ihren Augen. Und Jobst flüsterte ihr leise zu, als er sie zum Wagen führte: „Mein liebes, mein süßes Weib! Nun kann uns nichts mehr trennen!“

Und als sie allein waren, sah sie ihn ernst an. „Es ist Gottes Wille gewesen, mein Jobst. Wie wunderbar hat er uns geführt! Vergiß das nicht, Jobst!“

„Nie, meine Ethel!“

* * *

Einen kurzen Urlaub hatte Jobst von Steinitz erhalten. Nach Heidelberg ging die Reise der Neuvermählten. Ethel hatte darum gebeten. Das alte, liebe Nest am Neckar hatte es ihr angetan, wo sie schöne Jugendjahre in der deutschen Pension verlebt hatte. Und der jungen Frau wurden von den alten Pensionsfreundinnen so viele Grüße ehrlicher Liebe gebracht, so viele Blumen herzlicher Zuneigung zu blühendem

Digitized by Google

Strauß gebunden, daß ſie ſich ganz heimiſch fühlte. Im Fluge vergingen die Tage, in ſeligem, ſtillem Glück. Als ob es draußen keinen Krieg, kein wildes Ringen gebe! Bis der Traum zerrann. Bis der Telegraph den Korvettenkapitän Jobſt von Steinitz zum Dienſt rief. „Sie wollen ſich innerhalb vierundzwanzig Stunden zum Dienſt auf S. M. S. ‚Schwarzburg‘ melden.“

„Das iſt grauſam, Jobſt!“ klagte Ethel.

„Nein, mein Kind, das iſt deutſch! Das Pflichtgefühl iſt des Deutſchen Talisman. Das gilt für uns alle, die wir im Dienſte der deutſchen Flagge ſtehen.“

„Ja, ihr ſteht alle wie in einem Banne, der euch nicht los läßt, Jobſt!“

„Wir Deutſchen danken Gott dafür, daß es ſo iſt! Wen dieſer Bann des deutſchen Weſens einmal gepackt hat, der ſteht ſein ganzes Leben lang unter dieſem Einfluß. Und er gürtet jeden mit neuem Mut und neuer Kraft! Wer im Banne der Gerechtigkeit und Wahrheit ſteht, Ethel, wer alles für das Höchſte, für ſein Vaterland, für ſein Heimat- und Kinderland, für ſeine Nation freudig einſetzt, der ſteht im Banne des deutſchen Adlers. Und die Stunde wird auch für dich kommen, wo du fühlſt, was es heißt, zu leben und zu ſterben, zu leiden und zu ſiegen im Banne des deutſchen Adlers. Die Stunde kommt für jeden, der in dieſen Bannkreis tritt! — Und nun ſei ſtark, mein Lieb! Heute noch gehört uns der Tag!“

„Und morgen bin ich einſam, mein Jobſt. Aber ich will nicht klagen. Ich habe es ja von jener Stunde an, da wir uns auf Madeira fanden für Leben und Tod, gewußt, daß kein deutſcher Mann heraus kann aus dieſem Bann. Solange er lebt, bleibt er in ihm. Im Banne des deutſchen Adlers!“

— Ende. —

BIBLIOTH DE LA VILLE DE LYON

Digitized by Google

Intereſſante ſpannende Romane!

Emile Erhard

(Baronin v. Warburg, geb. Freiin v. d. Goltz):

Illuſtrierte Romane.

Mit über 200 Illuſtrationen von Franz Doubek.

Die Roſe vom Haff.

Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Die Verfaſſerin, langjährige Hofdame der Prinzeſſin Friedrich Karl von Preußen, ſchildert hier Perſonen und Zuſtände am preußiſchen Königshofe in plaſtiſcher Form.

Gräfin Ruth.

Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

In dieſem Offiziersroman läßt uns die Verfaſſerin in überaus ſpannender Schilderung einen tiefen Einblick tun in das geſellſchaftliche Leben und Treiben der vornehmen Welt.

Die Lehnsjungfer.

2 Bände.

Geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Was dieſem wertvollen Roman mit dem weiten hiſtoriſchen Hintergrund ſeinen beſonderen Reiz verleiht, ſind die intereſſanten Blicke hinter die Kuliſſen des Hoflebens, die auf intimer Kenntnis der Verhältniſſe beruhen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder, wo eine ſolche nicht bekannt iſt, gegen Einſendung des Betrages nebſt 20 Pfg. Porto für einen Band bzw. 50 Pfg. Porto für alle Bände vom Verlage **W. Vobach & Co., Leipzig.**

Digitized by Google

Als Festgabe zum 100. Geburtstag Bismarcks des Großen:

Das Bismarck-Buch des deutschen Volkes.

Von Dr. Alfred Funke.

Bequeme Bezugsweise:

In 32 Lieferungen zu je 50 Pfg.
(Alle 14 Tage eine Lieferung.)

☛ Das Werk umfaßt etwa 1200 Seiten Text mit mehr als 800 Abbildungen und bringt über 40 farbenprächtige Kunstbeilagen.

Dieses Monumentalwerk über Bismarck den Großen gehört in jedes deutsche Haus.

Nicht im trockenen Tone des Geschichtsforschers, der die Herzen kalt läßt, sondern mit einer Wärme und Begeisterung, die das Buch weit über ähnliche Werke hinaushebt, wird hier das Wesentliche und Bleibende im Leben und Schaffen des großen Kanzlers geschildert. Das Aeußere und die Ausstattung des Werkes machen das Buch zu einer würdigen Ehrengabe für unsern größten Staatsmann, wie sie das deutsche Volk noch nicht besitzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder, wo eine solche nicht bekannt ist, bestellen Sie beim Verlage

W. Vobach & Co., Leipzig.

Digitized by Google

„Gott ſtrafe England!“

Der neue deutſche Gruß entſtammt dem Buche:

Schwert und Myrte.

Kriegsroman von Alfred Funke.

Geheftet Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—.

Motto: „Die Welt wird nicht durch das Schwert, ſondern durch Liebe überwunden.“

Dieſe Worte ſtehen als Motto auf dem Titelblatt dieſes ungemein ſpannenden Buches! Es iſt nicht ein Roman, der dem Senſationsbedürfnis genügen will, ſondern ein gehaltvolles Buch von bleibendem Werte, das in Form eines bis zur letzten Seite feſſelnden Romans auch alle die großen Fragen politiſcher und wirtſchaftlicher Natur behandelt, die jeden Deutſchen in dieſer ernſten großen Zeit bewegen. Der Roman bringt die Wahrheit über den gegenwärtigen Krieg, über ſeine Urſachen, Wirkungen und Ziele und gibt die Richtlinien für die Zukunft. Der Roman iſt ein Niederſchlag der Empfindungen, der Gedanken, der Spannung und Hoffnung, die unſer Volk erfüllen. Es iſt kein Buch, das den Leſer nur einmal feſſelt, es wird auf lange Jahre hinaus ein ehernes Erinnerungsblatt ſein und bleiben an die großen Tage, die wir jetzt alle durchleben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder, wo eine ſolche nicht bekannt iſt, gegen Einſendung des Betrages nebſt 20 Pfg. für Porto vom Verlage **W. Vobach & Co., Leipzig.**

Digitized by Google

Digitized by Google